Class F2646
Book .S34

Rio de Janeiro

wie es ist.

Beiträge zur

Tages- und Sitten-Geschichte

der

Hauptstadt von Brasilien

mit vorzüglicher Rücksicht

auf die

Lage des dortigen deutschen Militairs

von einem

ehemal. Kais. Brasil. Officier.

See following t. p.
1

Rio de Janeiro
wie es ist.

Beiträge zur

Tages- und Sitten-Geschichte

der

Hauptstadt von Brasilien

mit vorzüglicher Berücksichtigung

auf die

Lage des dortigen deutschen Militairs

von

einem ehemaligen Kais. Brasil. Officier.

Huma vez e nunca mais!

Hannover, 1829.
Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

55
1337

Rio de Janeiro

wie es ist.

Beiträge zur

Tages- und Sitten-Geschichte

der

Hauptstadt von Brasilien

mit vorzüglicher Rücksicht

auf die

Lage des dortigen deutschen Militairs

von

C. Schlichthorst,
ehemaligem Kaiserl. Brasil. Officier.

Huma vez e nunca mais!

Hannover, 1829.
Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

F2646
.S34

A-14-1439

275291
10

Verzeichniß der Subscribenten.

	Exempl.
Bederkesa.	
Herr Geometer Artler	1
Bingum.	
Herr Syhlrichter Specker	1
Bordenau.	
Herr Lieutenant Rabius	1
Botersheim, bei Tostedt.	
Herr Müller Menke	1
Bremen.	
Herr Makler J. Gevekot	1
— Buchhändler Kaiser	10
— Professor Mertens	1
Das Musäum	1
Frau Doctorin Nicolai	1
Die Union	1
Bruchhausen.	
Herr Dr. juris Schrader	1
— Hausvoigt Wagener	1
Burtehude.	
Herr Papierfabrikant Winter	1
Cappeln.	
Herr Pastor Hurtzig	1
Celle.	
Herr General Freiherr von Ulmenstein . .	1

†

Exempl.

Dingstorff, bei Neustadt a. R.

Herr Bauermeister Hemme 1

Ditzum.

Herr Gutsbesitzer A. Braß 1

Dorum.

Herr Voigt Döring 1
— Apotheker Hasselbach 1
— Dr. med. Ruge 1

Eilingwehr.

Herr Syhlrichter Kromminga 1

Eimbeck.

Herr Lieutenant Eppen 1

Emden.

Herr Pastor Dr. Gittermann . . . 1
Herr Bau-Conducteur E. Kettler . . . 1

Eversen, bei Neustadt a. R.

Herr Candidat Willrich 1

Göttingen.

Herr Professor Ribbentropp 15

Hage.

Herr Bau-Inspector Remmers . . . 1

Hamburg.

Herr Pastor Freudentheil 1
Herr Schiffs-Capitain v. d. Wettern . . 5

Exempl.

Hameln.

Herr Canonikus Brandes 1
— Post-Secretair Heise 1

Hannover.

Se. Excellenz, der Herr General Graf v. Alten 1
Herr Justizrath F. v. Bothmer. 1
Frau Hauptmann Cropp 1
Se. Exc., der Herr Gen.-Feldzeugmeister v. d. Decken 1
Herr Canzleirath Einfeld 1
— Geheimerath von Grote 2
Madame Grote 1
Herr Canzlei-Secretair Haase 1
Die Helwingsche Hof-Buchhandlung . . 5
Herr Geheime Cabinetsrath Hoppenstedt . . 1
— C. Ilsemann 1
— Justizrath Isenbart 2
Mr. Keane 1
Herr Antiquar Kniep 1
— Schloßhauptmann Freiherr v. Knigge . 1
— Professor Krause 1
Demoiselle Kumme 1
Herr A. Martin 1
— Kaufmann C. F. Matthee 1
— Carl Moller 1
— Major C. Müller 1
— Lieutenant Müller 1
— Archiv-Registrator Neubourg . . . 1
Madame Philipp 1
Herr Leihbibliothekar Reischauer . . . 1
— Amts-Assessor Ribbentropp . . . 1
Frau Hof-Medici Schlichthorst . . . 1
Herr L. Schnabel 1
— Lieutenant v. Sichard 1
— Obrist-Lieutenant Seveloh . . . 1
— Dr. jur. Siemens 1
Frau Ober-Commissairin Stöckmann . . 1
Herr Dr. M. Thompson 1

	Exempl.
Hannover.	
Herr Wegbaumeister Wendelstedt	1
— Cassirer Wesselhöft	1
Madame L. Witte, geb. Reinecke	1
Harburg.	
Herr Geometer Pichon	1
Hasperde.	
Herr Oberforstmeister von Hake	1
Hildesheim.	
Herr Oberst Soest	1
Hitfeld, bei Harburg.	
Herr Hauptmann Schlichthorst	1
Hitzacker.	
Herr Oberforstmeister von Plato	1
Hoya.	
Herr Kaufmann Pohl	1
Jemgum.	
Herr Amts-Copiist A. Ditzen.	1
— Amts-Assessor Erdmann	1
— Amts-Auditor Erdmann	1
— Advocat Fischer	1
— Hypothekenbuchführer Greving	1
— Amtmann Kempe	1
— Rentmeister Koster	1
— Untervoigt Wendt	1
— Dr. med. Willms	1
Jever.	
Herr Postmeister Misch	1

Exempl.

Leer.

Herr Rittmeister Georg Baring . . . 1
— Kaufmann Carstens 1
— Gutsbesitzer Danielis 1
— Kaufmann O. Focken 1
— Justiz-Commissair E. Franzius sen. . 1
— Kaufmann Garles 1
— Makler Lampe 1
— Kaufmann Carl Lantzius . . . 1
— Superintendent Lenz 1
— Amts-Assessor Meinecke 1
— Kaufmann A. Müller 1
— Amts-Assessor Oldenhove . . . 1
— Doctor Peters 1
— Schiffsbaumeister Renken . . . 1
— Senator Röben 1
— Post-Secretair Schütte 1
— Kaufmann G. Schweers . . . 1
— Major Seeger 1
— Kaufmann W. Telge 1
— Postmeister Ulich 1
— Kreis-Einnehmer von Voß . . . 1
— Gastwirth J. G. Wagener . . . 1
— Graf C. von Wedel 1
Frau Gräfin von Wedel, geb. von Gaudi . 1

Lüneburg.

Herr Geometer Alberts 1
— Landdrost v. d. Decken 1
— Lieutenant Hartmann 1
— Bau-Conducteur Krüger . . . 1
— Conducteur Paulsen 1
— Subconrector Dr. Volger . . . 1

Mellendorff.

Herr Posthalter Mohlfeld 1
— Geometer Rabius 1

	Exempl.
Meppen.	
Herr Hoheits-Commissair Kaulen . . .	1
Moisburg.	
Herr Amts-Assessor von Könnemann . .	1
Neustadt a. R.	
Herr Hausvoigt Backhaus	1
— Auditor von Berger	1
— Bauführer Campe	1
— Apotheker Detmering	1
— Advocat Dröge	1
— Provisor Harms	1
— Amts-Assessor Jacobshagen . . .	1
— Doctor Keßler	1
— Geometer Kuhlmann	1
— Advocat Reiche	1
— Doctor Schilvester	1
— Pastor Schrage	1
— Amts-Assessor von Schulzen . . .	1
— Oberhauptmann von Stietenkron . .	1
— Reg. Schreiber Varrelmann . . .	1
— Auditor von Wangenheim . . .	1
Oberndorff.	
Herr Pastor Hurtzig	1
Osnabrück.	
Die Cronesche Buchhandlung	3
Herr Lieutenant von Stolzenberg . . .	1
Osterwald.	
Herr Federschütz Wallmann	1
Padingbüttel.	
Herr Pastor Schlichthorst	1

		Exempl.
	Rio de Janeiro.	
Herr	Buchhalter Daw	1
—	Niederländ. Vice-Consul Hendricks	1
—	Kaufmann Melchert	1
—	Dr. med. Ran	1
Herr	Makler Ray	1
—	Oberst-Lieutenant von Schäffer	25
—	Kaufmann F. Schneinert	5
—	Hanseat. Consul Tembrink	1
—	Preuß. Consul von Theremin	1
—	Kaufmann Wiers	1
—	Kaiserl. Uebersetzer Zaeb	1
	Rotenburg.	
Herr	Justizrath von Könnemann	1
	Stade.	
Herr	Lieutenant Apel	1
—	Oberst-Lieutenant Brückmann	1
—	General-Major v. d. Busche	1
—	Canzlei-Procurator Cammann	1
—	Regierungsrath v. d. Decken	1
—	Major Delius	1
—	Land-Syndicus Domeyer	1
—	Geh. Justizrath von Engelbrechten	1
—	Dr. jur. Freudentheil	1
—	Regierungsrath Haltermann	3
—	Botenmeister Heidelberg	1
—	Justizrath von Kneisen	1
—	Canzlei-Secretair Körber	1
—	Cammer-Procurator Körber	1
—	Landdrostei-Secretair von Langwerth	1
—	Bürgermeister Lübbren	1
—	Lieutenant Marcard	1
—	Oberdeichgräfe Niemeyer	1
—	Regierungsrath W. Oehlrich	1
—	Lieutenant du Plat	1

Exemp

Stade.

Herr Hauptmann von Rauschenplatt . . 1
— A. Schulz 1
— Regiments-Quartiermeister von Scriba . 1
— Hofmedicus Tiedemann 2
— Rector Valett 1
— Apotheker Versmann 1

Stöcken.

Herr Chaussée-Inspector Wittstein . . . 1
— Landes-Oeconomie-Conducteur Wohlers . 1

Tostedt.

Demoiselle Elise Bostelmann 1
Herr Post-Verwalter Huth 1
— Geometer Rodenberg 1
— Dr. med. Sander 1

Wremen.

Herr Organist Stelljes 1

Wunstorff.

Herr Lieutenant Schlichthorst 5

Das Werk, welches hier dem Publico dargeboten wird, ist nicht in der heiteren Ruhe eines sorgenlosen Lebens geschrieben, sondern mitten unter den Stürmen des Meers, wie der Leidenschaften, unter Gefahren und Entbehrungen jeder Art. Deshalb macht es auf Nachsicht Anspruch. Findet der Verfasser sich durch einen günstigen Erfolg bewogen, späterhin denselben Gegenstand wieder aufzunehmen, so wird er sich bemühen, etwas vollkommneres zu liefern: ächten

Dry Madeira, twice passed the line!

Rio de Janeiro, wie es ist.

Einleitung.

Ueberspannte Ansprüche an Lebensglück und Lebensgenuß, verfehlte Wünsche und getäuschte Erwartungen bestimmten mich im Spätherbste 1824 zu einer Reise nach Brasilien. Die Phantasie liebt es, ihre bunten Bilder auf den unbegrenzten Hintergrund der weiten Ferne zu malen; wie Fata Morgana bauet sie Schlösser in die Luft, die in farblose Nebel zerfließen, wenn man sich ihnen nähert. Ich hatte diese Erfahrung mehr als einmal gemacht. Im 29sten Jahre pflegen der jugendlichen Einbildungskraft schon stark die Flügel beschnitten zu seyn, und namentlich hatte ich in einer Reihe von Jahren häufig Gelegenheit gehabt, gegen mich selbst und mein Glück mißtrauisch zu werden; weder Menschen noch Verhängniß hatten mich verzogen.

Das Weltmeer fürchtete ich nicht. Jede Gefahr hat, aus einem assecurativen Gesichtspuncte betrachtet, wenig zu sagen, und sollte sie wohl bei einer solchen Reise mehr als $\frac{1}{10}$ pro Cent betragen? — Die Frage mögen Lloyd's Agenten beantworten. Für mich war sie ohne Zweifel noch geringer; denn wie Leander würde ich durch den Hellespont schwimmen, wenn es der Mühe werth

wäre, sich um eine moderne Hero die Fingerspitzen naß zu machen. Mit Lord Byron kann ich sagen:

Leander swam for love and I for fame!

In Hamburg machte ich die Bekanntschaft des Herrn von S—r, sogenannten diplomatischen Agenten für das Kaiserreich Brasilien. Mich blendete dieser Nimbus nicht; ich sah hindurch und da fand ich denn bei näherer Betrachtung die ganze Umgebung des Ritters, sein Thun und Treiben ziemlich seelenverkäufermäßig eingerichtet. Ein böhmischer Glasschleifer, ein verlaufener Tanzmeister, vulgo der Fürst Ypsilanti genannt, und ein paar verdorbene Schuster und Schneider, daraus bestand das diplomatische Corps des Herrn von S—r. War es mir zu verdenken, daß ich seinen Versprechungen weit weniger Glauben schenkte, als den Prophezeiungen eines alten Weibes, die auf den Höhen des Hümmlings mir vor Jahren ein dauerndes Glück jenseit des Wassers geweissagt, ihr, deren Stammes-Erbtheil diese Gabe war und die in ihrer Haltung die Hexe von Endor tausendmal besser repräsentirte, als der in Katzenfelle gehüllte Ritter seinen kaiserlichen Herrn.

Als ich nun vollends das lüderliche Gesindel sah, welches der Ritter von S—r unter der gelb und grünen Fahne versammelt hatte, diese schmierige Grundsuppe der deutschen Nation, wurde mein Entschluß, in solcher Gesellschaft die Reise nach Brasilien zu machen, merklich zum Wanken gebracht. Bärenzieher und Taschenspieler fand ich dort als Kaiserlich-Brasilische Officiere, und

an der Spitze dieses ehrenwerthen Corps den Herrn von S(?), einen jungen Cavalier, dessen Namen ich weder in Rürner's Turnierbuche, noch in den Registern unserer stiftsfähigen Ritterschaft finde. Schon war ich im Begriff, eine andere Gelegenheit abzuwarten, da hörte ich, daß die junge, liebenswürdige Frau des Capitains vom Transportschiffe die Reise nach Brasilien mitmachen würde. Unbequemlichkeiten, denen sich ein schwaches Weib aus zarter Anhänglichkeit unterzieht, darf der stärkere Mann nicht scheuen. Ich schämte mich meiner Unentschlossenheit, bezahlte meine 100 Piaster und begab mich einige Tage darauf an Bord.

Herr von S—r fuhr mit uns den Strom hinunter; ihn begleitete der Rittmeister H—ft, ein Mann, der im deutschen Freiheitskampfe seine Rolle gespielt hat, ja sogar in Kupfer gestochen und in Liedern besungen ist, und mit dem ich den gütigen Leser um so eher bekannt machen zu müssen glaube, als er späterhin auf der Bühne von Rio de Janeiro wieder auftreten und gegen alle Erwartung glücklich in einer zwar kurzen, aber glänzenden Rolle debütiren wird. Vom Schiffe aus tönte uns das vortreffliche Lied: Brasilien ist nicht weit von hier! entgegen; wir fanden die Leute, etwa 300 an der Zahl, worunter 200 Soldaten, von jenem Enthusiasmus beseelt, dessen Ingredienzien in jedem Fasse Brantewein enthalten sind. Der Rittmeister schüttete eine Rede aus dem Aermel, die sich gewaschen hatte; ein lautes Vivat! beantwortete sie, und als er das feierliche Versprechen gab,

seinen biederen Landsleuten binnen kurzer Zeit nachzufolgen, war fast des Jubelns kein Ende. Nie hätte ich damals geglaubt, daß es mit diesem Versprechen ernstlich gemeint sey; die Folge hat aber bewiesen, daß selbst das Unwahrscheinlichste geschehen kann.

Der Ritter, der das Trinken besser als das Reden versteht, ohne daß ihm indessen sein Freund in dieser ersten Eigenschaft nachstände, ließ darauf sein sogenanntes Reglement vorlesen. O Beccaria, welche Augen würdest du gemacht haben, wenn du diesen auf ein paar Quartbogen abgefaßten Policei- und Criminal-Codex gelesen hättest, durch den Leben und Freiheit von 300 modernen Argonauten der Laune und Willkür eines Einzelnen preisgegeben und die höchste Instanz, wie Napoleons Militair-Commissionen, nach seinem Gutdünken niedergesetzt, und von ihm als Präsidenten geleitet werden sollte. Der Ritter, der nach Brasilischen Vorbildern mit der Todesstrafe leicht bei der Hand war, that sich viel darauf zu Gute, daß sie nach seinen Gesetzen erst kürzlich erkannt und vollzogen war, und blies sich auf wie ein Calecutischer Hahn, als der 13te Artikel seines Reglements vorgelesen wurde, welcher wörtlich so lautet:

Jeder, der Aufruhr am Schiffe stiftet, soll zum Tode verurtheilt und sofort erschossen werden.

Mancher wird versucht seyn, dies für eine hyperbolische Phrase zu halten. Als solche mag sie in einem Gesetzbuche stehen, welches nur für die kurze Zeit der Reise gilt; ich selbst hielt sie für nichts weiter und zweifelte

stark an der Wahrheit der Geschichte, womit der Ritter uns während der Reise unterhalten hatte. Leider fand ich sie bei meiner Ankunft in Rio de Janeiro vollkommen bestätigt.

Das Schiff Germania, geführt vom Capitain V—s, war vor etwa acht Monaten (im Frühjahr 1824) mit Colonisten und Soldaten vom Ritter von S—r nach Brasilien befrachtet. Unter letzteren befanden sich viele Mecklenburger Sträflinge, welcher Umstand einen gewissen Grad von Strenge rechtfertigen konnte und die höchste Vorsicht gebot; indessen ist es nicht schwer, auf einem Schiffe Ordnung zu halten. Dieselben blutigen Gesetze, welche der Ritter, dieser neue Lykurg, jeder Expedition auf den Weg zu geben pflegt, galten auch dort, und unglücklicherweise war der Herr von K—r Commandant der Leute, ein junger Mensch ohne Erfahrung, vom Nimbus einer temporären Souveränität verblendet, womit der Ritter von S—r ihn umstrahlt hatte, dabei mißtrauisch, feige und grausam, der Capitain ein schwachköpfiger Greis, der Steuermann ein abgefeimter Böswicht; und um diesen würdigen Verein voll zu machen, hatte ihm der Teufel eine alte Jungfer zugesellt, die eben so verbuhlt, wie eifersüchtig auf ihren guten Ruf, den höllischen Entschluß faßte, die Spöttereien eines Paars lustiger junger Kerle, welche geäußert hatten, sie versüße aus christlicher Liebe dem alten Capitain seine einsamen Nächte, blutig zu rächen. Die Reise dauerte lange, der Provisionen wurden weniger, das machte

manche Einschränkung nothwendig, welche immer Veranlassung zum Raisonniren geben. Dies ist, glaube ich, der Kunst-Ausdruck für eine Handlung, die in den Gesetzen des Ritters von S—r mit dem fürchterlichen Namen: Rebellion bezeichnet wird. In diesem Sinne entstand also auf dem Schiffe eine Rebellion, d. h. einige Leute, worunter auch die waren, welche den sogenannten guten Ruf des alten Drachen gelästert hatten, sollten geäußert haben, man könne im Fall der Noth den Capitain des Schiffes zwingen, einen näher gelegenen Hafen zu suchen, um sich dort von neuem zu verproviantiren. Thätliche Versuche, eine solche Ansicht mit Gewalt durchzusetzen, waren übrigens gar nicht gemacht, so daß von einem Verbrechen, welches eine Handlung, oder wenigstens einen Versuch zur Handlung voraussetzt, im juristischen Sinne nicht die Rede seyn konnte. Indessen waren keine Juristen an Bord, sondern die außerordentliche Commission, welche sich bei dieser Gelegenheit bildete, bestand aus den oben bezeichneten Personen. Feiger Argwohn präsidirte, die welken Reize einer alten Jungfer flüsterten der nicht eckeln Lüsternheit eines Greises ein blutiges Votum ins Ohr, wodurch ihre Rachgier befriedigt wurde, und die abgefeimteste Bosheit führte das Protocoll. So wurden nach vorhergegangener peinlicher Frage, wozu man sich auf der See weder der Daumschrauben noch des spanischen Bockes, sondern eines einfachen Taues bedient, welches man in der Kunstsprache das Endje nennt, den Acten zufolge sieben Menschen

zum Tode verurtheilt; acht wurden erschossen. Dieser Umstand verdient in juristischer Hinsicht besonders hervorgehoben zu werden. In den Acten sind wirklich nur sieben Menschen namentlich aufgeführt, die zum Tode verurtheilt wurden; aus den Listen und einer späteren Untersuchung, die in Rio de Janeiro über diesen Proceß angestellt wurde, geht klar und deutlich hervor, daß ihrer acht erschossen wurden. Von diesem letzteren Factum habe ich mich selbst aus den Verhandlungen dieses merkwürdigen Processes überzeugt, welche sich unter den Händen des Herrn von Miranda, Inspecteurs der auswärtigen Colonisation in Rio de Janeiro befinden. Der Steuermann war Vollstrecker des blutigen Urtheils. Mit welchem Namen soll man eine solche Handlung brandmarken? Sie ist mehr als Justiz-Mord; hier wurde die Gerechtigkeit selbst gemordet.

Der Ritter theilte uns noch einen Auszug aus den Brasilischen Militair-Gesetzen mit, der zum Nutzen und Frommen unserer Landsleute in Rio de Janeiro deutsch und portugiesisch herausgegeben ist. Darin heißt es unter andern:

Wer seine Fahne verläßt, ist des Todes schuldig,

Wer in der Schlacht ruft: Rette sich, wer kann, oder durch Worte und Zeichen Furcht verräth, soll erschossen werden,

Wer in oder aus einer kaiserlichen Festung auf einem andern Wege geht, als durch ihre Thore, hat das Leben verwirkt.

In einem Lande, wo der Feigheit durch Strafen gesteuert werden soll, muß es schlecht mit der Tapferkeit bestellt seyn, und wo die Stärke der Festungen von der Meinung abhängt, die man von ihrer Unüberwindlichkeit hat, wo Todesstrafen den bedrohen, der es nur im Scherze versucht, sie zu ersteigen, weil dadurch diesem guten Glauben Abbruch gethan werden könnte, werden sie im Ernste um desto leichter erobert werden.

Nach dieser kurzen Abschweifung, erlaube ich mir noch einige Bemerkungen über die Seelenverkäufereien des Herrn von S—r im Allgemeinen und über die Art und Weise, wie die Leute während der Ueberfahrt behandelt und verpflegt werden, indem ich mich vorzüglich auf das beziehe, was ich aus eigener Erfahrung weiß. — Einentheils läßt es sich nicht leugnen, daß Deutschland in mancher Hinsicht durch diese Expeditionen gereinigt wird, und es ist keinem Staate zu verdenken, wenn er eine solche Gelegenheit benutzt, sich seiner Sträflinge zu entledigen, deren Nutzen für das allgemeine Beste immer in einem sehr ungleichen Verhältnisse mit den Kosten steht, welche ihre Unterhaltung und Bewachung verursachen, vorzüglich da letztere bei schweren Verbrechern keine absolute Sicherheit gewährt und dadurch der bürgerlichen Gesellschaft stete Gefahr droht. Ueberläßt man es, wie dies z. B. im Großherzogthum Mecklenburg der Fall war, der freien Willkür dieser Menschen selbst, ob sie nach Brasilien geschickt werden oder ihre Strafe im Vaterlande aushalten wollen, so ist auch in dieser Hinsicht

der strengsten Gerechtigkeit Genüge geleistet, und solche Individuen können sich auf keinen Fall über ihr Loos beklagen, es mag ausfallen, wie es will. Eben so wenig läßt sich aber leugnen, daß unter denjenigen Subjecten, welche aus eigenem Antriebe, oder durch Agenten der Kaiserlich-Brasilischen Regierung verführt, nach Brasilien gehen, manche sind, die dem Vaterlande nützlich waren und gewiß ein besseres Loos verdienen, als das ist, welches ihnen dort zu Theil wird. Durch Wort und Schrift ist eine sehr übertriebene Meinung von diesem Wunderlande in Deutschland herrschend geworden, alle alten Werbekünste sind wieder hervorgesucht, um den Haufen zu vergrößern, der sich unter der gelb und grünen Fahne versammelt, die Versprechungen gewinnsüchtiger Agenten, für welche die Existenz eines Menschen eben keinen höheren Werth hat, als die Provision beträgt, die sie dafür erhalten, eben so falsch wie die Farben dieses Panniers, werden leider nur zu oft für baare Münze angenommen, so daß es nicht zu verwundern ist, wie dieser Hang auszuwandern in Deutschland so allgemein und so stark geworden. Es ist wahr, unter denen, welche diesen verzweifelten Entschluß fassen, giebt es verhältnißmäßig Wenige, welche etwas zu verlieren haben; aber diese sind gerade am meisten zu beklagen. Denn davon abgesehen, daß sie während der Reise nach dem Hafen, der zu ihrer Einschiffung bestimmt ist, auf jede mögliche Weise ausgezogen werden, da man annehmen kann, daß alle Creaturen des Herrn von S—r, unter deren Hände

sie fallen, gewissenlose Schurken sind, so sorgt dieser selbst oder seine nächste Umgebung dafür, daß sie das letzte, was ihnen übrig geblieben ist, für Fracht und Verpflegung bezahlen, unter der falschen Versprechung: das Gouvernement von Brasilien ersetze ihnen Alles wieder an Ort und Stelle, entweder baar oder durch größere Vergünstigungen. Die Gemeinheit dieser Menschen geht so weit, daß sie, um einer denkbaren Verantwortlichkeit zu entgehen, selbst falsche Quittungen für empfangene Summen ausstellen, die dem Besitzer Nichts werth sind, wie mir deren mehrere von Colonisten am Bord unseres Schiffes gezeigt sind. Schon während der Reise wird Alles über einen Kamm geschoren; bezahlt oder nicht bezahlt, ist völlig einerlei, und der einzige Gewinn, den ein Individuum, welches seine Ueberfahrt bezahlt hat, davon haben kann, ist die zweideutige Ehre, zum Colonisten-Vorsteher oder Familien-Chef für die Dauer der Reise ernannt zu werden; eine Ehre, die ihm gewöhnlich durch Neid und Mißgunst seiner Reisegefährten hinlänglich vergällt wird. Das Brasilische Gouvernement thut Nichts darauf zu Gute; von einer Wiedererstattung aufgewandter Kosten kann bei einem Colonisten nie die Rede seyn, die Unterstützungen, welche sie demnächst empfangen, sind für alle gleich, und der Werth des Landes, welches man ihnen anweist, hängt vom Zufall ab, da das Loos darüber entscheidet.

Es gehört nicht zu meinem Zwecke, hier zu untersuchen, wem die auf solche Weise erpreßten Summen zu

gute

gute kommen; ob sich gewinnsüchtige Agenten darin theilen oder die Kosten der Expedition wirklich durch sie verringert werden. Unwahrscheinlich bleibt mir Letzteres, und ich bedaure nichts mehr, als daß ich nicht in Rio de Janeiro darüber Erkundigungen eingezogen habe, wo es mir leicht geworden wäre, die Wahrheit in dieser Sache zu erfahren. Für Individuen, welche auf diese Weise ihres Geldes beraubt sind, ist es indessen völlig gleichgültig, wo es geblieben ist. Aber auch das Gouvernement selbst hat den größten Nachtheil von einem solchen jüdischen Verfahren. Denn es ist leicht zu begreifen, daß ein Colonist, der etwas Vermögen mit nach Brasilien bringt, dem Lande ohne Vergleich nützlicher ist, als einer, der nackt und bloß die americanische Erde betritt. In der Folge werde ich mich etwas ausführlicher über Colonisation auslassen und wieder auf diesen Punct zurückkommen; leider ist er nicht der einzige, der Tadel verdient.

Uebrigens pflegt sich der Herr von S—r die Ueberfahrt nach Rio de Janeiro für die Cajüte mit 100 Piaster, für's Zwischendeck mit 40 Piaster bezahlen zu lassen. Militair-Personen wird dieses Geld bei ihrer Ankunft wiedererstattet, wenn sie wirklich in Militair-Dienste treten und eine gültige Quitung beibringen können. Diese letzte Notiz vorzüglich für solche, die sich einer ähnlichen Reise-Gelegenheit bedienen wollen. Officieren, die nicht mit Transportschiffen nach Brasilien gekommen sind, wird Nichts für ihre Ueberfahrt vergütet.

Von Colonisten nimmt Herr von S—r, was er bekommen kann. Einige hatten 100 Gulden, andere 200 bezahlt; von einer Wiedererstattung ist mir kein Beispiel bekannt.

Noch tadelnswerther als dieses Verfahren, wobei der Eigennutz mit ins Spiel kommen mag, finde ich den Grundsatz des Herrn von S—r, Alles, was nur irgend zum Soldaten tauglich ist, in den Listen als solche aufführen zu lassen und es den sogenannten Commandanten der Transporte auf das bestimmteste vorzuschreiben, selbst die Söhne der Colonisten und solche Leute, die als Colonisten angenommen sind, bei ihrer Ankunft in Rio de Janeiro als Soldaten ans Land zu schicken. Dadurch werden mancher Familie ihre rüstigsten Arme entzogen. Der Schaden, welcher daraus entsteht, trifft sie unmittelbar; aber auch der Staat verfehlt seinen Zweck gänzlich, da es unmöglich ist, daß Greise und Kinder ein Land urbar machen können, dessen Cultur die stärkste Arbeit verlangt. Und selbst Kinder, die nicht zu Soldaten tüchtig sind, nimmt man zu Tambours und Pfeifern; unter den Soldaten kann man dreist die Hälfte rechnen, welche in jedem europäischen Staate als dienstunfähig ausgeschossen werden würden.

Daß schließlich ein Freistaat wie Hamburg diesen Unternehmungen so viel als möglich durch die Finger sieht, ja sie in jeder Hinsicht zu begünstigen sucht, ist sehr natürlich, da der mercantilische Gewinn, den sie gewähren, immer bedeutend genug ist, um die Aufmerk-

samkeit und den Vorschub der Regierungen zu verdienen. Ihre moralische Seite geht einen Staat, dessen Reichthum und Stärke auf Handlung beruht, nichts an, eben so wenig wie der Rheder eines Schiffes, selbst bei dem zartesten Gewissen, Anstand nehmen würde, sein Schiff zum Sclavenhandel herzugeben, wenn es ihm einen seinen Erwartungen entsprechenden Vortheil gewährte. Ueberhaupt beruht das Wesen der Handlung auf Freiheit und es ist unstreitig das Kennzeichen einer weisen Regierung, wenn es sich um sein inneres Detail gar nicht bekümmert. Damals (1824) wurde vom Brasilischen Gouvernement per Kopf 38 bis 40 Piaster bezahlt, für Kinder die Hälfte; was unterwegs starb, hatte keinen Einfluß auf die Fracht, welche nach der Anzahl der Personen bezahlt wurde, die in Hamburg an Bord geschickt waren, $\frac{1}{3}$ des Betrags dort, $\frac{2}{3}$ in Rio de Janeiro.

Die Verpflegung der Leute während der Reise ist wohl in den mehrsten Fällen recht gut. Jeder erhält des Tages $\frac{3}{4}$ Pf. Fleisch oder $\frac{1}{2}$ Pf. Speck, Kartoffeln, Erbsen oder Pudding hinreichend, ein oder zweimal Branntwein und abwechselnd Thee oder Kaffee; von Brod wird keine Portion gegeben, jeder nimmt so viel wie er braucht. Der Capitain des Schiffes, womit ich die Reise machte, gab den Passagieren während der langen Zeit, die wir auf der Elbe lagen, immer das beste frische Fleisch oder Fische, wenn er Gelegenheit hatte, sie zu kaufen; bei unserer Ankunft in Rio de Janeiro blieb noch Provision für 40 Tage übrig, obgleich wir bei contrárem Winde

drei Monate auf der Elbe und im Hafen von Hamburg gelegen und 65 Tage in See gewesen waren. Bei einer solchen Ausrüstung ist auf einem schnellsegelnden Schiffe kein Mangel zu befürchten.

Um desto schlechter war vom Herrn von S—r in ärztlicher Hinsicht gesorgt. Ein sogenannter Doctor, der statt des Doctorhutes einen Scheerbeutel zu tragen berechtigt war, und eine ärmliche Medicinkiste, gewährten dem Leben und der Gesundheit von 300 Menschen wenig Sicherheit und obgleich sich nach und nach eine Art von medicinischem Collegium bildete, worin das Votum des Cajütenjungen, wenn dieser darum befragt worden wäre, entscheidender gewesen seyn würde, als das des Doctors, starben demohnerachtet während der Reise 29 Personen. Leider hat sich Herr von S—r diese Nachlässigkeit fast bei allen seinen Expeditionen zu schulden kommen lassen und sie ist um so unverzeihlicher, da er selbst Doctor der Arzneikunde seyn will, also diejenigen Kenntnisse besitzen muß, welche erforderlich sind, um Subjecte zu prüfen, die sich ihm bei vorkommenden Gelegenheiten darbieten. Vielleicht ist auch niedriger Geiz die unlautere Quelle einer scheinbaren Nachlässigkeit, und wie sehr sinkt ein Menschenleben im Preise, wenn eigenes Interesse ins Spiel kommt.

Die große Sterblichkeit, welche an Bord dieser Transportschiffe zu herrschen pflegt, wird auch noch durch Unreinlichkeit und Mangel an policeilicher Aufsicht vermehrt, die größtentheils Folge der Unkenntniß oder des bösen

Willens solcher Personen sind, welche Herr von S—r zu ihrer Aufrechthaltung bestimmt. Das war vorzüglich auf unserem Schiffe der Fall. Die Eitelkeit und Eigenliebe des Herrn von S (?) erlaubte es ihm nicht, von irgend Jemanden einen guten Rath anzunehmen, ja sein Eigensinn ging so weit, daß er schon deshalb eine Einrichtung verwarf, von deren Zweckmäßigkeit er selbst überzeugt war, weil ein Anderer sie in Vorschlag gebracht hatte.

Es sey mir hier erlaubt, eines Vorfalls kürzlich zu erwähnen, der, so unbedeutend er ist, doch ein helles Licht auf den Charakter dieses Menschen wirft. Auf Requisition des Königlich-Preußischen Gesandten, Grafen Grote, wurden durch eine Commission der Hannoverschen Regierung einige Preußische Unterthanen, die sich am Bord des Schiffes befanden, reclamirt, während wir auf der Elbe lagen. Der Ritter von S—r hatte selbst den Befehl gegeben, sie auszuliefern; sie wurden auch ausgeliefert, aber erst, nachdem sie im Beiseyn der Commission tüchtig durchgeprügelt und im Gesichte angetheert worden waren, eine beleidigende Roheit, deren Schimpflichkeit allein auf denjenigen zurückfällt, der sie auszuüben im Stande ist. Ich konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit mein Mißfallen dem Herrn von S (?) sehr derbe zu erkennen zu geben. Wir beide waren Unterthanen dieser Regierung gewesen und ich denke, keiner von uns hatte Ursache, sich über seine früheren Verhältnisse zu beklagen. Ohne Frage war diese Handlung eben so zweckwidrig als gemein.

Diese und ähnliche Vorfälle waren nicht geeignet, eine große Harmonie am Bord des Schiffes hervorzubringen; sie herrschte auch nicht während der Reise. Indessen liegt es nicht in meinem Plane, eine Geschichte derselben zu schreiben. Ich führe den Leser unmittelbar nach Rio de Janeiro.

Ankunft in Rio de Janeiro und Geschichte des Verfassers.

Den 4ten April waren wir im Hafen von Rio de Janeiro angekommen; am folgenden Tage wurden die zum Dienste Sr. Majestät des Kaisers bestimmten Leute ausgeschifft. Die Colonisten blieben noch am Bord des Schiffes, um von dort aus nach ihrer nächsten Bestimmung, Almanson, abgeführt zu werden. Dies ist ein weitläuftiges Gebäude jenseit der Bai, welches theilweise zu einem Thran-Magazin von südlichen Wallfischfängern benutzt wird, und so lange der Aufenthaltsort unserer Landsleute zu seyn pflegt, bis sich Gelegenheit findet, sie zu Schiffe nach Porto-Alegre und von dort nach der Colonie San Leopoldo zu schicken. Da es meine Absicht war, in Militair-Dienste zu treten, so begab ich mich auch ans Land, wo wir vom Kaiser und seiner Gemahlin im Arsenal der Marine empfangen wurden.

Don Pedro ist ein schöner Mann von mittlerer Größe, im Gesichte von Blatternarben stark gezeichnet, mit einem prächtigen schwarzen Barte; seine Haltung ist nachlässig stolz, er spricht rasch und bestimmt, im Französischen weiß er sich nur unvollkommen auszudrücken. Sein glänzendschwarzes Augenpaar haftet nicht lange auf einer Stelle; er bemerkt Alles, was um ihn her vorgeht und liebt es, den ernsthaftesten Fragen eine scherzhafte Wendung zu geben. Wenn er lacht, was nicht selten geschieht, so zeigt er eine Reihe der weißesten Zähne. Sein Anzug war dem Klima und der Tageszeit angemessen, ein leichter grauer Morgenrock, ein weißer Hut, weiße Beinkleider, ein buntes seidenes Tuch nachlässig um den Nacken geschlagen. Die Kaiserin ist eine kurze, starke Frau, mit einem echt-deutschen Gesichte. Eine gewisse Aehnlichkeit mit der ehemaligen Kaiserin von Frankreich, Marie Luise, ist unverkennbar; ihre Züge haben aber nicht die Feinheit und Grazie, welche die Gemahlin Napoleons so reizend machten. Die tropische Sonne und die angewöhnte Lebensart auf der südlichen Halbkugel haben ihren Wangen einen hohen Grad von Röthe gegeben und diejenige Körperfülle hervorgebracht, welche man fast an allen Brasilischen Frauen bemerkt, die ihre erste Jugend hinter sich haben. Dazu konnte das Kostüm, worin sie erschien, einem europäischen Auge unmöglich zusagen. Lange steife Dragonerstiefel mit schweren, silbernen Sporen, weite weiße Beinkleider und darüber eine kurze seidene Tunique, ein offnes Reitkleid von grauem

Tuche, ein weißes Halstuch, welches nach Art der Männer über dem Kragen des Hemdes zugebunden war, und ein weißer, hellblau aufgeschlagener Strohhut; diese sonderbare Zusammensetzung der verschiedenartigsten Trachten war nicht dazu geeignet, ein gefälliges Ganze hervorzubringen. Sie spricht Wienerisch-Deutsch und diente ihrem Gemahle häufig als Dolmetscher; wie man sagt, soll sie sehr gelehrt seyn. Die Suite bestand aus einigen Generälen und Kammerherrn, in sehr geschmackvollen Uniformen, und aus der Minas-Garde, einem paar Dutzend langer, dürrer Kerle auf elenden Pferden. Hätte die Kaiserin eine Leibwache von Amazonen gehabt, so wie sie vor Jahrhunderten in den weiten Ebenen von Süd-Amerika ihren goldenen Bogen spannten, und der Kaiser eine von Botecuden mit ihrem phantastischen Lippen- und Ohrenschmuck und ihren buntbemalten Armen und Beinen, so würde sich das besser zu der Umgebung gepasst haben, die in der That echt americanisch war.

Das Arsenal der Marine lehnt sich an der einen Seite an den Felsen von San Bento, mit einem majestätischen Kloster auf seiner Spitze. Fromme Väter und ruchlose Soldaten wohnen in diesem weitläuftigen Gebäude in der schönsten Eintracht zusammen. Eine kriegerische Musik tönt von den hohen Balconen herab und die Trommel wirbelt unaufhörlich durch die gewölbten Kreuzgänge, ohne die entschlafenen Benedictiner, die dort schlummern, in ihrer ewigen Ruhe zu stören. Auf den Gräbern der Todten schlafen die Lebendigen und dieselben

Mauern umschließen Christen, Ketzer und Juden. Der Hof des Arsenals ist nach der See zu offen, die drei anderen sind mit Werften und Werkstätten umgeben. Eine halbvollendete Fregatte liegt auf dem Stapel; weiterhin arbeiten lange Reihen gefesselter Neger, wie höllische Geister an die Essen geschmiedet. Ihr unharmonischer Gesang übertönt den brillanten Kaisermarsch, von einem rauschenden Musik-Corps gespielt, während im Vordergrunde Germania's Söhne, wie eine Heerde weißer Schafe, vom ritterlichen Schäfer zusammengetrieben, ihrem neuen Herrscher ein lautes Vivat! darbringen.

Das Ohr gewöhnt sich bald an die Fluth dissonirender Töne; das Auge schwelgt in neuen Eindrücken, die sich ihm, wohin es blickt, darbieten. Einzelne Felsen und Berge ragen aus der unabsehbaren Masse von Häusern hervor; hin und wieder streckt eine schlanke Palme ihr stolzes Haupt in die Lüfte, keine Wolke trübt den tiefblauen Himmel. Ueber die glatte Fläche der von zahllosen Schiffen bedeckten Bai schweift das Auge nach dem jenseitigen Ufer hin. Da erhebt sich das Orgelgebirge in phantastischen Formen, zu seinen Füßen liegen blühende Inseln und die königliche Villa von Praya Grande zieht einen weiten Bogen von silberweißen Häusern längs dem lachenden Gestade. Die Festungen Santa Crux, San Joaõ und die kleine Felsen-Insel Lage vertheidigen den Eingang der Bai, Villaganhao und Isla das Cobras (die Schlangeninsel) decken den Hafen und die Stadt; von ihren Batterien weht die gelb und grüne

Flagge und der Donner der Kanonen begrüßt den jungen Tag. In glänzender Farbenpracht zieht der Flamingo durch die Luft und bunte Schmetterlinge von nie gesehener Größe spielen in den Strahlen der aufgehenden Sonne.

Es giebt wohl keinen Ort in der Welt, wo sich die Natur so den Bedürfnissen einer großen, zusammengepressten Menschen-Masse anpasst, wie hier. Ein unermesslicher Hafen, durch einen Kranz von Bergen gegen alle Stürme geschützt; der regelmäßige Wechsel des Windes, der das Ein- und Auslaufen der Schiffe so bequem und gefahrlos macht; diese Masse von Granitfelsen, ein unerschöpflicher Schatz des vortrefflichsten Baumaterials mitten in der Stadt; Ueberfluß an crystallreinem Wasser, welches von den nahegelegenen Bergen in die Thäler herabfließt, durch welche sich die Stadt mit ihren Riesenarmen windet, und diese Berge selbst mit Urwaldungen bedeckt, die ihr auf Jahrhunderte einen reichlichen Vorrath von Holz sichern, dazwischen so fruchtbare Felder und eine solche Productionskraft des Bodens, daß die gewöhnlichen europäischen Gartenfrüchte sechs- bis achtmal des Jahrs gesäet und geerndtet werden. Das Meer liefert in Ueberfluß treffliche Fische, die Ufer wimmeln von Krebsen, die Felsen sind mit Austern und eßbaren Muscheln bedeckt. Nur das Rindfleisch ist fast ungenießbar, nicht weil es an Weiden und Wiesen fehlt, sondern weil die Heerden, welche zur Stadt getrieben werden, während der Reise auf das ärgste vernachlässigt und hier auf die ekelhafteste Weise geschlachtet werden. Dagegen

ist das Schweinefleisch so vortrefflich, wie ich es nie in Europa gefunden habe; der Grund mag darin liegen, daß man die Schweine nur mit Früchten füttert und sehr jung schlachtet. Federvieh ist mittelmäßig und sehr theuer.

Der ewig heitere Himmel, die reine Luft, der frische Seewind, wodurch die brennende Gluth der Atmosphäre in den Sommermonaten (Januar, Februar, März) abgekühlt wird, setzt allen diesen Vorzügen die Krone auf, begünstigt aber auch auf der anderen Seite die allen südlichen Völkern angeborene Trägheit und Unreinlichkeit, die unter einem anderen Klima, in einer so großen Stadt, bei diesem Schmutze die Straßen verpesten würde. Pferde und Hunde bleiben liegen, wo sie todt niederfielen, die Cloaken werden am Ufer und auf den öffentlichen Plätzen geleert, die Todten in den Kirchen begraben. Aber die Kraft der Sonne und der Luft, die rastlose Thätigkeit von Millionen Insecten ist so groß, daß nur selten ein daurender Gestank aufkommen kann. Von den nahegelegenen Höhen weht der süße Duft der Orangenblüthen in die Stadt herunter; in der Regel ist er überwiegend.

Unterdessen hatte die Kaiserin die Briefe des Ritters von S—r durchgelesen und fragte nach den Hunden, welche dieser ihr zum Geschenke bestimmt hatte. Sie wurden sofort gebracht und gewährten ihr viel Vergnügen, obgleich es elende Thiere waren. Uebrigens hilft es auch zu nichts, Jagdhunde von guter deutscher Race nach diesem Theile von Amerika zu schicken; schon auf

der Reise verändert die Hitze des Klima's ihr Naturell ganz und gar, die lebhaftesten werden träge und unlustig und ihre europäischen Künste vergessen sie bald. Spanische Hunde halten sich besser, am besten Terriers, die auch zur Jagd gebraucht werden. Eine Fabel ist es, daß die Hunde unter den Wendezirkeln nicht bellen; sie verlieren eben so wenig ihre Stimme als ihre Haare, es giebt aber einige amerikanische Racen, die ohne Haar geboren werden; sie bellen demohnerachtet wie die übrigen.

Die Kaiserin ist eine große Liebhaberin der Jagd; wie man sagt, soll sie eben so gut schießen als reiten.

Der Kaiser beschäftigte sich vorzüglich mit einem angeblich Freiburger Berg-Eleven, welcher mit unserem Transporte gekommen und in seinem Costüm ans Land gegangen war. Er drehte ihn einigemal herum, besah ihn von allen Seiten und lachte und scherzte über die sonderbare Tracht. Da keiner unserer Officiere Portugiesisch verstand, so wurde Sr. Majestät erst mit vieler Mühe begreiflich gemacht, weß Geisteskind dieser Mensch sey. Ah he hum Mineiro! (Aha, es ist ein Bergmann) rief der Kaiser aus und befahl sofort dem Herrn von Miranda Machado, Inspecteur der auswärtigen Colonisation, ihn in seinem Hause aufzunehmen, bis sich Gelegenheit fände, ihn in den Bergwerken anzustellen. So war dieser Mensch auf dem besten Wege, sein Glück zu machen; er würde es dem Zufall oder vielmehr dem Theile seiner Kleidung verdankt haben, der in der bergmännischen Sprache einen eben so malerischen als unanständigen

Namen führt, denn der erregte vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kaisers. Er war aber zu unwissend; nach der Provinz San Paulo geschickt, um in den dortigen Eisenhütten neue und vortheilhafte Einrichtungen zu treffen, hielt er sich dort nur kurze Zeit. Er kam nach Rio de Janeiro zurück und arbeitet jetzt in der Münze als Schmidt, eine Arbeit, die er vielleicht besser versteht, als die höhere Mineralogie, wovon er kaum die ersten Anfangsgründe kannte.

Der bunte Haufen fing an, sich nach und nach zu entwirren. Der Kaiser hob seine Gemahlin aufs Pferd, in kurzem Gallop ging es mit der Suite die Straßen entlang; Don Pedro flog ihr in gestreckter Carriere nach. Er ist ohne Frage der beste Reiter in seiner Hauptstadt.

Die neuen Soldaten wurden nach San Bento, der Caserne des zweiten Grenadier-Bataillons, geführt, dort gemessen und nach ihrer Größe unter dieses und das 27ste Bataillon Jäger, welches auch aus Deutschen besteht, vertheilt. Die mitgekommenen Officiere konnten gehen, wohin sie wollten, für ihr Unterkommen und ihre Verpflegung wurde nicht gesorgt; ein einziges Diner, welches Monsenhor de Miranda einige Tage nach unsrer Ankunft gab, bot denen Gelegenheit dar, sich satt zu essen, welche ohne Geld den amerikanischen Boden betreten hatten; und das war ohne Frage die größte Anzahl. In der Folge erhielt jeder bis zu seiner Anstellung Eine Crusade (400 Reis, etwa $\frac{1}{2}$ Thlr. Convent. Münze); äußerst wenig in einer Stadt, wo alle europäischen Le-

bensbedürfnisse außerordentlich theuer sind, und nur der wohlfeil leben kann, der das Local kennt und sich ganz auf inländische Producte beschränkt. Für eine elende Wohnung mußte ich monatlich 10,000 Reis (15 Thlr.) bezahlen. In Deutschland würde kein Bedienter mit einem solchen Zimmer und einem so ärmlichen Ameublement zufrieden seyn; hier mußte ich Gott danken, daß ich's erhielt.

Vier Tage nach meiner Ankunft in Rio de Janeiro wurde ich in einem Duell durch den linken Fuß geschossen; die Kugel war in den Ballen des großen Zehens eingedrungen und ohne bedeutende Verletzung der Knochen durch den Fuß gegangen; nur der kleine Zehen hatte etwas gelitten. Was meinen Zustand für den ersten Augenblick gefährlich machte, war eine Art von Mundsperre; indessen meine gute Natur half sich auch diesmal. In drei bis vier Wochen war ich so weit hergestellt, daß ich wenigstens hinken konnte.

Der Leser frägt mit Recht nach der Ursache dieses Duells. Wollte ich diese verzeihliche Neugierde befriedigen, so müßte ich eine lange Geschichte erzählen, die für viele von wenig Interesse seyn würde, deren Erinnerung dagegen Saiten berührt, die mein innerstes Gefühl in schmerzliche Bewegung bringen. Die Bemerkung mag genügen: dem Manne bleibt gegen rohe Zudringlichkeit in ein zartes Verhältniß kein anderes Hülfsmittel übrig, als eine entschiedene Beleidigung; die bauet nach den

Grundsätzen der Ehre eine Schranke auf, welche nur einer Kugel oder einer Degenspitze weicht.

Obgleich die Brasilischen Gesetze gegen das Duell sehr strenge sind, indem eine bloße Herausforderung schon mit Verbannung oder Transportation bestraft wird, so traf demohnerachtet weder mich noch meinen Gegner irgend eine Strafe. Wir waren beide nicht im Dienste des Staats und so würde meiner Ansicht nach, selbst in dem Falle, daß die Sache zur Sprache gekommen wäre, keine Notiz davon genommen seyn.

Während meiner Krankheit hatte ich Muße, erbauliche Betrachtungen über dieses Capitel anzustellen. Mir ahnete nicht, daß ich bald Gelegenheit finden würde, ihre Resultate practisch in Anwendung zu bringen. In Europa, in einer gesitteten, vom zartesten Ehrgefühl durchdrungenen Gesellschaft, ist das Duell ein nothwendiges Uebel; es ist das einzige Mittel, jenen Geist der Ordnung, der Vorsicht und des Anstandes aufrecht zu erhalten, welcher den Umgang der höheren Classen so anziehend macht. Unter Caboclen und Botecuden sich duelliren zu wollen, würde Wahnsinn seyn; einen Portugiesen herauszufordern, ist gefährlicher, als ihn zu ermorden. Der rohe Wilde rächt jede Beleidigung auf der Stelle, der gebildete Südländer steckt Sottisen, vielleicht auch Schläge in die Tasche, Gift und Dolch sind seine Waffen und die weiß er in der Stille der Nacht gut zu gebrauchen; eine Herausforderung verlacht er oder bedient sich ihrer zum Verderben seines Feindes. Aber Duelle

und Faccaden (das ist der gewöhnliche Ausdruck für ein in Brasilien nicht ungewöhnliches Verbrechen, welches, um das Schimpfliche desselben noch zu erhöhen, nicht selten von gedungenen Mördern ausgeübt wird) haben in gesellschaftlicher Hinsicht ihr Gutes; sie entfernen Roheit und verletzenden Spott aus jedem Zirkel, machen die Männer discret und bescheiden gegen das schöne Geschlecht, und die Frauen vorsichtiger und liebenswürdiger, als angeborener und durch Schmeichelei genährter Stolz ihnen zu seyn erlauben würde, wenn er sich rücksichtslos aussprechen dürfte. Mit einem Worte: Furcht zu beleidigen und die sichere Ueberzeugung, daß jede Beleidigung gerächt wird, ist die Mutter jenes gefälligen Conversationstons, dessen Spott selbst nicht wehe thut, weil eine reichliche Dosis von Schmeichelei ihm seine Bitterkeit nimmt, und mag diese nun ihren Grund in einem überspannten Begriff von Ehre haben und in den Resten eines ritterlichen Sinns, der nicht mehr recht für unsere Zeit paßt, wie dies in Europa der Fall ist, oder das Kind einer schwärzeren Leidenschaft seyn, die sich in feiger Sicherheit ihres Opfers freuet, mag eine strenge Moral beide Motive verdammen, so bleibt es unleugbar, daß das Gebäude der höheren Geselligkeit in seinen Grundpfeilern erschüttert werden würde, wenn nicht Roheit und Hang zur Satyre in ihnen ein kräftiges Gegengewicht fänden. Glücklicherweise kommt der gebildete Mann in Europa selten in die Lage, sich einem Zirkel anzuschließen, der nicht allen Anforderungen an gesellige

Tugenden

Tugenden mehr oder weniger entspräche, und so wird sich der Leser nur einen unvollkommenen Begriff von den unangenehmen, störenden und verletzenden Empfindungen machen, die eine Gesellschaft hervorruft, worin alle feineren Rücksichten mit Füßen getreten werden, von der leidenschaftlichen Heftigkeit, die darin herrscht, von den gemeinen Intriguen, die sie bewegt, von dem Mangel an vernünftigen Ideen, der in einem Lande um so fühlbarer wird, wo der Geist überhaupt wenig Nahrung findet. Das Original zu diesem abstoßenden Bilde findet man mit wenig Ausnahmen in den Coterien unserer Landsleute in Rio de Janeiro. Da scheint man sich zu versammeln, um sich gegenseitig Grobheiten zu sagen; das Uebergewicht des Geistes offenbart sich in schmutzigen Späßen und rohem Spotte, an ruhige Mittheilung und an jene leichte Unterhaltung, welche die Oberfläche ihres Stoffes berührt, ohne ihn zu erschöpfen, ist nicht zu denken; verletzt und erbittert geht man auseinander. Elende Klatschereien sind die Folgen der wachsenden Feindschaft, alte Fabeln werden hervorgesucht, um ein lächerliches Licht auf einen oder den anderen zu werfen, frühere Verhältnisse, mit neuen, gehässigen Zusätzen vermehrt, dem Publico aufgetischt und so der Rest des guten Rufes zerstört, der seinen Besitzern jenseit des Meeres gefolgt ist. Groß ist der in der Regel nicht, da die vorstehenden Bemerkungen sich vorzüglich auf das dortige Militair beziehen, eine Classe von Menschen, die gerade nicht wegen ihrer Tugenden und Verdienste Europa verlassen

haben. Aber selbst unter den deutschen Kaufleuten findet man wenig Bildung und noch weniger Geschmack für Geselligkeit; unter sich leben sie wie Hund und Katze; Mädchen, Pferde und Hunde sind die einzigen Gegenstände ihrer Unterhaltung, wenn sich diese über den Cours und die Londoner Banquerotte erhebt, Pass the bottle und Help Yourself, da Alle englische Sprache und Sitte affectiren, ist der süßtönende Refrain ihrer Rede; der vernünftigste Theil beschränkt sich auf sich und sein Haus. Unter beiden Classen giebt es jedoch glänzende Ausnahmen.

Etwas Gutes bewirkte meine Krankheit für mich, ich lernte Englisch und etwas Portugiesisch; von beiden Sprachen verstand ich bei meiner Ankunft wenig. Je mehr ich dadurch mit fremden Nationen in Berührung kam, um desto mehr zog ich mich von meinen Landsleuten zurück. Beliebt machte ich mich dadurch keineswegs; ich muß gestehen, ich hatte bald wenig Freunde mehr unter ihnen. Das bekümmerte mich nicht, da ich nicht die Absicht hatte, mit ihnen zu dienen; mein Plan war, eine Stelle in der Marine zu suchen.

Uebrigens lebte ich ganz angenehm in dem engeren Zirkel meines Hauses, der aus drei oder vier Deutschen von der erträglichen Classe und einigen Engländern und Schweden bestand. Die Masse neuer Eindrücke gab meinem Geiste reichliche Nahrung, die großartige Natur mitten in einer unermeßlichen Hauptstadt sagte meinem Schönheitsgefühle zu und interessante Beziehungen, die

ich einem glücklichen Ungefähr verdankte, sprachen diesem höheren Sinn, der mehr plastisch als pittoresk ist, ganz vorzüglich an. In dieser Zeit hielt ich sogar einen Gesellschafts-Cavalier; so weit war ich selbst in meiner glänzendsten europäischen Periode nicht gewesen.

Durch ein Decret des Kaisers vom 19ten April, publicirt durch eine Ordre des General-Commando's vom 28sten desselben Monats, wurde ich zum Lieutenant bei dem 2ten Grenadier-Batallion von der ersten Linie ernannt. Das machte einen Strich durch meine Rechnung, da es, wie gesagt, gar nicht meine Absicht war, in dem Corps der Fremden, welches aus diesem und zweien Bat. Cassadore (dem 27 und 28sten der ersten Linie) bestand, zu dienen und ich mich in meinem Anstellungesuche auf das Bestimmteste über meine Hoffnungen und Erwartungen ausgesprochen hatte. Der Ritter von S—r hatte mir schon in Hamburg eine Rang-Erhöhung zugesagt, er hatte mir versprochen, daß ich meinen Wünschen gemäß im General-Stabe placirt werden würde; ich hatte mich in meiner Eingabe auf seinen Bericht an Ihre Majestät die Kaiserin berufen und zugleich den Wunsch ausgedrückt, in der Marine angestellt zu werden, da diese meiner Neigung am meisten zusagte. Jetzt sah ich mich in jeder Hinsicht getäuscht. Ich wandte mich mit einer Protestation gegen diese Anstellung an den Kriegs-Minister und den Kaiser selbst; beide halfen nichts. Es stand einmal im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich Grenadier werden sollte. Ich fuhr nach S. Christovaõ zur Kaiserin

und bat um ihre hohe Verwendung; ich verlangte nichts mehr, als Zurückerstattung meiner aufgewandten Kosten und eine mäßige Summe, um nach Europa zurückzureisen. Ihre Majestät antworteten mir mit der liebenswürdigen Freimüthigkeit, welche die erlauchte Tochter des Habsburgischen Hauses characterisirt: Sie besäßen weder Einfluß noch Geld, übrigens sehr viel guten Willen für ihre deutschen Landsleute. Ich hatte die Ehre, die kaiserliche Hand Ihrer Majestät, die der Prinzessin D. Maria da Gloria und sämmtlicher Pequenhinas (so werden die jüngeren Prinzessinnen genannt) zu küssen und fuhr mit einer lobenswürdigen Resignation zur Stadt zurück.

Um diese Zeit kam einer meiner europäischen Freunde, der Major H—e, ein durch seine Schicksale und seinen Geist gleich ausgezeichneter Mann, nach Rio de Janeiro, in der Absicht, dort Dienste zu nehmen. Der Ritter von S—r hatte ihm den Rang eines Oberst-Lieutenants versprochen, eine Auszeichnung, die er wohl verdiente, da er auf seine eigene Gefahr eine Menge Leute für den kaiserlichen Dienst in Deutschland geworben hatte. Major H—e war kein Fremdling auf der americanischen Erde; er war dem Siegesfluge Bolivar's gefolgt und hatte unter dem Corps des Generals Devereux als Oberst-Lieutenant die Ehre des Tages von Carabobo getheilt. Undank war sein Lohn. Von Columbien wandte er sich nach Mejico und war Zeuge der letzten Agonien dieses ephemeren Kaiserreichs. Iturbides Fall machte dort sei-

ner kurzen Carriere ein Ende. Er mußte schwören, das Gebiet der Republik nie wieder zu betreten und unter der Warnung, daß man ihn erschießen werde, wenn er seinen Eid bräche, wurde er nach Nord-Amerika geschickt. Arm und in allen seinen Erwartungen getäuscht kam er über England in sein Vaterland zurück; aber selbst die bittersten Erfahrungen waren nicht im Stande, seinen Ehrgeiz zu bezähmen oder seinen Durst nach Thaten zu löschen. Iturbide lud ihn von Livorno aus ein, ihn auf seinem abentheuerlichen Zuge zu begleiten; dieser Versuchung widerstand er, vielleicht aus zarter Gewissenhaftigkeit, oder auch, weil er das Mißverhältniß der Kräfte des Exkaisers und seines Anhanges mit denen der jungen Republik zu genau kannte und das unglückliche Ende dieser Expedition voraussah. In Hamburg wurde er mit dem Ritter von S—r bekannt. Dieser gebrauchte ihn eine Zeitlang bei seinen Werbungen und schickte ihn dann als Commandanten einer Expedition nach Brasilien. Auch in diesem Theile von Amerika leuchteten ihm keine günstige Sterne. Er stellte sich dem Kaiser, geschmückt mit dem Bande der Sieger von Carabobo dar und erregte dadurch den Widerwillen Seiner Majestät, die gerade in diesem Augenblicke gegen Alles außerordentlich eingenommen waren, was an Bolivar und die süd-amerikanischen Republiken erinnerte, da die Insurrection in der Provinz Montevideo in vollem Ausbruche war, die Bande Oriental unter La-Valleja und Fructuoso Ribeiro eine gefahrdrohende Stellung annahm und der Krieg mit Buenos-

Ayres unvermeidlich schien. Der Kaiser antwortete dem Major H—e beim ersten Empfang auf seine spanische Anrede nicht, sondern wandte sich zu seiner Umgebung und sagte laut: Este Official naõ quero (diesen Officier will nicht); das war genug, ihm jede Hoffnung auf eine Anstellung zu benehmen. Indessen ließ sich der Major H—e nicht so leichten Kaufes abspeisen; er zog sofort aus dem Hotel de l'Empire, wo er eine Wohnung gemiethet hatte und bivouakirte auf dem Campo da S. Anna unter den Bogen des kaiserlichen Pavillons, der in seiner Mitte steht, einige Tage mit seinem Bedienten. Zugleich schrieb er dem Kaiser, daß er weder Geld habe zurückzukehren, noch die nöthigen Mittel, um in Rio de Janeiro zu leben, und bat um die Gnade, ihn entweder anzustellen oder frei nach Europa zurückzuschicken; er erwarte die Antwort des Kaisers auf eben dem Felde, wo vor vier Jahren der einstimmige Ruf des Volks Sr. Majestät zum Kaiser von Brasilien erklärt habe. Der Kaiser nahm keine Notiz von diesem Gesuche und der Major H—e, der seinen Ruf in der Hauptstadt auf eine geniale Weise begründet hatte, fand es bald angemessen, der Einladung eines liberalen Engländers, des Herrn George M. zu folgen, der ihm eine Freistatt auf seinen Gütern anbot und zugleich den Vorschlag machte, dort unter vortheilhaften Bedingungen eine Stuterei anzulegen. Ich sah ihn mit Bedauern aus Rio de Janeiro scheiden; er war ohne Frage der ausgezeichnetste Deutsche, der dem gelb und grünen Paniere gefolgt war. Was

den Rest seiner Geschichte betrifft, so wird dieser zu seiner Zeit erzählt werden.

Mit derselben Expedition kam auch der Herr von E—d, ein vormaliger dänischer Officier, nach Rio de Janeiro. Er hatte den Kaiser portugiesisch angeredet; das war eine bessere Empfehlung, als das Band der Sieger von Carabobo und die ungewohnten Töne einer Sprache, welche jedem Portugiesen verhaßt ist. Sr. Majestät ernannten ihn zum Major und Chef eines neu zu errichtenden Grenadier-Bataillons, welches drittes Gren. Bat. der ersten Linie genannt und derselben Brigade zugetheilt wurde, wozu das zweite gehörte, auch aus Deutschen bestehend. Commandant dieses letzteren war der Oberst Cavaliere Luiz dell Hoste, Brigadier, Dom Franzisco da Costa de Sonza Mazedo. Außerdem befand sich in Rio de Janeiro das 27ste Batallion Cassadore, commandirt vom Major Wood Yeathes; das 28ste Jäger-Bataillon stand in Pernambuco unter dem Befehle des Obersten Grafen d'Escargnoles. Die Benennung Corps der Fremden (Corpo dos Estrangeiros) hatte aufgehört.

Um dem Leser ein klares Bild von dem Schauplatze der Begebenheiten zu geben, die den größten Theil dieser Blätter füllen werden, versuche ich es, in dem nachfolgenden Capitel mit wenigen Zügen ein Gemälde zu entwerfen, welches, ohne Ansprüche auf Vollendung zu machen, nur nach dem bescheidenen Ziele strebt, die characteristischen Seiten dieser in jeder Hinsicht merkwürdigen Stadt hervorzuheben und die in tropischer Pracht sie um-

gebende Natur als blühenden Hintergrund zu benutzen, wodurch die verletzenden Empfindungen gemildert werden, welche eine ungeschmückte Darstellung von Verbrechen und Strafen, von Despotismus und Intrigue, von Verfall der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, von Unterdrückung und Erpressung, von Bestechung und Verrath, den traurigen Folgen einer jeden politischen Umwälzung, hervorrufen: ein Bild der sehr treuen und heldenmüthigen Stadt San Sebastiaõ de Rio de Janeiro. Vielen, die sich in dem süßen Gifte einer verderblichen Philosophie berauscht haben und vielleicht glauben, daß aus den Trümmern einer umgestürzten Verfassung sich, wie durch einen Zauberschlag, der Tempel der Freiheit in den reinsten griechischen Verhältnissen auf den Grundpfeilern der Tugend und Vernunft erhebt, wünsche ich die Erfahrungen der wenigen Jahre, die ich am Heerde politischer Umtriebe unter einem sonst so liebenswürdigen und achtungswerthen Volke verlebt habe. Mangel an Festigkeit in jedem Zweige der Verwaltung; ein unaufhörlicher Wechsel der ministeriellen Gewalten und der Systeme, wodurch der ruhige, einförmige Gang der Staats-Maschine gestört wird; eine gefährliche Zweideutigkeit in allen Beschlüssen der Regierung sowohl, als der gesetzgebenden Macht; eine Armee ohne Disciplin, ohne Muth und ritterlichen Sinn, glänzende Eigenschaften, wodurch sich die Vorfahren eben dieses Volkes, die Albuquerques und Gamas, unsterblichen Ruhm erwarben; eine Flotte, von Fremden commandirt, die durch Dro-

hungen der Regierung imponiren, sich selbst auf Kosten entlegener Provinzen bezahlt machen und sie in dem Augenblick verlassen, wo ihre Hülfe am nothwendigsten ist; ein unermeßliches Reich, von den verschiedensten Factionen zerrissen, die nördlichen Provinzen in offener Empörung, im Süden ein verderblicher Krieg, dazwischen Mord und Hinrichtungen, Kerker und Fesseln, und eine solche Käuflichkeit der Richter, daß durch Geld jedes Verbrechen gesühnt werden kann: das sind diejenigen Folgen eine Revolution, welche dem unbefangenen, ruhigen Beobachter noch einiges Interesse gewähren, weil sie den Schein der Größe und des Außerordentlichen an sich tragen; aber das allgemeine Mißtrauen, wodurch alle Bande der Geselligkeit aufgelöset werden, die Unterdrükkung und Hülflosigkeit des Volks, die barbarische Behandlung der Soldaten, das unwürdige Betragen der höheren Officiere gegen ihre Untergebenen und das Elend jener armen Indianer, welche einem ehrsüchtigen Kriege zum Opfer gebracht werden, das erweckt Langeweile, Ekel und Abscheu. Was sich aus dieser allgemeinen Gährung gestalten wird, liegt im Schooße der Zukunft verborgen. Nur das ist gewiß: die Zeitgenossen sind nicht um die zweideutige Ehre zu beneiden, in diesem politischen Processe die Agentien abgegeben zu haben.

Die Stadt und der Hof von Rio de Janeiro.

Die Hauptstadt des unermeßlichen Brasilischen Reichs (vastissimo Imperio do Brasil, so wird dieses neue Kaiserthum im Curialstyl genannt), die sehr treue und höchst heroische Stadt San Sebastiaõ do Rio de Janeiro (a muito leal e heroica Cidade) liegt etwas nördlich vom antarctischen Wendezirkel in einer der reizendsten Gegenden der tropischen Welt. Von zwei Seiten wird sie vom Meere bespült, dessen reiner, durch hohe Gebirge beschützter Spiegel selten von Stürmen bewegt wird; Berge und Felsen umschließen sie nach der Landseite zu, ohne ihr indessen feste Gränzen zu setzen. Wie eine Spinne streckt sie ihre riesenhaften Arme in die engen, romantischen Thäler hinein, klettert allmählig in die Höhe und verliert sich mit den sie umgebenden Vorstädten in die Ur-Wälder von Süd-Amerika. In der Stadt selbst ist jeder Raum benutzt; die Felsen, die in ihrem Umkreise liegen, verschwinden nach und nach, Klöster und Kirchen erheben sich auf ihren Gipfeln, und wo sich ein sanfter Abhang findet, sind Gärten und Orangenwälder angelegt. Einzelne Palmen, der schönste Schmuck der tropischen Pflanzenwelt, wachsen aus den nackten Steinen hervor, die reine frische Luft spielt mit ihren ewig grünen Blättern, Schmetterlinge und Colibris flattern um uralte Blüthenbäume, die, mit wunderbaren Wucherpflanzen bedeckt, eigene Welten zu bilden scheinen. In jedem Theile

der Stadt findet man Spuren einer großen Natur; wie imponirend erscheint diese in ihrer nächsten Umgebung! Aus undurchdringlichen Wäldern strebt der Corcovado fast senkrecht in die Höhe; die kaiserliche Flagge weht von seiner Spitze und verkündet den Sieg der Kunst über die Natur; ein bequemer Weg führt zu ihm hinauf. Der Zuckerhut (paõ d'agucar), das unverkennbare Wahrzeichen der Bay für einlaufende Schiffe, ist noch von keinem Sterblichen erstiegen. Etwas südlicher liegt der Altar, eine Granit-Masse von regelmäßiger Form, die eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Tafelberge auf dem Cap der guten Hoffnung hat; dazwischen Land-Seen von so wunderbarer Natur, daß man in der alten Welt nirgends ihres gleichen findet. Die Lage der Bay entschuldigt den Irrthum der ersten Entdecker, sie für die Mündung eines großen Stromes gehalten zu haben; die geringe Breite ihres Eingangs, die Inseln, die vor und in ihr liegen, ihre unabsehbare Tiefe, der periodische Wechsel der Strömungen, selbst der indianische Name (schwarzer Fluß) motivirten diese Täuschung hinlänglich. Ueber die glatte Fläche des Wassers schweift das Auge mit Vergnügen nach dem jenseitigen Ufer hin. Die bunten Farben der Flaggen aller Nationen geben dem reinen, tiefgrünen Spiegel ein lebhaftes Colorit, silberweiße Festungen liegen auf einzelnen Felsen mitten im Meere, am Abhange eines Berges erhebt sich Santa Cruz, der Schlüssel des Hafens; eine Reihe Telegraphen auf den nahen Höhen treibt rastlos ihr geheimnißvolles Spiel;

auf einem grauen, durch eine hölzerne Brücke mit dem Ufer verbundenen Granit-Würfel liegt das einsame Kloster Bom Viagem, weiterhin zieht die königliche Villa von Praya Grande ihren weiten Bogen längs dem Gestade; blühende Orangenwälder, deren schnurgerade Alleen einen frappanten Contrast mit der regellosen Schönheit der Wälder machen, woran sie sich lehnen, steigen hinter einer Reihe weißer Landhäuser allmählig in die Höhe; zahllose Barken gehen hin und wieder. Bei Almanson wird die Gegend schon wilder; durcheinandergeworfene Steinmassen bestimmen der Cultur ihre Gränzen, die schöpferische Kraft der Natur hemmen sie nicht. Die Bay erweitert sich und umfaßt eine Menge kleiner, romantischer Inseln, alle geschmückt mit dem lebhaften Grün einer tropischen Vegetation; hin und wieder erhebt sich ein altes Kloster oder ein modernes Landhaus auf den niedrigen Höhen; die Luft wirft ihren farbigen Schleier über die entfernteren, und im Hintergrunde thürmt sich das Orgelgebirge in gigantischen Massen empor; einzelne Wolkenstreifen lagern sich um ihre phantastischen Spitzen, die wie Orgelpfeifen neben einander stehen; aus den Thälern dringen hohe Rauchsäulen und verkünden das Daseyn von Menschen, in dieser wilden Natur das einzige Zeichen ihrer zerstörenden Betriebsamkeit.

In dem Briefe Cabrals, des Entdeckers von Brasilien, an die Königin von Portugal, erkennt man die Gegend sehr gut wieder. Der Raum, den jetzt die Stadt einnimmt, war damals ein Sumpf, dessen Reste noch

zwischen ihr und San Christovaõ und in einigen Theilen der Neustadt selbst bemerkbar sind. Auf der Schlangen-Insel pflanzte er zuerst die königliche Fahne und das Kreuz auf. Die Einwohner waren Tupinambas, ein gutmüthiges, harmloses Volk, welches einige Ideen von einem höheren Wesen zu haben schien und viel Neigung zum Christenthume bezeigte.

Die Vortheile der Lage dieses Flusses und der Umgegend leuchteten dem portugiesischen Admiral ein. Die Bay war geräumig genug, alle Schiffe der Welt in sich aufzunehmen; hohe Gebirge schützen sie gegen die Wuth der Stürme, die unter den Wendezirkeln selten, aber um so gefährlicher sind; die beiderseitigen Ufer der Einfahrt boten vortreffliche Puncte zur Anlegung von Festungen dar, dazwischenliegende Inseln beengten ihre geringe Breite noch mehr; das Fahrwasser, welches längs ihnen herlief, war tief und breit genug; der regelmäßige Wechsel des Windes begünstigte das Ein- und Auslaufen der Schiffe. In mercantilischer sowohl als militairischer Hinsicht berechtigte dieser Fleck zu großen Erwartungen. Die neue Colonie erhob sich bald zu einer bedeutenden Stadt.

Indessen hat das System der Befestigung, wodurch Hafen und Stadt vertheidigt werden soll, den Fehler, der alle Anlagen dieser Art aus der glänzenden Zeit der portugiesischen Macht bezeichnet: die Batterien liegen viel zu hoch und rasiren deshalb den Spiegel des Wassers nicht, die Schießscharten sind eng und hoch und erlauben

kein freies Spiel des Geschützes, was unumgänglich nothwendig ist, um einer Flotte das Einlaufen zu verwehren; die Schlangeninsel ist geschickter die Stadt zu bombardiren, als einen Feind zu vernichten, der unter ihren Mauern vor Anker geht; die Stadt selbst hat gar keine Vertheidigung mehr. Das alte Fort von S. Sebastiaõ liegt in Trümmern, die Landzunge des Arsenals, das einzige Werk, welches den obenerwähnten Fehler einer zu großen Höhe nicht hatte, ist wie das Castel da Nossa Senhora da Conceicaõ mit Gebäuden bedeckt und anderweitig benutzt; auf der Landseite nach S. Christovaõ zu liegen Reste von Batterien, traurige Ueberbleibsel aus den Tagen der letzten Revolution, wo ein roher militärischer Haufen gegen seidene Strümpfe und stählerne Courdegen zu Felde zog und der Kaiser eine widerspenstige Assemble nicht durch eine Rede auflöste, sondern mit der Reitpeitsche auseinander jagte. Praya Vermelha, eine Stunde von der Stadt, ist nach vernünftigen Grundsätzen erbauet. Diese Festung vertheidigt den flachen Strand zwischen dem Zuckerhut und dem Telegraphenberg und macht eine Landung von dieser Seite unmöglich; als militärischer Punct ist sie von gar keinem Nutzen. An der südlichen Küste werden neue Festungen gebauet und alte zerfallen in Trümmer; was sie bezwecken, weiß ich nicht zu sagen, im Fall der Noth wird die Natur die beste Vertheidigung dieses Landes seyn. Auf die hohe Meinung, welche die Brasilier von der Unüberwindlichkeit ihrer Festungen und ihres Hafens haben, thue ich

nichts zu Gute; auch hat im Laufe der Zeit der Erfolg sie keineswegs bewährt.

Von mehreren Begebenheiten, welche dieses beweisen, erlaube ich mir, nur eine in Erinnerung zu bringen. Duguay-Trouin, ein französischer Kauffahrtei-Capitain, forcirte vor etwa 100 Jahren mit einer kleinen, von Privatpersonen ausgerüsteten Escadre den Eingang der Bay, die noch außerdem von sieben Kriegsschiffen und mehr als 300 Kanonen vertheidigt wurde, ging unter der Festung Isla das Cobras vor Anker, bombardirte die Stadt, verbrannte 3 Linienschiffe, 2 Fregatten und 60 Kauffahrteischiffe und erpresste eine Brandschatzung von 610,000 Cruzaden (etwa 300,000 Thlr. Gold). Der Verlust der Portugiesen wurde auf 25 Millionen angeschlagen, eine bedeutende Summe für ein armes Fischernest, wie man Rio de Janeiro damals im Mutterlande zu nennen pflegte. Die Sache machte sich ganz einfach. Duguay-Trouin benutzte einen günstigen Wind, segelte mit seiner Flotte ohne großen Schaden zwischen den Festungen Santa Cruz und San Joaõ und den Inseln Laye und Villaganhaõ hindurch, bekümmerte sich wenig um das Feuer der Schlangeninsel, bombardirte die Stadt und rächte die Niederlage seines Landsmannes Leclecs, der 1710 eine Landung versucht hatte, mit 6—700 Mann gefangen wurde und über die Klinge springen mußte, auf eine glänzende Weise. Wie viel weniger Widerstand würde in unseren Tagen eine englische Flotte finden, wenn sie eine ähnliche Expedition unternähme, da ohne

Frage der Zustand der Festungen nicht besser ist, als damals und die Kunst des Manoeuvrirens sich in einem hohen Grade vervollkommnet hat.

Rio de Janeiro nimmt seiner Lage und der Beschaffenheit des Bodens nach, einen sehr unregelmäßigen Raum ein. Indessen bildet ein großer Theil der Stadt ein längliches Viereck, welches nach der Seeseite zu von dem Felsen San Bento und Conceicaõ begränzt wird, seine Fronte dem Hafen zukehrt und sich von dort aus bis zum Moraste von San Christovaõ erstreckt. Die Höhen von San Sebastiaõ und San Antonio trennen es von den übrigen Theilen der Stadt, die dem Fuße der Hügel folgend ein weniger regelmäßiges Ansehn haben. Die Straßen sind nicht breit, einige wenige ausgenommen; auch entfernen sich fast alle etwas von der geraden Linie, selbst da, wo Raum vorhanden war, sie beizubehalten; die Natur gefällt sich nicht in ihr, deshalb haben alle Straßen, wo sie den Plan vorzeichnete, den genialen Schwung der Berge und Felsen, woran sie sich lehnen. Die Neustadt ist noch im Werden, die Straßen sind breiter und mehr nach der Schnur angelegt; die Vorstädte Catete und Catumbi haben ein ländliches Ansehn.

Die Häuser sind größtentheils im portugiesischen Geschmack erbauet; aber leider trifft man schon hin und wieder einige, die sich von ihm entfernen. Die untere Etage wird gewöhnlich zu Magazinen und Läden benutzt, alle übrigen haben Balcone und darin liegt gerade der

größte

größte Reiz südlicher Architectur. Fenster machen ohne Frage ein jedes Gebäude häßlich; in einem Lande, wo das Haus nur Schutz gegen Sonne und Regen verleihen soll, sind sie höchst unpassend. Aus dem Zimmer unmittelbar auf einen luftigen Balcon zu treten, oder in einem engen Fenster zu liegen, ist wahrlich ein großer Unterschied. Es lässt sich noch viel mehr zu ihrer Empfehlung sagen, was ins innere Leben eines Volkes greift, bei welchem nachbarliche Verhältnisse von jeher ein großes Gewicht hatten; das gehört aber nicht hierher, bei einer anderen Gelegenheit komme ich darauf zurück. So viel ist gewiß: ein Auge, welches sich an die gefälligen Formen der Balcone gewöhnt hat, findet ein Gebäude mit Fenstern außerordentlich geschmacklos.

Vor der Ankunft des Königs war die Stadt fast ganz zur ebenen Erde gebauet; sie ist aber seitdem beträchtlich in die Höhe gegangen. In den Hauptstraßen giebt es jetzt wenig solche Häuser mehr, dagegen sehr viele von drei, vier und mehreren Etagen. Das Gesetz, welches einen jeden berechtigt, seinem Nachbarn ein Stockwerk auf den Kopf zu setzen, wenn er nicht selbst Mittel oder Lust hat, zu bauen, trägt vieles dazu bei, die Stadt zu heben. Fundamente und Grundmauern sind schon wegen der Hitze des Clima's bei allen Häusern so stark, daß sie ohne Nachtheil mehrere Etagen tragen können. Die Zimmer unter dem Dache sind entweder gewölbt oder haben eine zeltförmige Decke, das giebt ihnen ein heiteres, gefälliges Ansehn. Die Scheidewände gehen nicht

durch, sondern reichen nur bis zur Höhe der Mauern; unter einem so glücklichen Himmel ist Luftzug die größte Wohlthat und das einzige Mittel, die Musquiten, diese Cardinalplage der neuen Welt, zu entfernen.

Der Palast zeichnet sich durch nichts vor den übrigen Gebäuden der Stadt aus. Sein Inneres ist nicht prächtig, es giebt hunderte von Privatwohnungen, die besser decorirt sind; nur seine Lage macht ihn zu einem wahren Feenpalast. Von allen Seiten dringt die frische Seeluft in die hohen, gewölbten Gemächer, die Aussicht über den Hafen und die Bai ist überraschend schön, der Palastplatz mit einer massiven Cajung eingefaßt, liegt zu seinen Füßen; Stunden lang sieht man mit erhöhtem Interesse auf das bunte Gewimmel herab, welches sich auf diesem weiten, von geschmackvollen Häusern und prächtigen Kirchen umgebenen Raume bewegt. Der Kaiser bewohnt den Palast nie. Außer den Gallatagen hält er jeden Freitag Audienz in der Stadt, und da diese selten zahlreich besucht werden, so genügen die Säle und Zimmer in der Fronte hinlänglich für diesen Zweck. Der übrige Raum des weitläuftigen Gebäudes ist zu den Expeditionen der verschiedenen Ministerien benutzt; außerdem wohnen viele Hofbediente in ihm. Er nimmt in zwei großen Vierecken eine Grundfläche von 7500 Quadratschritten ein und hat abwechselnd zwei, drei und vier Etagen.

Rio de Janeiro enthält einige 40 Kirchen und Klöster, vortreffliche Hospitäler, ein Findel- und Waisenhaus,

öffentliche Schulen nach der Bell-Lancasterschen Methode, eine Universität, eine Marine-Academie, ein herrliches Theater und nach Lissabon die beste Wasserleitung der Welt. Bemerkungswerth sind außerdem: die Münze, worin sich auch die kaiserlichen Diamantenschleifereien befinden, die Bank, die Alfandega, die Börse, ein vom König Joaõ VI. gestiftetes Museum und der vormalige gräflich Arcosche Palast, jetzt das Versammlungshaus der Kammern. Keine Hauptstadt von Europa kann sich eines solchen öffentlichen Platzes rühmen, als es der Largo da Acclamacaõ ist, gewöhnlich Campo da S. Anna genannt. Der kleine Palast, der in seiner Mitte steht, verliert sich auf ihm, wie die Hütte eines Hirten auf einer großen Wiese; das lebhafteste Grün bedeckt ihn zu jeder Jahrszeit. Bei großen Feuerwerken, wo die ganze Bevölkerung der Hauptstadt sich auf diesem Einen Platze concentrirt, ist hinlänglich Raum für alle; ja eine dreimal größere Menschenmasse würde ihn nicht in seiner ganzen Ausdehnung füllen. Die Besatzung von Rio de Janeiro, die vor der Expedition nach Montevideo ungefähr 8000 Mann betrug, in einem Quarrée aufgestellt, umfasste ihn nicht und der Kaiser, von der Ehrengarde und einer zahlreichen Suite umgeben, hunderte von Equipagen und tausende von Zuschauern, die sich in der Mitte befanden, bildeten, von weitem gesehen, nur einen kleinen Haufen, der sich in glänzender Farbenpracht auf der grünen Fläche langsam bewegte.

Der Platz der Constitution, früher Largo do Roscio

genannt, liegt mehr im Mittelpunct der Stadt. Auf ihm steht, dem Theater gegenüber, der Galgen für die Fidalgos, eine geschmackvolle steinerne Säule, mit der getheilten Weltkugel, dem Wappen von Brasilien, auf dem Capital, seine verhängnißvollen eisernen Arme nach den vier Weltgegenden ausstreckend. Auf der anderen Seite liegt der Palast des Grafen von Rio Seco, des reichsten Tituladen (so wird der hohe Adel von Brasilien genannt) des Reichs. Eine so nahe Perspective auf dieses bedeutungsvolle Memento mori kann manchmal von guter Wirkung seyn; die Aussicht wird nicht durch sie verdorben, da die Form des Galgens, wie gesagt, sehr anständig und geschmackvoll ist.

Das kaiserliche Theater von San Pedro de Alcantara und die Wasserleitung sind beides Meisterwerke der Baukunst, das Erstere, was sein Inneres anbetrifft, wo der edelste Styl nur durch die verschwenderische Pracht übertroffen wird, womit es geschmückt ist, die Andere durch die imponirenden Massen und die Zweckmäßigkeit der Anlage, wodurch dem Bedürfnisse einer großen Stadt auf eine eben so genügende als bequeme Weise abgeholfen wird. Die Quelle, welche sie zur Stadt führt, entspringt am Fuße des Corcovados, senkt sich allmählig längs dem Abhange der unter ihm liegenden Berge in einer schmalen, bedeckten Rinne bis zum Kloster Santa Theresa, von wo aus eine Colonade, die aus einer doppelten Bogenreihe besteht, das Wasser über einen Theil der Stadt nach der Höhe von San Antonio bringt. In

den reinsten Verhältnissen ähnlicher Bauwerke aus der blühendsten Periode der römischen Architectur bietet diese große Masse dem Auge schneeweiße Flächen dar, durch die Folie des tropischen Himmels gehoben, der in der ganzen Ausdehnung des Aquaducts durch die gewölbten Räume hindurchblickt. Das Werk ist für die Ewigkeit gebauet, die Stärke der Grundpfeiler der Last angemessen, die sie tragen, die Gewölbe sind alle zirkelrund, die obere Bogenreihe weiter und höher als die untere, die Gallerie einfach und dem Ganzen entsprechend. Die Straßen, welche der Aquaduct durchschneidet, liegen tief unter ihm, zu beiden Seiten lehnt er sich an sanfte Höhen, die mit Gärten, Wiesen und Orangenwäldern bedeckt sind; vom Kloster San Antonio aus zertheilt er sich in mehreren Armen durch die Stadt. Das Wasser ist vorzüglich gut.

Die besuchtesten Promenaden in der Stadt sind der Palastplatz und der öffentliche Garten; die reizendste der Umgegend ist der Weg längs der Wasserleitung bis zur Spitze des Corcovados. Aechte Brasilier lustwandeln am liebsten in der Dämmerung auf den Straßen; anständige Frauen sieht man des Morgens in den Kirchen.

Die Zahl der Einwohner von Rio de Janeiro mag 200,000 betragen; nach einer Berechnung, die mir der Professor der Mathematik Luiz B. mittheilte, stieg sie sogar auf 250,000. Amtliche Zählungen kommen nicht zur Kenntniß des Publicums, entweder weil sie nicht gemacht werden, oder weil man ihre Resultate geheim hält. Auf einen Weißen kann man drei Farbige rechnen;

die Zahl der Sclaven übersteigt die der Freien. Die Bevölkerung wächst ausnehmend schnell, theils weil viele Fremde, vorzüglich Franzosen einwandern, theils weil die Neger-Einfuhr so lebhaft ist, wie sie zu keiner Zeit war; in Einem Monate (Januar 1826) wurden über 5000 eingeführt, wovon ein großer Theil in der Stadt blieb. Ur-Einwohner sieht man selten; unter den Soldaten giebt es indessen sogenannte Cabocles, Abkömmlinge von Schwarzen und Indianern, auch wohl von Weißen und Indianern. Botocuden kommen nie freiwillig zur Stadt.

Die Einwohner von Rio de Janeiro lassen sich am liebsten von der Wasserleitung, welche die Carioca heißt, Cariocaner nennen. Das städtische Regiment ist in den Händen eines Municipal-Raths, welcher Senat von der Kammer genannt wird und das Prädicat Erlaucht erhält (o illustre Senado da Camera). Wie weit die Befugnisse dieser Behörde gehen, ist schwer zu entscheiden; für die jetzigen Verhältnisse scheint die Verfassung nicht zu taugen.

Dem sittlichen Zustande des Volks, wie er sich jetzt dem Beobachter in einem unerfreulichen Bilde darstellt, widme ich ein eigenes Capitel. Hier erlaube ich mir nur einen kurzen Rückblick auf die nächste Vergangenheit. Rio de Janeiro wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem glücklichen, genügsamen und liebenswürdigen Volke bewohnt; zügelloser Hang nach Ausschweifungen und ein hoher Grad von Faulheit hielten diesen guten Eigenschaften das Gleichgewicht. Liebe war das Feld

der Intrigue, wie es jetzt die Politik ist; Anlage dazu war von jeher in diesem Volke. Verbrechen waren nicht selten in ihrem Gefolge, durch Religion wurden sie gesühnt; bei politischen Sünden, die ohne Scheu und Schaam verübt werden, bedarf man ihrer nicht mehr. Die Menschen lebten in einer glücklichen Unwissenheit. Die Geistlichkeit war im alleinigen Besitz der Intelligenz und kannte ihr Interesse zu genau, als daß sie ein so kostbares Gut leichtsinnig verschwendet hätte; dem Volke wurde es in kleinen Portionen mitgetheilt; die Erfahrung hat gelehrt, daß es größere nicht verdauen kann. Zur Ehre Gottes wurde viel Holz verbrannt, aber keine Ketzer. Die guten Cariocaner hielten sich für die besten Christen der Welt und nannten alle anderen Glaubensgenossen Juden; die lächerlichsten Fabeln wurden in kindlicher Einfalt geglaubt. Hungerige Zollbedienten visitirten nach verbotenen Waaren, ein feister Capuciner prüfte Herz und Nieren der ankommenden Fremden; nur catholischen Christen wurde der Aufenthalt in der Stadt gestattet. Indessen ward es mit dieser Untersuchung nicht genau genommen; mit einem auswendig gelernten Credo war Alles abgemacht.

Für das Mutterland war Brasilien eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums. Die Vice-Könige, die Richter und andere höhere Beamte der Regierung häuften Schätze auf Schätze; einheimisch wurden sie selten im Lande, da der portugiesische Dünkel mit stolzer Verachtung auf ein Volk herabsah, dessen Blut durch Ver-

mischung mit Negern und Americanern, wie man sich ausdrückte, nicht mehr rein war. Die Justizpflege war unter aller Critik, indessen waren Processe selten, da im Allgemeinen viel Treue und Glauben herrschte und sie gewöhnlich in ihren Folgen so verderblich waren, daß man sie eben so sehr scheuete als hasste. Bei einer einfachen Lebensweise wurde das Volk reich; gemünztes Geld war im Ueberfluß vorhanden. Die Kirchen und Klöster strotzten von Gold, Silber und den edelsten Steinen. Das gemeinste Hausgeräth war von Silber, die Frauen liebten einen schweren, massiven Schmuck. Luxus wurde vorzüglich mit Sclaven getrieben, die in der Stadt gut behandelt wurden und wenig arbeiteten; in den Kirchen und auf Promenaden folgten sie ihrer Herrschaft in einem langen Zuge. Das Militair stand in großer Achtung und lebte gut, nicht weil es einen hohen Sold erhielt, sondern weil es den Soldaten frei stand, jedes andere Geschäft nebenbei zu treiben. Heldenmuth zeichnete es nicht aus.

Gegen Fremde war man mißtrauisch. Doch war dieses Mißtrauen keineswegs im Character des Volks begründet, sondern ging von der Regierung aus, die Ursache hatte, ihre Fehler und Sünden der forschenden Neugierde zu verbergen. Jeder Fremde erhielt während seines Aufenthalts in der Stadt eine seinem Range angemessene militärische Begleitung. Dies hatte seine großen Unbequemlichkeiten; da aber Officier und Soldat das gerade nicht sehr ehrenvolle Geschäft eines Alcovitei-

res (Kupplers) nebenbei trieb und sich mit seltener Gefälligkeit für Geld zu jeder anderen Dienstleistung verstand, außerdem in keiner Hinsicht genirte, so lag in diesem scheinbaren Zwange wiederum sein Gutes; der sentimentale Reisende fand dadurch den Weg gebahnt, sich dem interessantesten Theile des Volks zu nähern, jenen reizenden Cariocanerinnen, deren Liebenswürdigkeit alle Stürme der Revolution überlebt hat.

In jenen schönen Tagen muß das gesellschaftliche Leben in Rio de Janeiro sehr angenehm gewesen seyn. Noch jetzt sprechen alte Brasilier von der Vergangenheit mit einem Ausdrucke und einer Empfindung, die aus Trauer und Lust gemischt ist. Nachbarn, ja ganze Straßen bildeten Eine Familie, man besuchte sich ohne allen Zwang, die Unterhaltung war lebhaft und frei, Musik und Tanz und die ausdrucksvollere Sprache der Augen füllten die Lücken des Gesprächs. Liebeshändel wurden mit seltener Delicatesse behandelt; die Eifersucht fand keine Nahrung, weil jedermann gegen verheirathete Frauen und Mädchen artig und galant war, und wenn wirklich eine Begünstigung statt fand, diese so geheim gehalten wurde, daß sie nicht anstößig werden konnte. Indiscretion war ein todeswürdiges Verbrechen, Klatscherei nicht nach dem Geschmacke der Nation; jeder that und ließ, was sich mit seinem Gewissen vertrug, einen sogenannten guten Ruf, jene vox populi, die in Europa leider nicht immer vox dei ist, gab es nicht.

Wie der Teufel der Revolution mit schwarzen Pinselstrichen aus diesem schönen Gemälde ein widriges Zerrbild gemacht hat, wird in der Folge erzählt werden.

Der Hof residirt in San Christovaõ, einem bedeutenden Flecken, etwa eine halbe Stunde von der Hauptstadt entfernt. Zu Lande führen zwei Wege dahin: der sogenannte Laternenweg, eine schnurgrade Chaussee, die den Sumpf durchschneidet, welcher Rio de Janeiro von S. Christovaõ trennt, und eine nicht so bequeme aber höchst romantische Straße, die von der Catumbi aus längs seinem Rande und den ihn umgebenden Bergen fortläuft. Die stärkste Communication ist zu Wasser; Barken und Canoen gehen ohne Unterbrechung von mehreren Puncten der Stadt ab und zu.

Der Laternenweg ist mit großen Kosten vom Könige Joaõ VI. erbauet. Persönlicher Muth gehörte nicht zu den Tugenden dieses Fürsten, davon zeugen die steinernen Säulen, welche von 50 zu 50 Schritt zu beiden Seiten der Straße stehen, bestimmt, eine zahllose Menge von Laternen zu tragen, die alle angezündet wurden, wenn der Monarch bei Nacht nach der Stadt fuhr oder nach S. Christovaõ zurückkehrte. Der Kaiser, der bei weitem mehr Gefahr läuft als sein königlicher Vater, verachtet sie; man sagt, daß schon mehrere Male auf diesem Wege nach ihm geschossen sey, demohnerachtet wer-

den die Laternen nie angezündet. Don Pedro pflegt zu sagen: ich weiß, daß meine Mutter eine — ist, aber das danke ich ihr, daß sie mich ohne Furcht geboren hat, und passirt ihn zu jeder Stunde der Nacht.

Ich bemerke ein für allemal, daß wo in der Folge ein ähnlicher Gedankenstrich vorkommt, dieser einen undelicaten Ausdruck bezeichnet, den in wörtlicher Uebersetzung wiederzugeben, mir der Geist der deutschen Sprache verbietet, der aber in Brasilien unter Umständen nicht anstößiger ist, als wenn etwa ein deutscher Fürst zu einem aus seiner Umgebung im Scherze sagte: du bist ein großer Spitzbube. Gewohnheit giebt den Wörtern Sinn und Ausdruck; was in Europa beleidigen würde, gilt hier für einen allerhöchstgnädigen Scherz und es ist gar nicht auffallend, wenn sich der Monarch seines Lieblingsausdrucks selbst in Beziehung zu den nächsten Gliedern seiner eigenen Familie bedient.

Das Schloß (a Imperial Quinta de Boavista) liegt auf einer sanften Anhöhe in der Mitte eines herrlichen Thales. Schlecht unterhaltene Gärten umgeben es, das Gebäude selbst, gelb angestrichen, hat keine gefällige Form; es besteht aus einem runden Thurme im Maurischen Geschmacke und mehreren Vierecken, die ein unregelmäßiges Ganze bilden. Das Innere ist wie das eines großen Privathauses, die Treppen sind schmal, die Corridors dunkel und enge. Eine elende Hintertreppe führt zu den Gemächern der Kaiserin, die Aussicht auf die darunter liegenden Pferdeställe ist nichts weniger als ein-

ladend; Küchen und schmutzige Wohnungen für die Dienerschaft, die zerstreut umherliegen, gewähren einen widrigen Anblick; mit einem Worte: die Spuren einer Negerwirthschaft sind eben so gut im Palaste des Kaisers bemerkbar, als in jeder anderen Brasilischen Haushaltung. Diese Unreinlichkeit und Mangel an Ordnung, der schneidendste Contrast zwischen Knickerei und Verschwendung, eine elende Bedienung bei einer zahllosen Menge von schwarzen und weißen Sclaven, das unaufhörliche Schelten und Schlagen ist dem ankommenden Europäer fast unerträglich; nur nach und nach gewöhnt man sich daran.

Dom Pedro I, durch den einstimmigen Ausruf des Volks Kaiser und beständiger Vertheidiger von Brasilien, lebt in diesem Schlosse mehr wie ein Privatmann als wie der Beherrscher eines unermeßlichen Reichs. Einige Kammerherren und Officiere bilden seine ganze Umgebung, er fährt und reitet häufig allein, schläft wenig, verachtet die Freuden der Tafel, bekümmert sich um Alles und findet in einer rastlosen Thätigkeit Zerstreuung und Genuß. Liebhaberei hat er für Pferde und Hunde; aber eine Leidenschaft ist stärker als Alle: seine Neigung zum schönen Geschlecht.

Seine Gemahlin, die Kaiserin Dona Carolina Leopoldina, Erzherzogin von Oestreich, passt sich in mancher Hinsicht vortrefflich zu einem solchen Character. Dieser unerschöpfliche Fond von Herzensgüte und Geduld, Eigenschaften, die häufig auf dem Throne eben so unentbehrlich sind, als im engern Familienkreise, bei sehr vie-

lem natürlichen Verstande und einem hohen Grade von Bildung, machen es dieser Fürstin möglich, in einem Verhältnisse glücklich zu seyn, welches für ein leidenschaftliches Gemüth unerträglich seyn würde. In ihren Kindern findet sie den höchsten Lebensgenuß, die Freuden der Tafel verschmähet sie nicht, sie fährt und reitet mit einer seltenen Kühnheit und Fertigkeit, auf der Jagd ist sie ihres Schusses gewiß.

Ihre Ehe ist die gesegnetste. Die Kinder sind schön wie die Liebesgötter und die Zukunft verspricht deren mehr. Die älteste Prinzessin, Dona Maria da Gloria, wurde den 4ten April 1819 geboren. Sie ist der Liebling des Vaters, von dessen regelmäßigen Zügen sie ein verjüngtes Bild giebt, durch blaue Augen und lichtes blondes Haar germanisirt und veredelt. Man kann in der That nichts reizenderes sehen, als dieses liebliche Wesen, welches nicht sehr groß für ihre Jahre und äußerst zart gebauet, durch die Kraft der tropischen Sonne eine Ausbildung erhalten hat, die weit über ihr Alter geht. Arme, Hals und Nacken des jungfräulichen Kindes sind plastisch schön, ihr Anstand so würdevoll, ihre Bewegungen so ungezwungen, daß man versucht wird, sie für die Erscheinung eines Feenmährchens zu halten, für eine Americanische Melusine, wie sie nur die Phantasie eines Göthe erzeugt.

Die übrigen kaiserlichen Kinder sind:

D. Januaria, geboren den 11ten März 1821.

D. Paula Mariana, geb. den 17ten Febr. 1823.

D. Franzisca Carolina, geb. den 2ten Aug. 1824 und der Kronprinz, geb. den 2ten Dec. 1825.

Dieser erhielt in der Taufe den Namen Don Pedro de Alcantara und noch 30 andere, die mir der Raum aufzuschreiben verbietet. Ein älterer Prinz starb im zartesten Alter auf dem Schooße seiner kaiserlichen Mutter, als diese bei der letzten Revolution nach dem Landschlosse Santa Cruz floh. Der präsumptive Thronerbe wird kaiserlicher Prinz genannt und erhält das Prädicat: Kaiserliche Hoheit; eben so der folgende, der den Titel Prinz von Gram Para führt. Alle übrigen Kinder des Kaisers heißen Prinzen und in der Anrede Hoheit; so auch die entfernteren Verwandten des regierenden Hauses, wenn diese keine andere Titel haben.

Erklärte Favoritin des Kaisers ist die erste Hofdame Ihrer Majestät der Kaiserin, Dona Dimitilia de Castro e Canto, Viscondesse von Santos, eine geborene Pauliſtin. Ein regelmäßig schönes Gesicht, ein ungewöhnlich weißer Teint zeichnen sie aus, reichliche Körperfülle, die im Allgemeinen nach dem Geschmacke der Nation ist, fehlt ihr nicht; die erste Blüthenzeit der Jugend liegt hinter ihr, aber das Auge hat nichts von seinem Feuer verloren, eine Fülle dunkler Locken umgiebt ihre reizenden Züge, sie ist eine wahrhaft schöne Frau, wie der größte Theil der Pauliſtinnen es seyn soll. Ihr Mann ist General und hat ein Commando in den südlichen Provinzen; ihre Brüder bekleiden einträgliche, aber keine hohe Hofämter (sie sind alle Guarda roupas, Garderobiers).

Das scheint zu beweisen, daß D. Dimitilia keineswegs von vornehmer Familie ist; ihr Anstand ist der einer Fürstin.

Wenige Tage nach der Geburt des Kronprinzen kam sie mit einem Sohne nieder, der vom Kaiser anerkannt wurde und den Titel Herzog von San Paulo erhielt; er starb kurze Zeit nachher. Durch ein späteres Decret wurde eine ältere Tochter, die Se. Majestät mit ihr erzeugt hat, D. Maria Brasileira, zur Herzogin von Gojaz ernannt. Das Kind wurde der Kaiserin vorgestellt, die es, wie der Spectador versicherte, mit mütterlichen Empfindungen (?) in ihre Arme schloß. Dieses servile Blatt, welches vom kaiserlichen Hofbuchdrucker Plancher herausgegeben wird und dessen Redacteur der Pater Sampayo ist, stellte bei dieser Gelegenheit höchst erbauliche Betrachtungen an: Es sey schön, wenn große Fürsten die Fehler, die sie als Menschen begangen hätten, auf eine so glänzende Weise wieder gut zu machen suchten; von jeher sey das für die Nationen von großem Nutzen gewesen. Mehr als Einmal hätten es die Engländer erfahren, daß in den Adern des Herzogs von Vendome das königliche Blut der Bourbonen geflossen hätte, — und ähnliche Radotagen, die ich wieder vergessen habe.

Wem übrigens daran gelegen ist, ein sehr ähnliches Bild der gefeierten Dimitilia zu besitzen, der lasse sich von Paris einen Kupferstich kommen, welcher die Unterschrift hat: o querido Brasileiro Dia! (o erwünschter

Tag für Brasilien!) und allegorisch die Unabhängigkeit des neuen Kaiserreichs darstellt. Auf zerbrochenen Sclavenketten und zertretenen Schlangen steht der jugendliche Dom Pedro; ihm wirft sich eine reizende Amerikanerin in die Arme. Die schöne Gräfin ist das Original zu diesem Bilde; ob sie dem Maler im Costüm gesessen hat, worin sie erscheint, wage ich nicht zu behaupten.

In der Stadt und den Provinzen giebt es viele Kinder, die auf die Ehre des kaiserlichen Blutes Anspruch machen; Sr. Majestät bekümmert sich nicht um sie. Die reizendsten Frauen buhlen um seine Gunst und, wie man sagt, lässt er selten Eine unerhört schmachten. So viel ist gewiß: delicat ist Dom Pedro nicht in seiner Wahl und nichts weniger als verschwenderisch in Bezahlung für genossenes Gute. Mehrere Französinnen aus der Straße do Ouvidor (dem Palais Royal von Rio de Janeiro) wissen ein Lied davon zu singen. Ich könnte bei dieser Gelegenheit einige Anekdoten von höchst piquanter Natur auftischen; es ist aber gegen meine Grundsätze, etwas zu erzählen, für dessen Wahrheit ich mich nicht verbürgen kann.

Wie die Schmetterlinge seines Reichs flattert der Monarch von einer Blume zur andern. Nur der Gräfin von Santos ist es gelungen, ihn dauernd zu fesseln, nicht allein seine Unbeständigkeit zu besiegen, sondern, was mehr als das sagen will, auch seinen Hang zur Sparsamkeit, der ihm vom Vater angeboren ist. Ihr schenkte er bei der Geburt des Herzogs von San Paulo

einen

einen Schmuck, der auf vier Millionen Cruſaden geſchätzt wurde, und bauet jetzt dem Schloſſe Boaviſta gegenüber einen Pallaſt für ſie, worin ſich ſein Geſchmack als Architect eben ſo glänzend bewährt, wie er ſich im ſogenannten Kaiſermarſch als vortrefflicher, genialer Componiſt gezeigt hat. Das Volk, dem eine ſo ungewöhnliche Beſtändigkeit und Verſchwendung auffällt, behauptet: ſie habe dem Kaiſer einen Fetiſch gegeben (ihn bezaubert, nach dem Braſiliſchen Sprachgebrauch). Das klingt in Europa lächerlich, wo der Somnambulismus nicht einmal Glück machen kann; in der neuen Welt, wo der Glaube an übernatürliche Mittel und Sympathien allgemein verbreitet iſt, wo der Erfolg ihn häufig begünſtigt und der unbefangenſte Beobachter ſelbſt auf Erſcheinungen ſtößt, die ihn in ſeiner Anſicht der Natur irre machen, giebt es wenig Menſchen, die ihm nicht anhängen.

Wenn ich mich vorher des Ausdrucks bediente: der Kaiſer bauet, ſo war das nicht in dem Sinne, wie man ſich in Europa eines ähnlichen zu bedienen pflegt. Der Kaiſer bauet wirklich, d. h. er entwirft den Plan und führt ihn ſelbſt aus, das kleinſte Detail entgeht ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Er bauet wahrhaft kaiſerlich; alle ſeine Werke zeichnen ſich durch Geſchmack, Pracht und Zweckmäßigkeit aus.

Der Adel des Reichs iſt nicht zahlreich; 1825 beſtand er aus Einem Marquis (Lord Cochrane, Marquez de Maranhaõ), einem Grafen, 2 Visconden und 11 Baronen. Am Jahrestage der Acclamation (12. October)

wurden derer eine große Menge neuer gemacht. Es giebt Namen darunter, die mehr an den Hof der Incas von Peru erinnern, als an ein Reich, welches noch vor wenig Jahren eine europäische Colonie war, wie Inhamlupe de Cima, Inhomerim, Atabayana u. a. m. Der neue Adel ist sehr reich und wird deshalb mit Recht die Zierde und Stütze des Throns genannt. Eine besondere Kammer bildet er nicht, eben so wenig berechtigt er ausschließlich zu Hofämtern. Unter den Kammerherren beider Classen (vom goldenen und silbernen Schlüssel; letztere werden Viadoren genannt) giebt es sogar Kaufleute. Hoffähig ist jeder, der in einem anständigen Kleide erscheint.

Orden sieht man in großer Menge. Der Christusorden ist erblich und kann gekauft werden. Militärorden des Reichs sind der vom Cruzeiro und vom südlichen Kreuze. Die Decorationen sind geschmackvoll und prächtig. Alle europäischen Orden werden in Ueberfluß getragen, einige de jure, viele de facto; auf der weiten Fläche des Atlantischen Oceans sind Ordenspromotionen nicht selten, auf dem Schiffe, womit ich die Reise machte, habe ich selbst eine vom eisernen Kreuze erlebt.

Der Staatsrath besteht gewöhnlich aus 10 Mitgliedern, die in der Regel auch Minister sind. Als solche werden sie nach Gutdünken vom Kaiser ernannt und abgesetzt; als Staatsräthe sollen sie constitutionsmäßig ihre Stellen lebenslänglich bekleiden. Indessen hört ihr Einfluß auf, sobald sie aus dem Ministerium entfernt werden.

In den neuesten Zeiten haben sich bloß der Kriegs- und der Marine-Minister gehalten; alle übrigen wechselten unaufhörlich.

Lieblinge des Kaisers sind Chalasse, Paul Brigaro und Valente. Ersterer hat den Titel Staatsrath, besitzt das Vertrauen des Monarchen in einem hohen Grade und besorgt seine geheimsten Geschäfte. Paul hat sich vom Thürsteher zu den höchsten militärischen Würden emporgeschwungen; in seiner Jugend war er der Spielgenosse des Prinzen, jetzt ist er der Freund des Kaisers. Valente ist General-Adjudant.

Ein eigentliches diplomatisches Corps giebt es in Rio de Janeiro nicht; die verschiedenen Consuln bilden ad interim ein solches. Diese sind:

H. Chamberlain, General-Consul Sr. Britischen Majestät, Chargé d'affaires,

Graf de Gestas, General-Consul von Frankreich,

Baron von Marschall, Oestreichischer Agent bei Ihrer Majestät der Kaiserin, Chargé d'affaires,

Georg von Langsdorf, Russischer General-Consul,

Peter Kilchen, Russischer Vice-Consul,

von Theremin, Preußischer Consul,

Don J. de Labat y Rimon, Spanischer General-Consul,

Westin, Schwedischer Consul,

Brender a Brandis, Niederländischer General-Consul,

Dau, Dänischer Vice-Consul,

Tembrink, Vice-Consul der Hansestädte,

Condy Raguet, Nord-Americanischer Gesandte.

Sir Charles Stuart und Lord Ponsonby waren mit speciellen Sendungen beauftragt. Der Herzog von Alafoēs kam als Gesandter der Regentschaft von Portugal, oder vielmehr derjenigen Partei, die man späterhin in Europa die apostolische nannte. Als Verwandter des kaiserlichen Hauses stand der junge Herzog an der Spitze dieser Mission; für ihre Seele wurde der Erzbischof von Lacedämon gehalten. Beide kamen auf dem Linienschiffe Joaō VI. nach Rio de Janeiro, von einer zahlreichen und glänzenden Suite begleitet.

Südliches Leben.

Ich war mit dem festen Vorsatze nach Brasilien gekommen, dort mein Glück zu machen, d. h. reich zu werden. Die oberflächlichste Ansicht der Dinge überzeugte mich indessen, daß dies in einer militärischen Carriere nicht möglich sey und wenigstens vorerst war keine Wahrscheinlichkeit da, ein anderes Verhältniß anzuknüpfen, welches diesem Wunsche besser entsprochen hätte. Ich war krank, Alles, was mich umgab, war mir fremd, von der Sprache des Landes verstand ich wenig; unter diesen Umständen schien es mir am zweckmäßigsten, als kaiserlicher Grenadier par force das Terrain zu studieren, Portugiesisch zu lernen und dem Glücke freundlich die

Hand zu bieten, wenn es sich mir späterhin von einer oder der anderen Seite nähern sollte.

Es giebt zwei Methoden, eine Sprache zu erlernen. Eine gründliche, wozu man Grammatik und Lexicon gebraucht und eine practische, wodurch man wie die Kinder mechanisch sprechen lernt, ohne eine einzige Regel zu wissen. Um nach dieser letzteren sich eine fremde Sprache mit Erfolg anzueignen, ist es unumgänglich nothwendig, daß man unter dem Volke lebt, welches sie spricht. Dann ist sie aber auch der ersteren bei weitem vorzuziehen. Eine Masse auswendig gelernter Regeln und die Gewohnheit, bei schriftlichen Ausarbeitungen immer auf sie zurückzukommen, überfüllt das Gedächtniß und raubt ihm seine freie Beweglichkeit; man wird auf diese Weise richtig schreiben, aber nie fertig sprechen lernen. Dagegen erlernt man eine Sprache naturgemäß, wenn man spricht, was man kann, unbekümmert, ob es gut oder falsch ist, mit Aufmerksamkeit zuhört, wenn sich andere in der Sprache unterhalten, die man zu erlernen sucht, viel liest, wenn man auch wenig von dem versteht, was man liest, und lieber den Sinn des Gelesenen aus dem Zusammenhange zu errathen sich bestrebt, als ihn auf eine mühsame und störende Weise aus Grammatik und Lexicon auszuklauben. Auf diese Weise lernt ein neuer Neger jede Sprache, wozu er angehalten wird, in dem kurzen Zeitraume von drei oder vier Monaten, ohne System und in der Regel auch ohne Schläge. Sollte ein Deutscher, dem eine oder die andere der romanischen Sprachen nicht fremd zu seyn

pflegt, längerer Zeit bedürfen, um Portugiesisch zu lernen, eine Sprache, die sich weder durch Reichthum, noch durch Schwierigkeiten der Formen und der Aussprache auszeichnet? Das Einzige, was sie schwer macht, ist ihre Beimischung des Arabischen, vorzüglich weil viele Ausdrücke des gemeinen Lebens aus dieser Sprache entlehnt sind. Da hier keine Analogie dem Gedächtnisse zu Hülfe kommt, so thut man am besten, sie nach und nach auswendig zu lernen und wenn man dann Lateinisch versteht oder auch nur Französisch, so kann man bei einiger Uebung sich jedem Portugiesen verständlich machen.

Merkwürdig ist es übrigens, daß es viele Franzosen in Rio de Janeiro giebt, die jahrelang in diesem Lande gelebt haben und wenig oder nichts von der Landes-Sprache verstehen. In Deutschland haben wir diese Erfahrung auch gemacht; aber da waren die Verhältnisse ganz anders. Unter der gebildeten Classe war die Kenntniß der französischen Sprache allgemein verbreitet, selbst unter den niederen Ständen gab es viele, die sie verstanden; die Neigung des Volkes, sich alles Fremde anzueignen, kam der allen Franzosen angeborenen Trägheit zu Hülfe, Nationalstolz streuete ihrer Unwissenheit Weihrauch und was die Hauptsache war, sie bildeten dort große militärische Massen, welche ihr eigenthümliches Leben in sich selbst entwickelten und überall nur das zur guten Gesellschaft rechneten, was sich ihnen anschloß. In Brasilien ist das Alles ganz anders; wenige Brasilier verstehen Französisch und von diesen wenigen wollen

es viele aus Stolz oder Eigensinn nicht sprechen; die Stellung der Franzosen als Detailliſten und Modehändler iſt von der Art, daß ihnen eine Kenntniß der Landes-Sprache faſt unentbehrlich iſt; demohnerachtet lernen ſie dieſe nicht und man findet in der Rua do Ouvidor viele franzöſiſche Laden, wo Negerinnen als Dollmetſcher dienen müſſen.

In dem Hauſe, worin ich wohnte, wurden vier bis fünf verſchiedene Sprachen geſprochen; das iſt nicht gut, um Eine zu erlernen. Von meinen militäriſchen Landsleuten war auch wenig oder nichts zu profitiren; überhaupt ſagte mir ihre Unterhaltung nicht zu. Ich hatte in Europa in den verſchiedenartigſten Zirkeln gelebt; ein ſolcher Mangel an geſunden Ideen, als ich hier vorfand, war mir nirgends vorgekommen. Elende Klatſchereien, Duelle, Schulden, ſchmutzige Liebesgeſchichten, das waren die Axen, um welche ſich ihre Geſpräche drehten. Spaß machte es mir indeſſen, wenn ich dieſe Menſchen, die ich theilweiſe aus früheren Verhältniſſen kannte, die Motive ihres Hierſeyns entwickeln hörte; jeder wußte ſeinen kleinen Roman zu erzählen und was das beſte war, keiner glaubte dem andern.

Herr von S(?) debütirte auch mit einem ſolchen. Zum Todtſtechen war ſein Gewiſſen zu zart; da mußte demnach eine unglückliche Liebe herhalten, mit etwas Mondſchein, einigen Thränen und einem großen Aufwand von ſentimentalen Phraſen. Ich, der ich mich, ſo zu ſagen, hinter den Couliſſen befand, hatte bei dieſer Gele-

genheit einen doppelten Genuß: den, welchen ein schlechter Schauspieler gewährt, der ein Drama wider Willen parodirt und die höhere Schadenfreude, geschichtliche Noten zu diesem Stücke zu machen, die um so piquanter waren, weil die Rache sie dictirte.

„Niemand hat ungestraft unter Palmen gewandelt". Die Wahrheit dieser Behauptung habe ich bei mir selbst erfahren. Die senkrechten Strahlen der tropischen Sonne verbrennen auf gleiche Weise Herz und Hirn, die schwärzesten Leidenschaften der Seele werden wach. Bei dem Südländer, in dessen Character die Natur sehr viel äußere Ruhe bei den heftigsten Bewegungen gelegt hat, den Erziehung und Gewohnheit lehren, mit Vorsicht auf seine Worte und sein Betragen zu achten, der aus Geschmack höflich und discret ist, sind diese in ihren Folgen lange nicht so gefährlich, als bei den exotischen Pflanzen des Nordens, die auf dem fremden Boden, mit Rum und Portwein begossen, in roher Ueppigkeit emporschießen. Das alte Sprichwort: der Renegat ist noch schlimmer als der Türke selbst, findet sich durch die ganze Welt bewährt.

Europäische Schriftsteller haben es häufig beklagt, daß der Volkscharacter der Einwohner tropischer Länder einen so schneidenden Contrast mit der Fruchtbarkeit des Bodens und der Reinheit des Himmels bilde, wodurch sie sich vor allen übrigen Gegenden der bewohnten Erde auszeichnen, und laut ihren Wunsch ausgesprochen: diese paradiesischen Gefilde möchten mit einer besseren Race

aus kälteren Zonen bevölkert werden. Leider rechtfertigt der Erfolg diese Ansicht nicht. Der geborene Südländer hat viele und große Fehler, aber sie werden durch manche gute Eigenschaft im Gleichgewicht gehalten. Er ist falsch, aber zuvorkommend und höflich, ausschweifend in der Liebe, aber mäßig im Genusse des Weins, er ist träge, aber auch mit Wenigem zufrieden. Dagegen besitzen fast alle Nordländer, die in den heißen Himmelsstrichen leben, keine ihrer Nation eigenthümliche Tugend, die Laster der Eingeborenen eignen sie sich in ganz kurzer Zeit an und ihre Nationalfehler verschmelzen sich mit diesen zu einem widrigen Ganzen. Der brasilische Deutsche ist in der Regel falsch und brutal, von der alten deutschen Treue ist nicht mehr die Rede, seine Grobheit bringt er mit jenseit des Weltmeers. In der Liebe ist er ohne Zartgefühl und wird noch viehischer, weil er gewöhnlich betrunken ist; an Faulheit übertrifft er seine Vorbilder bei weitem und da er mehr Bedürfnisse hat, als jene, und in allen seinen Genüssen unmäßig ist, so empfindet er die schrecklichen Folgen seines Lasters früher und stärker als der Eingeborene, der sich mit den einfachsten Nahrungsmitteln begnügt und geistige Getränke fast gänzlich verschmäht. Der Engländer bringt seinen jüdischen Wuchergeist mit nach Brasilien, jenes edle Nationalgefühl lässt er zu Hause oder es artet hier in einen lächerlichen Stolz aus, der sich der Vorzüge seines Vaterlandes rühmt, beständig von britischer Freiheit und Liberalität spricht, während alle seine Handlungen beweisen, daß keine Spur

dieser Tugend mehr in ihm ist; an Unmäßigkeit wetteifert er mit dem Deutschen, wird aber häufig von diesem übertroffen. Den Italiener verlässt sein Geiz nicht, den Franzosen nicht seine Eitelkeit; was beide Nationen Gutes an sich haben, findet man nicht bei ihren Schößlingen in der neuen Welt, ja, was unglaublich klingen wird, der Franzose ist in gesellschaftlicher Hinsicht der am wenigsten liebenswürdige von allen.

Der gute ehrliche Schlag der Schiffs-Capitaine gefiel mir von allen Fremden, die ich während der ersten Zeit meines Aufenthalts in Brasilien kennen lernte, am besten. Diese Leute haben fast ohne Ausnahme, selbst bei den beschränktesten Kenntnissen und geringen Fähigkeiten eine so freie Lebensansicht und so viel gute Laune, daß man mit Vergnügen an ihren Unterhaltungen Theil nimmt. Standes-Vorurtheile hegen sie auch; das giebt ihnen einen eigenthümlichen Character und wird zudem durch einen hohen Grad von Toleranz gemildert, den man nur auf Reisen und im steten Wechsel der Umgebung erwirbt.

Mit Portugiesen kam ich anfangs wenig in Berührung. Meine Wunde erlaubte mir nicht, das Haus zu verlassen; stundenlang saß ich auf dem Balcon und sah mit immer neuem Interesse auf das bunte Gewühl der lebhaften Straße herab. Da lernte ich zuerst die große Annehmlichkeit der portugiesischen Bauart kennen, die ein freundschaftliches Verhältniß unter den Nachbarn so sehr begünstigt. Auf den Balconen lebt man in einem

gemeinschaftlichen Raume; die Wände, welche im Inneren der Häuser zwischen ihren Bewohnern undurchdringliche Schranken ziehen, sind einem leichten eisernen Gitter gewichen, man athmet dieselbe Luft, das Gefühl der Nähe übt seinen unwiderstehlichen Zauber aus. Von Blick und Gruß und den ersten Formeln der allgemeinen Höflichkeit kommt man leicht in ein trauteres Verhältniß und so bildet die ganze Nachbarschaft eine Art von Familien-Zirkel, der sich der Lage und den Bedürfnissen gemäß bald weiter ausbreitet, bald auf die nächsten Häuser beschränkt. Standes-Vorurtheile haben in diesem Lande kein großes Gewicht, wenigstens äußern sie sich auf eine ganz andere Weise wie in Europa, der Grad der Bildung ist fast bei allen Classen des Volks derselbe, die allzufeinen Distinctionen des guten Rufs kennt man nicht: lauter Eigenschaften, die ein angenehmes Zusammenleben begründen. Politische Rücksichten haben die Männer vorsichtig und mißtrauisch gemacht; der weibliche Theil der Nation hat nicht unter ihrem verderblichen Einflusse gelitten. Dazu kommt, daß Frauen und Mädchen fast immer zu Hause sind und wenig oder gar nicht arbeiten; in reizender Nachlässigkeit auf den Balconen gelehnt, spinnen sie ihre zarten Netze über die Straße weg und fangen alle Herzen, die sich in ihren verliebten Blicken verlieren. Ich habe manchmal mit Verwunderung beobachtet, wie viel verschiedene Intriguen ein einziges Frauenzimmer in einem so beschränkten Raume zu unterhalten versteht, wie sie sich bald mit diesem beschäf-

tigt, bald mit jenem, und häufig mit mehreren zugleich, wenn die frische Seeluft Alles herauslockt; wie sie heute durch Zeichen und Blicke begünstigt, morgen keine Miene verzieht, durch die gleichgültigste Kälte ihre Liebhaber zur Verzweiflung bringt und einen Triumph feiert, der um desto piquanter ist, je mehr die ganze Nachbarschaft Zeuge davon ist. Gewöhnlich sind auch die zärtlichen Beziehungen unter den Nachbarn von so complicirter Natur, daß mehr als Eine Leidenschaft angeregt wird, nur für Neugierde und Klatscherei enthalten sie keinen Stoff.

So weit geht die Discretion dieses Volks, daß selbst ein Frauenzimmer, das den ärgerlichsten Lebenswandel führt, deßhalb nicht von diesen freundschaftlichen Unterhaltungen ausgeschlossen wird. Die tugendhaftesten Frauen und Mädchen grüßen sie und sprechen mit ihr, wenn sich die Gelegenheit darbietet, die Männer beweisen ihr dieselbe Aufmerksamkeit und auch wohl ein wenig mehr, als jeder anderen, deren Ruf unbefleckt ist, und sie selbst ist in ihrem Betragen gewöhnlich zurückhaltender, als die gepriesenste Tugendheldin der Straße. Ein einzigesmal sagte mir eine ehrenwerthe Matrone, die meine nächste Nachbarin war, ich solle mich vor einem gewissen Mädchen in Acht nehmen, das nicht weit davon wohnte und mit zu unserem Zirkel gehörte. Ich verstand sie nicht und fragte warum? Weil diese Art Mädchen gewöhnlich krank sind, antwortete sie. Für meine Tugend trug die gute Dame keine Sorge, wohl aber für meine Gesundheit.

Ueberhaupt herrscht in den Unterhaltungen der beiden Geschlechter ein hoher Grad von Freiheit. Kleine, halberwachsene Mädchen sprechen mit einer natürlichen Unbefangenheit von Gegenständen, welche in Europa jedes Frauenzimmer erröthen machen würden, daß man versucht wird, sie ohne Ausnahme für höchst leichtsinnig zu halten. Das sind indessen die Brasilierinnen im allgemeinen gar nicht. Sie sind coquett, sie reizen gern und ohne Unterschied jeden, womit sie in Berührung kommen, ihre Eitelkeit fühlt sich durch mannichfache Triumphe geschmeichelt; aber weit davon entfernt, Empfindungen, die sie erwecken, theilen zu wollen, betrachten sie diese vorübergehenden Liebeleien als ein angenehmes Spiel, womit sie die Zeit ausfüllen, die auf keine andere Weise ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt. Wenn sie allein sind, spielen sie mit dem Fächer, in Gesellschaft von Männern suchen sie sich unter diesen ein passendes Spielzeug aus; Augen und Hände müssen in beständiger Bewegung seyn. Ob das Herz oder die Sinne großen Antheil daran nehmen, wage ich nicht zu entscheiden.

In ärztlicher Hinsicht war ich glücklicherweise in gute Hände gefallen, nach wenig Wochen war ich so weit hergestellt, daß ich, etwas Hinken abgerechnet, wieder gehen konnte. Gewissermaßen hatte ich durch meine Krankheit gewonnen: ich hatte so viel Portugiesisch gelernt, daß ich allenthalben ohne Dollmetscher fertig werden konnte. Wär' es mit Hinken und Schwimmen gethan, so hätte ich mich Lord Byron gleich stellen können, leider fehlte

mir aber eben so sehr seine Pairschaft, als sein Geld und sein Geist.

Oeffentliche Vergnügungen im europäischen Sinne bietet Rio de Janeiro wenige dar. Paris hat seine Limonadieren, Hamburg seine Mariannen und so giebt es auch in der Hauptstadt von Brasilien eine Ober- und Unter-Französin, eine Korbflechterei, eine Schweizerhütte und eine zahllose Menge von Caffeehäusern, die dem deutschen Witze ihre größtentheils nicht sehr sinnreichen Namen verdanken. Es ist keins darunter, welches in irgend einer großen europäischen Stadt nur zu den mittelmäßigen gezählt werden würde; Unterhaltung findet man in ihnen nicht.

Eben so schlecht sind die Wirthshäuser. Bei übermäßig hohen Preisen wird man elend bedient, die Speisen sind ungenießbar, die geringsten Sorten spanischer und portugiesischer Weine werden mit beispielloser Unverschämtheit für Portwein und Madeira verkauft, einen gemüthlichen Zirkel findet man selten. Da nun alle ohne Ausnahme nichts taugen, so sind unter diesen empfehlungswerth die Hotels von O Brion und Balger, das erstere in der Rua do Ouvidor, das andere in der Rua do Rosario und für jeden, der sich an einen hohen Grad von Unreinlichkeit nicht stößt, das Hotel de l'Empire in der Rua directa. Das Hotel du Nord ist das schlechteste von allen.

Hat man sich erst an die Brasilische Küche gewöhnt, so thut man am besten, in portugiesischen Häusern zu essen.

Die Speisen sind schmackhaft, der Wein wird für das verkauft, was er ist, die Preise sind nicht übermäßig; an Eleganz und Reinlichkeit muß man übrigens keine Ansprüche machen. In der Nähe des Theaters findet man einige, wo man recht gut bedient wird.

Das kaiserliche Theater San Pedro de Alcantare war vor ungefähr anderthalb Jahren abgebrannt und noch nicht ganz wieder aufgebauet. Man spielte unterdessen in einem großen Saale desselben Gebäudes, welcher zwei Logenreihen und ein nicht erhöhtes Parterre enthält und überhaupt nur einige hundert Zuschauer faßt. Die Schauspieler waren schlecht, große Opern konnten aus Mangel an Raum nicht gegeben werden, im Ballet zeichnete sich eine Spanierin Estella Zezefreda und ihre Schwester aus; beide Mädchen tanzten allerliebst. An der Wiederherstellung des großen Theaters wurde mit vielem Eifer gearbeitet und da die Seitenmauern des alten vom Brande wenig gelitten hatten, ja sogar ein Theil der gewölbten Logengänge und Treppen stehen geblieben war, so ging die Arbeit rasch von statten. Indessen machen americanische Baumeister eben so gut ihre Fehler wie europäische; der flache massive Bogen des Prosceniums stürzte mehremale ein, ehe man auf die vernünftige Idee kam, statt seiner einen hölzernen zu erbauen, der in acustischer Hinsicht einem steinernen bei weitem vorzuziehen ist und in der Ausführung nicht die Schwierigkeiten hat, welche bei jenem durch Form und Schwere unvermeidlich sind. Man sagte, daß das Haus am 12ten October

eröffnet werden sollte; bei so bewandten Umständen kam es aber nicht dazu.

Das Museum ist vom Könige Joaõ VI. gestiftet. Das dazu bestimmte Gebäude, dessen Fronte an dem Campo de S. Anna liegt, ist noch nicht ganz vollendet. Es enthält eine Menge prachtvoller Säle und Zimmer und die kostbarsten Seltenheiten aus den vier Reichen der Natur, Alles ohne Ordnung zusammengebracht und schlecht unterhalten. Ein massives Stück Gold, in Form einer Tafel, etwa 13 Pf. schwer, schien mir am merkwürdigsten; es ist wohl das größte, welches in der neuesten Zeit in Brasilien gefunden ist, wo, wie man sagt, die Goldwäschen eine so geringe Ausbeute liefern, daß sie fast alle eingehen. Der Ertrag der Abgabe von 20 pro Cent, welche von allem gefundenen Golde bezahlt werden soll, scheint dies wenigstens zu beweisen; dieser betrug in einem der letzten Jahre nicht mehr als 30 Aroben (300,000 Thlr. Gold). Unter den Gemälden und Kunstschätzen des Museums habe ich nichts vorzügliches gefunden, obgleich man auch hier wie allenthalben große Namen genug hört. Die Sammlungen werden zwei Tage in der Woche dem Publicum mit großer Liberalität gezeigt; von jener unanständigen Bettelei, die in den mehrsten europäischen Anstalten dieser Art herrscht, weiß man in Brasilien nichts.

Die öffentliche Bibliothek ist auch eine Reliquie aus den Zeiten des Königs. Sie ist im Fache der Kirchengeschichte sehr reichhaltig und enthält eine zahllose Menge

von

von Genealogien des portugiesischen und spanischen Adels; alles ist ohne System und ohne Ordnung zusammengehäuft. Von neueren Werken (nach 1805) findet man wenige; von der Reise des Prinzen von Neuwied war nur Ein Band vorhanden. Die Bibliothek ist in einem zur Kirche do Carmo gehörigen Gebäude aufgestellt und wird viel, vorzüglich von Pfaffen, besucht. Die Säle sind geräumig, hoch und gegen die Sonne geschützt; man findet bequeme Pulte zum Lesen und Schreiben, Federn, Dinte und Papier liegen allenthalben zur Hand; mit Vergnügen bringt man einige Stunden des Tages dort zu.

Das kaiserliche Mausoleum ist in einem merkwürdigen Geschmacke erbauet. In einem kleinen Garten, zwischen hohen Mauern, die ihn von allen Seiten umgeben, führt eine chinesische Colonade zu einer kleinen Capelle, die hinter einem vergoldeten Gitter den Raum verschließt, welcher bestimmt ist, die sterblichen Reste Dom Pedro's und seiner Gemahlin in sich aufzunehmen. Von den buntbemalten, mit Muscheln verzierten Bogen hängen vergoldete Laternen herab, an den Säulen schlingen sich Blumen und Stauden empor, in Vasen gepflanzt, welche symmetrisch zwischen ihnen vertheilt sind, hin und wieder sind steinerne Ruhesitze angebracht. Ein einfach verschlungenes P L (Pedro und Leopoldine) über dem Eingange des Gartens, ein goldenes M J (Mausoleo Imperial) mit der Kaiserkrone in der Gitterthür der Capelle bezeichnen den Raum, den Dom Pedro zu seiner Grabstätte gewählt hat. An den Wänden sind die für Bra-

silien denkwürdigen Jahrestage mit Muscheln eingelegt; eine sinnige Schmeichelei in den Inschriften ist nirgends gespart und das Ganze gewährt einen heiteren, freundlichen Anblick, der durch Nichts an Tod und Verwesung erinnert. Es ist ein Lieblingsplatz des Kaisers, der hier gewöhnlich einige Minuten zuzubringen pflegt, ehe er die Messe in der kaiserlichen Capelle hört, in deren Bezirk dieser Garten liegt. Ich habe Sr. Majestät nie lustiger gesehen als dort.

In keinem Orte der Welt werden wohl mehr Feuerwerke abgebrannt, als in Rio de Janeiro. Nicht allein, daß an Sonn- und Festtagen vor allen Kirchen, worin die hohe Messe gefeiert wird, Salven von Kanonenschlägen und Girandolen-Racqueten den Augenblick verkündigen, wo der Priester der versammelten Menge das Allerheiligste zeigt, werden auch häufig auf dem Campo de S. Anna und anderen öffentlichen Plätzen größere Feuerwerke gegeben, die vor jenen noch den Vorzug haben, daß man sie nicht allein hört, sondern auch sieht, was bei ersteren nicht gut möglich ist, da sie am hellen lichten Mittage abgebrannt werden. Am Namenstage der heiligen Anna giebt die Kirche gleiches Namens ein brillantes Fest. Schon in der Dämmerung versammelt sich ein großer Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro auf dem weiten Platze der Acclamation, der mit brennenden Theertonnen und Holzstößen erleuchtet ist. Vor der Kirche erhebt sich ein geschmackvoll erleuchteter Triumphbogen, zur Seite sind Tribünen für die Honoratioren

des Sprengels erbauet, deren Kinder eine Art von Komödie aufführen: ein kleiner König, die goldene Krone vor sich, den Scepter in der Hand, sitzt auf einem Throne; Kammerherren und Generale umgeben ihn, alle copiren nicht übel die spanische Grandezza ihrer Alten. Ein Hanswurst verkauft dem Volke die Geschenke, welche bei dieser Gelegenheit der Kirche in Natura gemacht sind, mit jenem eigenthümlichen, ich möchte sagen, katholischen Witze, der in allen geistlichen Komödien herrscht. Dieses Brod, meine Herren, sagt er unter andern, ist von dem und dem Becker der heiligen Anna verehrt. Der Mann ist reich, kein Wunder, denn er hat viele Freunde im Kalender. Seine Brode sind klein und doch reißt man sich darum; der Grund davon ist, weil er sie um desto größer macht, wenn er für die heilige Anna backt. Wer bietet zur Ehre Gottes und seiner Heiligen mehr als eine Crusade? — Meine Herren, sehen sie dieses Huhn, es ist in der That sehr mager; der gute Christ, der es geschenkt hat, ist auch nicht fett. Es würde keinen Teston werth seyn, wenn man es nicht mit dem besten Gewissen an jedem Festtage essen könnte. — Und in dieser Manier geht es stundenlang fort. Dazwischen spielt eine rauschende Musik, Negerinnen bieten ihre Süßigkeiten feil, weiße und farbige Mädchen werfen auf gleiche Weise ihre Netze aus, ehrsame Bürger führen ihre wohlbeleibten Ehehälften am Arme, Herren und Sclaven drängen sich bunt durcheinander und doch herrscht im Allgemeinen eine Ordnung und ein Anstand, der bewunderungswürdig ist.

Je weiter man sich aus dem Gedränge entfernt, um desto interessanter wird der Anblick. Matten und bunte Teppiche sind auf dem Rasen ausgebreitet, Frauen und Mädchen sitzen nach morgenländischer Art mit untergeschlagenen Beinen, Kinder spielen umher, selbst die kleinsten sind nicht zu Hause gelassen, Lichter brennen überall, kein Lüftchen regt sich, einzelne Racqueten steigen zum nächtlichen Himmel empor. Durch eine lange Reihe schwarzer Limonadieren, die sich mit südlicher Bequemlichkeit hinter ihren illuminirten Körben gelagert haben, und Früchte, Confitüren, Pasteten, Liqueure und Gott weiß was sonst alles verkaufen, verliert man sich allmählig in die tiefe Stille der Nacht, welche in tropischer Sternenpracht auf dem weiten Platze ruht. Einzelne Paare wandeln leise flüsternd auf und nieder, auf dem weichen Rasen wird manche süße Schäferstunde gefeiert; nur die den Platz durchschneidenden Straßen sind mit Equipagen und Menschen bedeckt, die sich in gedrängter Masse hin und her bewegen. Die Policei erscheint in ihrem Glanze, zahlreiche Cavallerie-Patrouillen reiten auf und ab; sie stören mehr als sie nützen, da die Menge sich selbst am besten in Ordnung hält; Verbrechen verhüten sie nicht, die sich mit dem Schleier der Nacht bedecken. Wer ein gutes Gemissen hat, braucht Messer und Dolch nicht zu fürchten. Gestohlen oder geraubt wird selten; Weißen und Schwarzen fehlt dazu auf gleiche Weise Lust und Talent. Eigentliche Taschendiebe giebt es gar nicht.

Gegen Mitternacht kommt der Kaiser, gewöhnlich zu Pferde. Racqueten und Kanonenschläge bezeichnen den Anfang des Feuerwerks; rasch werden einige Fronten hinter einander abgebrannt, die sich weder durch Erfindung, noch außerordentliche Pracht auszeichnen; das Ganze endigt mit einer Kanonade von zwei kleinen Forts auf ein dazwischenliegendes Schiff, welches in Brand geschossen und endlich unter dem lauten Jubel der versammelten Menge in die Luft fliegt. Es wird selten ein Feuerwerk abgebrannt, wovon dies nicht die Schlußscene wäre.

Durch Zufall hatte ich in jener Nacht das Vergnügen, ein junges Mädchen zu löschen, welches im eigentlichsten Sinne durch eine schlecht dirigirte Racquete in Brand gerathen war. In einem Augenblicke stand das dünne Muslinkleid in hellen Flammen; ohne mich lange zu besinnen, warf ich meinen weiten schottischen Mantel darüber, mich selbst darauf und erstickte so das Feuer fast eben so schnell, wie es entstanden war. Da das Mädchen, dessen Aeußeres sehr anständig war, keinen männlichen Begleiter hatte, so bot ich ihm meinen Arm und brachte es nach Haus; ein paar Sclavinnen folgten. Diesem glücklichen Zufall verdanke ich meine angenehmsten Stunden in Rio de Janeiro.

Beata Lucrezia da Conceicaõ war gerade nicht vom reinsten Blute (so nennt europäischer Stolz seinen prätendirten Ragen-Adel); aber es war ein gutes, natür-

liches Mädchen von etwa 17 Jahren, das in anständiger Freiheit bei einer Mutter, einer wohlgenährten Creolin wohnte. Ein kleines Häuschen, ein paar Sclavinnen und einige Neger, die in der Alfandega arbeiteten, war der Reichthum dieser genügsamen Menschen, ihr wachsendes Capital ein Haufen kleiner Mulecquen, die sich von Zeit zu Zeit durch die außerordentliche Fruchtbarkeit der Sclavinnen oder wie die Alte sagte, durch den Segen des Himmels vermehrten. Dona Luzia, die Mutter, war Wittwe, Dona Beata Lucrezia nicht verheirathet; sie hatte aber einen sogenannten guten Freund, der Troupeiro (Führer eines Zuges Maulthiere aus der Provinz Minas) war und mit ihr lebte, wenn er sich in der Stadt befand. Ein kleines allerliebstes Mädchen war die Frucht dieser philosophischen Verbindung.

Ich bitte den gütigen Leser, ein solches Verhältniß nach brasilischen Ansichten zu beurtheilen. In einem Lande, wo Sclaverei herrscht, wo der Unterschied der Farbe, ohne die Neigung zu beschränken, einer rechtmäßigen Verbindung conventionelle Hindernisse in den Weg legt und europäischer Stolz ein Vorurtheil nährt, welches schon die ersten Entdecker von Amerika dahin gebracht haben; wo die Folgen einer ungleichen Verbindung sich dem Auge in den verschiedensten Nuancen sichtbar darstellen, wo Sitte und Beispiel und selbst die Unauflöslichkeit der Ehen, welche die Religion gebietet, das Concubinat begünstigen, das Staats-Gesetz (die Constitution) natürlichen Kindern sogar Vorrechte über die in einer

rechtmäßigen Ehe geborenen einräumt *) und von einem Makel der Geburt im europäischen Sinne überhaupt nie die Rede ist, wird ein solches Verhältniß für keines der beiden contrahirenden Theile für anstößig oder gar für schimpflich gehalten; die öffentliche Meinung tadelt es nicht, keine Sittengesetze legen ihm Hindernisse in den Weg, der allgemeine Sprachgebrauch adelt es. Der Brasilier hat für seine Frau und für seine Geliebte Eine Bezeichnung, er nennt sie seine Herrin (Senhora); nur um die Art der Verbindung zu bezeichnen, worin er mit

*) Nach Tit. I. Cap. II. Art. 6. §. 2. der politischen Constitution: Saõ Cidadaõs Brasileiros: os filhos de pai Brasileiro e os illigitimos de mai Brasileira, nascidos em paiz estrangeiro, que vierem estabelecer domicilio no Imperio. (Brasilische Bürger sind: Alle Kinder eines brasilischen Vaters und die natürlichen einer brasilischen Mutter, die in der Fremde geboren sind, wenn sie sich im Reiche niederlassen.) Dieser Grundsatz ist auch in die portugiesische Constitution aufgenommen. Die alten spanischen sowohl, als portugiesischen Gesetze gingen in dieser Hinsicht noch weiter: sie erklärten jedes außer der Ehe geborene Kind für adlig (fidalgo), weil die Möglichkeit da sey, daß es aus adligem Blute entsprossen sey; die Geistlichkeit rechnete man ohne Zweifel mit zum Adel. In Brasilien pflegt man die Pfaffenkinder heilige Kinder zu nennen (meninos santos) und man schämt sich ihrer nicht.

ihr lebt, gebraucht er die Unterscheidungswörter: Frau und Mädchen (mulher u. moça) und mit gleicher Unbefangenheit spricht er von der einen wie von der anderen; seine Kinder haben dieselben Rechte, der Makel der Geburt liegt in der Farbe der Haut, nicht in der Natur der Verbindung, woraus sie hervorgegangen sind.

Uebrigens muß man sich hüten, den Zustand der freien Farbigen in Brasilien mit dem zu verwechseln, worin sich dieser Theil des Volks in West-Indien oder den englischen und französischen Colonien von Amerika befindet. Der brasilische Farbige hat in gesellschaftlicher Hinsicht fast gleiche Rechte mit dem Weißen, mit dem alleinigen Unterschiede, daß man im allgemeinen weniger Complimente mit ihm macht und ihn hin und wieder den Adel des Blutes ein Bischen empfinden läßt; seine Lage hat viel Aehnlichkeit mit der, worin sich die Juden in den civilisirten Theilen von Europa befinden, wo man sie auch in Gesellschaft duldet, aber demohnerachtet dann und wann die Nase über sie rümpft. In West-Indien darf sich kein Farbiger, und wäre er der Besitzer einer Million, unter Weiße mischen, er muß jedem Weißen, dem er auf der Straße begegnet, aus dem Wege gehen, und sogar in policeilicher Hinsicht ist er strengeren Gesetzen unterworfen, als jene. Kein westindischer Pflanzer setzt sich mit seiner farbigen Frau oder mit seinen eigenen Kindern zu Tische, wenn diese Mulatten sind und glaubt durch eine strenge Etiquette den Makel von sich abzuwaschen, den eine solche Mesallianz

über ihn gebracht hat. Alle Gesetze sind darauf berechnet, diesen Theil der Nation unter dem Drucke zu erhalten; daß sie aber ihren Zweck verfehlen können, hat die Geschichte von S. Domingo gezeigt, wo die freien Farbigen gerade diejenigen waren, welche mit ihrem Gelde der Revolution Kraft und Leben gaben. In Brasilien ist das von jeher anders gewesen. Ganz reines Blut gab es dort wenig, die Nation wurde vom Mutterlande über einen Kamm geschoren, und vergaß den Unterschied der Farbe um so leichter, weil portugiesischer Stolz sie im allgemeinen: Söhne von Müttern aus Guinea nannte. Seitdem Brasilien ein constitutioneller Staat geworden ist, haben alle Bürger gleiche Rechte, das Gesetz macht nur Einen Unterschied, zwischen Freien und Freigelassenen *) und dieser ist von so geringer Bedeutung, daß man ihn als nicht existirend betrachten kann. Schwarze und Mulatten bekleiden Militair- und Civilstellen, man findet viele Geistliche unter ihnen, ja die Farbe schließt selbst nicht von den höchsten Staatswürden aus. Hat doch Brasilien einen Staats-Minister gesehen, der das Zeichen africanischer Abkunft unverkennbar an sich trug.

---

*) Die Freigelassenen können weder zu Deputirten noch zu Senatoren bei der National-Versammlung gewählt werden und haben keine Stimmen bei den Wahlen (Const. Tit. IV. Cap. VI. Art. 94. §. 2.), eben so wenig wie naturalisirte Fremde und nicht catholische Brasilier (Ebd. Art. 95. §. 2 und 3).

Nur der Theil der Nation, welcher wirklich eingewandert ist (größtentheils königliche Portugiesen), hält mit einiger Strenge auf die Reinheit des Blutes und begründet dadurch eine Art von Adel, dessen Basis, wie das jeder ähnlichen Institution in allen vier Welttheilen nicht rein von Vorurtheil ist. Ob aus dieser Trennung, welche in der neuesten Zeit aus begreiflichen Ursachen zugenommen hat, für das allgemeine Beste etwas Gutes entstehen werde, glaube ich nicht. Bleibt Brasilien ein für sich bestehender Staat, hört die Neger-Einfuhr auf, wie dies in den letzten Verträgen mit England stipulirt ist, so wird der Unterschied der Farbe allmählig verschwinden und mit ihr ein Vorurtheil, welches in anderen Theilen von Amerika die verderblichsten Folgen hervorgebracht hat. Dann wird die Nation mit Recht eine farbige genannt werden (Cabre gente, bunte Leute, so nennt der Portugiese den Brasilier), sie wird diesen Spott leicht verschmerzen, wenn sie in jugendlicher Kraft die Früchte einer politischen Umwälzung genießt, unter deren Wehen sie jetzt leidet, und zu der Ueberzeugung gekommen ist, welche die Erfahrung ihr aufdringen wird, daß gerade das gemischte Blut dasjenige ist, welches am besten unter dem tropischen Himmel gedeiht.

Die interessante Bekanntschaft der Dona Luzia und ihrer reizenden Tochter war mir in mehr als einer Hinsicht sehr angenehm. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich mir einiges Recht auf die Dankbarkeit dieses liebenswürdigen Mädchens erworben; ein näheres Verhältniß,

als das ist, welche diese Empfindung allein ins Daseyn ruft, knüpfte sich auf eine eben so leichte als ungezwungene Weise und wurde durch keine der zehntausend Rücksichten gestört, welche man in Europa in einem ähnlichen Fall zu nehmen hat. Ich kam und ging, wie es mir gefiel; ich wußte, daß ich zu jeder Stunde willkommen war.

Eines Abends, als ich im Begriff war, mich anzukleiden, um meinen gewöhnlichen Besuch bei D. Luzia zu machen, kam Herr von S(?) zu mir und stellte mich auf eine unschickliche Weise über eine Sache zur Rede, die ihn meiner Meinung nach nichts anging. Ich hatte nämlich einen jungen Menschen, den Sohn einer der ersten jüdischen Familien in Hamburg, der mit unserem Schiffe gekommen war und worüber sich Herr von S(?) eine Art von Vormundschaft anmaßte, in sein Vaterland zurückgeschickt. Morris, das war der ideale Name dieses jungen Hebräers, hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen das Soldatenleben, die, abgesehen von dem natürlichen Widerwillen der Nation, wozu er gehörte, in diesem Lande hinlänglich begründet war; auch würde er als Soldat die traurigste Rolle von der Welt gespielt haben. Indessen war es nicht allein Mitleid, wodurch ich bewogen wurde, mich seiner anzunehmen, sondern, aufrichtig gestanden, ich half ihm zurück, um Herrn von S(?), der sich etwas darauf zu Gute that, der brasilischen Armee diese nicht glänzende Acquisition zu sichern, eine Nase zu drehen. Mochte nun die Quelle, woraus

meine Handlung floß, so unlauter seyn wie sie wollte, für Morris, dessen Rücken ohne Zweifel ein weites Feld für den brasilischen Stock geworden wäre, war sie von großem Nutzen; denn er war gewiß nicht in der Absicht nach Brasilien gekommen, um dort ein Feld für Heldenthaten zu suchen. Da er in Hamburg seine Ueberfahrt bezahlt hatte, so konnte ihn keiner in Brasilien halten, wenn sich ein Schiffscapitain fand, der ihn unentgeltlich nach Europa zurücknehmen wollte. Einen solchen hatte ich ihm nicht ohne viele Mühe verschafft, und zugleich die Garantie des Geldes in dem Falle übernommen, wenn seine Familie sich weigere, die Kosten der Rückfracht zu bezahlen. Herr von S(?) war durch diese Handlung der Menschlichkeit, wie ich sie nannte, auf's äußerste erboßt, weil er die geheime Quelle errathen mochte, woraus sie geflossen war, und hatte die Unvorsichtigkeit, mir in meinem eigenen Hause mit seiner Rache zu drohen. Das hatte die unmittelbare Folge, daß ich mein Hausrecht mit Mäßigkeit gebrauchte und ihn mit einigen Fußtritten zur Thür hinaus warf; mein Wirth aber, ein stämmiger Engländer, bediente sich eben dieses Rechts in der größten Ausdehnung und fuhr mit ihm, ohne einen Dolch zu fürchten, womit er drohte, die Treppe hinunter und zum Hause hinaus, como o diabro com a alma do Judeo (wie der Teufel mit der Judenseele) nach dem portugiesischen Sprichworte. Für mich hatte diese Geschichte keine ersprießliche Folgen; denn abgerechnet, daß ich mir den ganzen Anhang des

Herrn von S(?) zu Feinden machte, wurde ich auch bei meiner Rückkehr nach Hamburg für diejenige Summe in Anspruch genommen, wofür ich die Bürgschaft übernommen hatte, indem der Vater sich zu keiner Zahlung für seinen lüderlichen Sohn hatte verstehen wollen. Herr von S(?) dagegen konnte von Glück sagen, daß ich nicht geneigt war, mein Geld in einem Processe wegzuwerfen, den mein Wirth gegen ihn erheben wollte, er würde sonst wahrscheinlich nach Joaõ Fernandez de Noronha gewandert seyn, wo schon viele seines Gleichen sind, die den Dolch nicht recht zu gebrauchen wußten.

Ich habe diese Geschichte vorzüglich in der Absicht erzählt, um dem freundlichen Leser eine kleine Probe von dem südlichen Leben der nördlichen Deutschen zu geben. Sie mag, wie viele andere, die ich in der Folge erzählen werde, zum Beweis dienen, daß das Clima auf den Character der Menschen den entscheidendsten Einfluß hat, daß, wie sich durch die Glut der Sonne das Blut erhitzt, die schwärzesten Leidenschaften der Seele wach werden, daß ihre senkrechten Strahlen das Herz wie das Gehirn verbrennen und nur Gewohnheit und Erziehung diejenige Kraft des Geistes zu erregen vermögen, welche wir Apathie nennen, die aber von der Natur als einziges Gegengewicht gegen die Wuth der Leidenschaften in den National-Character der Südländer gelegt ist.

Jetzt, nachdem mich ein gütiges Geschick in mein Vaterland zurückgeführt hat, blicke ich manchmal mit Verwunderung auf den Zustand meiner Seele, wie er

der Erinnerung aus der nächsten Vergangenheit vorschwebt. Von Natur mit einem aufrichtigen Herzen geboren, durch Erziehung zu einem sittlichen Menschen gebildet, ohne Sinn für Intrigue und heimliche Ränke, wohl einer vorübergehenden Aufwallung fähig, aber zu gutmüthig, um einen daurenden Groll zu hegen, war in früheren Verhältnissen bei mir Reue jedesmal im Gefolge der Leidenschaft, und das Bestreben, ihre verletzenden Ausbrüche wieder gut zu machen, überwog häufig eine falsche Schaam, die selbst bei der klarsten Erkenntniß des Unrechts es nicht zu gestehen erlaubt. Wie ganz anders empfand ich auf der südlichen Halbkugel. Da freuet sich die Seele der wachsenden Leidenschaft, sie lebt in ihr; alle Gedanken sind darauf gerichtet, sie zu befriedigen und keine moralische Rücksicht erschwert die Wahl der Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen. Jedes Zartgefühl wird bei Seite gesetzt, Recht und Billigkeit mit Füßen getreten, und selbst das Point d'honneur führt hier eine ganz andere Sprache als in Europa. Haß und Rache schmeicheln sich mit dem schönklingenden Namen: Characterstärke und tadeln die sanfteren Empfindungen des Herzens, Mitleid und Güte; Verzeihung wird Schwäche genannt. Die tropische Sonne, die brennende Glut der Atmosphäre, der gereizte Zustand des Körpers verursachen diese Umwandlung des Characters; durch Nahrungsmittel und Getränke, durch den Stich von Millionen Insecten wird das Blut vergiftet und wie es in veränderter Mischung zum Herzen wiederkehrt, entstehen

in ihm alle jene bösen Triebe, das Erbtheil unseres Geschlechts.

Ich habe die in naturhistorischer Hinsicht höchst merkwürdige Erfahrung gemacht, daß fast alle amerikanischen Producte von einer mehr oder weniger reizenden Natur sind. Die Ur-Einwohner dieses Landes wußten das recht gut und gaben ihnen deshalb Namen, die sich größtentheils auf den Geschlechtstrieb beziehen. Vom heißesten Piment (Ay oder Ayii; so nennt man den amerikanischen Pfeffer, wovon man einige 30 Sorten zählt) bis zum sanften Palmenkohl und der kühlenden Acaju bringen alle das Blut in Wallung; ja es giebt eine Sorte von Piment, welche in Uebermaß genossen, Verrücktheit bewirkt. Viele Fische und fast alle Amphibien haben dieselbe stimulirende Eigenschaft; zu gewissen Jahrszeiten sind sie wirklich giftig. Der neuangekommene Europäer wird sich leicht von der Richtigkeit dieser Beobachtung überzeugen; ist man erst länger im Lande, so gewöhnt sich die Natur nach und nach daran. Viele Europäer haben auch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle einheimische Speisen, und essen nur solche, die aus Europa nach Brasilien verpflanzt sind. Wer das piquante in der Kochkunst liebt, findet in den Producten des Landes selbst seine Rechnung. Fische, Austern, Muscheln, Krebse, Eideren und Schildkröten sind in einem hohen Grade wohlschmeckend, wenn ihnen eine Sauce von Zwiebeln, Knoblauch, Limonen und Pfeffer,

wie der Brasilier sie liebt, den wilden Geschmack benommen hat, der sie alle ohne Ausnahme characterisirt.

Um dem gütigen Leser eine ungefähre Idee eines comfortablen südlichen Lebens zu machen, versuche ich, das Bild eines Tages zu entwerfen, wie ihn sich der müssige Fremde in Rio de Janeiro ohne großen Kostenaufwand gestalten kann. Manchem wird ein solches Leben sehr langweilig erscheinen; aber der hat nie die volle Süßigkeit des dolce farniente gekostet. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fallen durch die offne Thür des Balcons; ich, ein echter Nordländer, der nie ein Freund von frühem Aufstehen war, wende mich noch Einmal in meinem Bette um, Phantasie malt der angeborenen Trägheit die Reize eines schönen Morgens mit den lockendsten Farben vor, die Vernunft kommt ihr mit einigen macrobiotischen Gründen zu Hülfe und so wird sie schneller und leichter überwunden, als ich selbst es vermuthet hätte. In wenig Minuten bin ich angekleidet; ein paar leinene Beinkleider, ein leichter Morgenrock, Schuh und Strümpfe und ein weißer Strohhut, daraus besteht mein ganzes schmuckloses Negligé. Ich zünde eine Cigarre an und gehe ins Bad; das ist in Rio de Janeiro ohne Frage das wohlfeilste und unschuldigste Vergnügen, welches man sich machen kann. Langsam schlendere ich durch die Stadt, die Catete entlang, dann wende ich mich links zum Meere, in einer halben Stunde bin ich an Ort und Stelle. Unter blühenden Orangenbäumen entkleide ich mich; die Wellen schlagen in sanf-

ten

ten Bogen gegen das schneeweiße Gestade, die Sonne hebt sich eben über das jenseitige Gebirge, das Wasser ist hell und klar, wie die Luft, ein frischer Wind bewegt beide. Diesmal bin ich aber doch zu spät gekommen, denn die schöne Welt, welche vor Sonnenaufgang zu Wasser geht, ist schon wieder auf dem Trocknen. Damen, von Sclavinnen gefolgt, lustwandeln am Ufer mit aufgelöstem Haare, um es an der Sonne zu trocknen. Die Delicatesse gebietet, das Tempo wahrzunehmen; schnell und unbemerkt fällt die letzte Hülle, mit Einem Sprunge bin ich im Wasser. Das Bad dauert nicht lange und weil ich keinen Sclaven besitze, der einen weiten Bade-Mantel um mich schlägt, fahre ich, naß wie ich bin, eben so schnell wieder ins Hemd hinein, als ich herausgekommen war. Während ich mich anziehe, hat Luft und Sonne mich völlig getrocknet, den angenehmen Hauch abgerechnet, den das Seewasser auf der Haut zurücklässt und worin es seine vorzüglichste Kraft bewährt. Auf einem weniger besuchten Wege gehe ich zur Stadt zurück. Eine Reihe geschmackvoller Landhäuser zieht sich längs dem Ufer hin und bildet bis zur Gloria eine grade Straße, die eine der schönsten Promenaden der Stadt zu werden verspricht, wenn die steinerne Terrasse vollendet seyn wird, welche vor den Häusern herläuft und das Meer begrenzt; jetzt ist noch hin und wieder tiefer Sand und man ruht mit Vergnügen auf den Bänken aus, die auf dem fertigen Theile derselben angebracht sind. Ein hoher Steinbruch, der sich fast lothrecht gegen das Meer

zu senkt und dessen fernere Spuren in einem Felsenriff auf der Oberfläche des Wassers sichtbar sind, schließt die Straße. Ein steiler Fußpfad führt zu der Höhe des Berges, eine breitere Straße um ihn her nach der Catete hin; ich wähle den ersteren, der in einer sanften Biegung, zwischen Hecken und Mauern und unter Bäumen versteckt, den Wanderer bis zur Platteforme der Kirche Maria da Gloria bringt, die frei und offen nach der Seeseite zu, einen wunderschönen Anblick auf die Bai und den Theil der Stadt erlaubt, welcher nicht durch die Höhe von S. Sebastiaõ dem Auge entzogen wird. Die Kirche selbst, eine einfache Rotunde, liegt mitten zwischen Gärten, welche die ganze Höhe des Berges bedecken und terassenförmig bis zum Meere herabsteigen. Die Platteforme ist vortrefflich gepflastert, eine breite Treppe führt zur Stadt herab. Der Kaiser hört in dieser Kirche oft die Messe; an hohen Festen läßt er sich nach alt-peruanischer Sitte auf den Schultern seiner weißen Sclaven den Berg hinauftragen.

Langsam gehe ich zur Stadt zurück, die hier zwischen Bergen und dem Meere eingeengt einen weiten Halbzirkel bildet. Bei der Kirche da Lapa theilt sich die Straße; rechts folgt sie den Umrissen der Bai und führt nach der Hafenstadt, links läuft sie unter dem Aquaduct durch nach dem Campo de Santa Anna. Ich schlage den nächsten Weg ein, der mich nach Hause bringt, versäume indessen nicht, in einen eleganten Barbierladen zu gehen, um dort den Anfang mit meiner Toilette zu machen.

Da habe ich nicht die rauhe Hand eines deutschen Barbiers zu fürchten, die sammetweiche parfümirte Hand eines Portugiesen von Portugal (so lassen sich gern diejenigen Brasilier nennen, die aus dem Mutterlande eingewandert sind) bindet mir ein endloses, mit breiten Fallblättern garnirtes Handtuch um, seift mich fünf Minuten lang mit Orangenblüth-Wasser ein und gebraucht zehn, um meinen Bart mit eben so viel verschiedenen Messern wegzuputzen, ohne daß ich etwas anderes empfinde, als den sanften Strich des Messers und ein wenig Langeweile; dafür bin ich aber auch so rein aus der Wurzel rasirt, daß ich erst nach 24 Stunden wieder anfange, den Bart zu fühlen. Nachdem Figaro das Gesicht eingepudert hat, um die Haut geschmeidig zu machen, fährt er mit dem Kamm in meine Haare und verschwendet wieder eben so viel Zeit als Pomade, um ihnen eine elegante Form zu geben. Damit ist noch nicht Alles gethan; er hat nicht übel Lust, mir einen oder den anderen Zahn auszuziehen und wenn ich sein freundschaftliches Anerbieten höflichst ablehne, wäscht er Gesicht und Nacken in Orangenblüth-Wasser, führt mich zum Spiegel und sagt mit einer tiefen Verbeugung: Ew. Herrlichkeit sind fertig, Ihrer Herzensdame aufzuwarten. Die Herrlichkeit bezahlt ihre 100 Reis und tritt adonisirt ins erste beste Caffeehaus, um zu frühstücken.

Figaro hat meine Einbildungskraft in Bewegung gebracht. Während ich Caffee trinke und ein paar Eier

mit geröstetem Brode dazu nehme, kommt mir die Lust an, bei Dona Luzia und ihrer interessanten Tochter zu Mittag zu essen. Ich gehe schnell nach Hause, um mich anzukleiden, greife dann den ersten besten Neger von der Straße auf und mache meine Einkäufe zu einem frugalen Diner. Da ich weiß, daß es Fasttag ist und ich den Geschmack der Damen kenne, so kaufe ich Krebse, Palmenkohl und Macaroni zur Suppe, ein paar Macrelen und Kartoffeln, um etwas Vaterländisches zu haben, Zwiebeln und Brunnenkresse zum Salat; daß sich dazwischen auch ein wenig Knoblauch verirrt, möchte ich gern verschweigen. Ich vergesse weder Rosinen und Mandeln, noch Ananas, Orangen und Bananen und um das Desert vollständig zu machen, füge ich Austern und Käse hinzu und ein paar Bouteillen eines excellenten weißen Portweins, den keine Dame verschmäht. So komme ich mit meinem beladenen Neger zur D. Luzia und bitte mich bei ihr zu Tische. Die gute Dame fühlt sich durch meinen Besuch höchlichst geehrt, ihre liebenswürdige Tochter empfängt mich mit ihrer ganzen natürlichen Anmuth, fast bin ich versucht, die Hand zu küssen, die sie mir reicht; aber dagegen empört sich das edle europäische Blut bei dem Gedanken, daß ein leichter Anstrich von africanischer Tinte sie färbt. Während die Alte selbst in die Küche geht, um dort die Aufsicht zu führen, lerne ich von meiner schönen Lehrerin in wenig Stunden mehr Portugiesisch, als mir ein grämlicher Professor in sechs Wochen beibringen würde. Ob in

diesem traulichen Beisammensеyn nicht zuweilen eine bessere Regung jenen lächerlichen Stolz überwindet, dessen ich eben erwähnte, lasse ich unentschieden; so viel ist gewiß: fremde Rechte, wenn auch nur die eines Maulthiertreibers aus der Provinz der Minen, beeinträchtige ich nicht.

Nach dem Essen, wobei man sich aus Rücksicht gegen den Fremden durchgängig der Messer und Gabeln bedient, legen sich die Damen schlafen; ich zünde eine Cigarre an und schaukle mich in einer Hangematte, bis der Schlaf sich auf mich herabsenkt, ein Traum mich nach Europa zurückführt, woran ich wachend selten denke, und mir Genüsse gewährt, die ich in Brasilien entbehren muß. So gehen die heißen Stunden des Tages vorüber, wovon man in den Häusern, die alle massiv gebauet sind, wenig fühlt. Die erfrischende Kühle des herannahenden Abends regt allenthalben neues Leben auf, die Straßen und Balcone füllen sich mit Menschen, alle Erscheinungen des Morgens wiederhohlen sich noch Einmal. Nach echt brasilischer Sitte wird Thee getrunken, nicht jener widerliche Maté von Paraguay, das Lieblingsgetränk der weiblichen Bevölkerung von Rio de Janeiro, sondern Cha da India, der sich zu jenem verhält, wie Pecco zu Camillenblumen. Die Nacht bricht schnell heran; wenn die Laternen angezündet sind, biete ich der jüngeren Dame meinen Arm und von einem schwarzen Mädchen gefolgt, machen wir eine Promenade durch die Straßen der Stadt, die zu dieser Zeit am belebtesten sind. D. Luzia, die uns gern

begleitet hätte, bleibt aus zartsinniger Bescheidenheit zu Hause, weil sie den Unterschied der Farbe fühlt; ihre Tochter, eine Quaterone, kann schon bei Nacht für eine Weiße vom reinsten Blute gelten. Auf dem Platze der Constitution, dem Theater gegenüber, welches in gigantischen Massen zum nächtlichen Himmel emporstrebt, ruhen wir auf umherliegenden Werkstücken ein wenig aus. D. Beata Lucrezia spricht viel und schnell, ich verstehe nur die Hälfte von dem, was sie mir erzählt, höre aber mit Vergnügen auf ihr angenehmes Geplauder und freue mich der liebenswürdigen Natürlichkeit ihrer Fragen, die ich, so gut es geht, zu beantworten suche. Um acht Uhr sind wir wieder zu Hause. Ich versäume es nicht, der Mutter einige Complimente zu machen und entferne mich mit der Ueberzeugung, daß ich gern gesehen war. Fällt es mir ein, den Unterschied zwischen angeborener und angelernter Coquetterie recht schneidend zu fühlen, so gehe ich in eins jener französischen Caffeehäuser, in der Nähe des Palastes, wo eine aufgeputzte Pariserin (Pariserinnen sind sie alle in der neuen Welt) ihren falschen Schmuck, ihre falschen Locken und Zähne, sich selbst mit Allem, was sonst noch falsch an ihr ist, zur Schau trägt. Dort trinke ich ein Glas Punsch, höre viel faden Unsinn in den Kauf und gehe endlich, ermüdet von den Eindrücken des Tages, nach Hause, wo ich vortrefflich schlafen werde, wenn es den Musquiten und Ratten gefällt; denn das sind die Mitbewohner jeder Hütte und jedes Palastes in der heroischen Stadt der sehr getreuen Cariocaner.

Brasilierinnen und Fremde.

Ich mache die Ueberschriften zu den Capiteln dieses Buchs auf dieselbe Weise, wie es die Menschen mit den Benennungen der Jahrszeiten halten; drei Monate nennen sie Frühling, wenn diese auch nicht ausschließlich Maiblumen, Westwinde und Nachtigallenflöten als Attribute enthalten. So rubricire ich meine anspruchslosen Bemerkungen nach dem, was in ihnen vorherrschend ist, und stelle das Schönste und Würdigste an die Spitze der bunten Erscheinungen, womit ich den nachsichtigen Leser zu unterhalten mich bestrebe. Giebt es etwas Edleres, als das Weib, diese Krone der Schöpfung? Und verdient dieser interessante Gegenstand nicht unter allen Zonen die vorzüglichste Aufmerksamkeit und ein tiefes Studium? Möge jeder meiner Leser, indem er die Resultate meiner Forschungen liest, dasselbe Vergnügen genießen, welches ich empfand, indem ich sie machte.

Alle Brasilierinnen von reinem Blute kann man füglich unter drei Classen bringen:

1. Iberische Formen. Eine etwas aufgeworfene Nase, ein gebogener Mund, schmale Lippen und hervorstehende Backenknochen sind die characteristischen Zeichen dieser Classe. Sie stammt ursprünglich aus Portugal, da die mehrsten Frauen, welche dazu gezählt werden müssen, geborene Europäerinnen sind. Sie sind die am wenigsten reizenden von Allen, um so mehr, da sie in

der Regel nicht diejenige Körperfülle besitzen, welche in Brasilien für das erste Requisit einer vollendeten Schönheit gehalten wird.

2. Jüdisch-Maurische Physiognomien. Die Frauen, welche zu dieser Classe gehören, haben sehr regelmäßige Gesichtszüge, eine etwas gebogene Nase, volle, frische Lippen und um Mund und Wangen jenen unbeschreiblichen Ausdruck von Characterstärke oder Stolz, der einem schönen Gesichte um so reizender steht, als er ein häßliches nur noch abstoßender macht. Ihr Teint fällt ins Dunkle, ohne indessen ins Gelbe zu spielen, Lippen und Wangen sind mit dem lebhaftesten Roth gefärbt, welches bei einigen ein Werk der Kunst und nicht der Natur seyn mag. Arme, Hände und Nacken sind plastisch schön. Man findet in Europa hin und wieder Jüdinnen, welche als vollendete Musterbilder für diese Classe gelten können. Diese Art Frauen conserviren sich unter dem tropischen Himmel auf eine bewunderungswürdige Weise, was vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß, wenn sie auch in der Jugend sehr schlank und schmächtig sind, sie fast alle ohne Ausnahme bei vorrückendem Alter an Körperfülle gewinnen, wodurch der Haut diejenige Straffheit erhalten wird, die man bei älteren Frauen in Europa durchgängig vermisst.

3. Gemischte Race. In dieser Classe hat sich der morgenländische Ausdruck der Physiognomien ganz verloren; man findet in ihr die reinsten griechischen Profile. In Hinsicht der Weiße übertreffen die Frauen, welche

dazu gehören, die der beiden ersten bei weitem, ja es giebt einige darunter, deren Gesichtsfarbe selbst im Norden von Europa blendend weiß genannt werden würde. Unter den Cariocanerinnen, bei denen sich aus begreiflichen Ursachen mehr der portugiesische National-Typus erhalten hat, sind sie selten, häufiger im Innern des Landes, vorzüglich in den südlichen Provinzen. Es ist keine leere Schmeichelei, wenn Mr. Plancher in seiner kurzen Beschreibung von Brasilien, welche dem kaiserlichen Almanach hinzugefügt ist, von den Paulistinnen sagt, daß sie vollkommene Schönheiten sind. Alles, was ich davon gesehen habe, berechtigt zu einem so günstigen Urtheile. Der Ursprung dieses Theils der Bevölkerung von Brasilien ist indessen nicht unverdächtig; Untersuchungen, die ich über diesen Gegenstand angestellt habe, machen es mir wahrscheinlich, daß die Ahnfrauen der reizenden Paulistinnen unter den Ur-Einwohnern zu suchen sind und daß von väterlicher Seite mehr spanisches Blut in ihnen ist, als portugiesisches. So viel ist gewiß, daß diese Race völlig rein von africanischer Beimischung ist; von den übrigen kann man dies nach dem bloßen Augenschein nicht mit Sicherheit behaupten, da es Quateronen giebt, die ganz dieselben Züge haben und wenig mehr von derjenigen Tinte, welche das Erbtheil aller africanischen Nationen ist, vom Mauren bis zum Congo Neger herab.

Schwarze, lebhafte Augen, hohe, zart gezeichnete Augenbraunen und dunkles, glänzendes Haar, welches

in reichlicher Fülle Stirn und Nacken bedeckt; eine stolze, graziöse Haltung des Körpers, das sind Reize, welche keiner Brasilierin fehlen. Viele haben auch auf der Oberlippe eine kleine Spur von Bart, die wie die feinste schwärzeste Seide einen schwachen Schatten auf die sammetweiche Haut wirft und von jeher von den Bewohnern der iberischen Halbinsel für schön gehalten wurde. An anderen Stellen des Körpers leiden sie keine Haare; entweder reißen sie diese in der frühesten Jugend, so wie sie sich zeigen, aus, oder sie entledigen sich derselben späterhin auf eine nicht so bequeme, aber weniger schmerzhafte Weise. In Amerika war diese Sitte bei allen Nationen herrschend und hat sogar zu der Fabel Veranlassung gegeben, daß die Männer dort bartlos geboren würden. Dies ist aber eben so unwahr, als wenn man behaupten wollte, den Brasilierinnen fehle von Natur das, was Sitte, Geschmack und Clima ihnen zu vernichten gebietet.

Die ehemalige Nationaltracht der Frauen ist fast verschwunden. Nur Weiber aus den niederen Volksclassen bedienen sich noch des Schleiermantels, eines großen schwarzen Tuches, welches über den Kopf geworfen wird, das Gesicht mit einem schwarzen Flore bedeckt, der in der Mitte eingenäht ist, und nur dazu dient, schöne Augen auf Kosten der ganzen übrigen Gestalt zu heben. Hin und wieder sieht man eine schlanke Mulattin, die ihn mit Grazie zu tragen versteht, sonst sind es Negerinnen und alte Frauen, die ihre welken Reize damit bedecken. In den Provinzen ist das anders; da lässt

sich kein Frauenzimmer außer dem Hause ohne Schleier sehen. Die Phantasie wird auf eine eigene Weise in Anregung gebracht, wenn man diese nonnenhaften Gestalten, von Kopf bis zu den Füßen in ein schwarzes Tuch gehüllt, sich leicht und anmuthig in der schweren Tracht fortbewegen und genau genommen nichts weiter von ihnen sieht, als die zierlichsten Füße, auf das eleganteste bekleidet, hin und wieder einen vollen Arm, mit reichen Armbändern geschmückt, der verstohlen durch die schwarzen Falten blickt, und ein Paar Augen, deren lebhaftes Feuer durch den Spitzenschleier nicht geschwächt wird.

In der Hauptstadt herrschen, wie in der ganzen übrigen civilisirten Welt, französische und englische Moden; indessen erhalten sie durch den Geschmack des Volks einen eigenen Character, ich möchte sagen, sie passen sich mehr der Natur an. Schnürbrüste, diese verderbliche Erfindung eines falschen Geschmacks, werden in Brasilien nie ihr Glück machen, eben so wenig wie die Extreme der Moden, übermäßig lange und unnatürlich kurze Taillen. Der Grund davon liegt im Clima, welches der Kunst verbietet, der Natur unter die Arme zu greifen. In Europa macht der Schneider mehr oder weniger die Form einen jeden Weibes; unter dem tropischen Himmel, wo das Kleid keinen anderen Zweck hat, als gegen die glühende Sonne zu schützen und zu bedecken, was der Anstand nicht zu zeigen erlaubt, wird nie eine Mode aufkommen können, welche einen bizarren Geschmack auf

Kosten der Bequemlichkeit und der Natur geltend macht. Ich könnte hinzusetzen: auf Kosten der Gesundheit; verkrüppelte Menschen, deren man in Europa eine zahllose Menge sieht, finden sich in Brasilien nicht.

Frauen und Mädchen kleiden sich schwarz oder recht bunt, jede in Hinsicht der Farbe ihrem Geschmacke folgend und keinem Gesetze der Mode. Das haben alle südlichen Völker von jeher gethan, und man muß gestehen, daß sie immer einen richtigen Tact in der Wahl der Farbe beobachten. Ein schwarzes, seidenes Kleid, mit einem schweren Besatze von Schmelz oder einer breiten Garnitur, die einen reizenden Faltenwurf hervorbringt, ist eine schöne und anständige Tracht; so sieht man die Frauen in den Kirchen. Der Schleier darf nicht fehlen; er schwimmt, wie eine leichte Wolke, über den vollen Locken und giebt, wie der Fächer, zu tausendartigen Spielereien Veranlassung. Im Theater und auf Bällen erscheinen die Damen in farbigen Florkleidern, die mit einer zahllosen Menge von Blumen und Bändern bedeckt sind; ein atlassener Unterrock, ein ähnliches Leibchen, in Gold oder Silber gestickt, ein reiches Diadem, Blumen und Federn in den Haaren, vollenden den gefälligen Anzug. Schuh' und Strümpfe sind immer von Seide; in diesem Artikel wird ein Luxus getrieben, der jede Vorstellung übersteigt.

Das Costüm bei Hofe ist diesem ähnlich, leicht und durchsichtig wie die Luft unter diesem glücklichen Himmel. Ein sammetner Mantel, reich in Gold oder Silber gestickt,

eine Toque mit schwankenden Straußfedern und ein brillanter Schmuck geben der phantastischen Tracht eine imponirende Würde. Indessen ist nicht alles Diamant, was beim strahlendem Kerzenlichte einen bunten Schimmer von sich wirft; in keinem Lande werden mehr falsche Steine getragen, als in Brasilien, diesem Vaterlande der Diamanten.

Zu Hause und auf Promenaden tragen Frauen und Mädchen bunte mousselinene Kleider; niemals weiß, das ist eine Negertracht. In diesem einfachen Gewande entfaltet die Brasilierin ihren höchsten Reiz. Bewohner des Nordens können sich keinen Begriff davon machen, sie, die gewohnt sind, die schönsten Formen in einer materiellen Umhüllung zu erblicken, welche wohl die Kunst des Schneiders, aber nicht den plastischen Bau des Körpers verräth. In Brasilien weiß man nichts von Unterröcken und Corsets, selbst das Hemd ist ein überflüssiges Kleidungsstück und wird in der heißen Jahrszeit von wenig Frauenzimmern getragen. Ein dünnes Kleid umschließt die reizenden Gestalten; Arme, Hals und Nacken sind bloß, ein durchsichtiger Strumpf bedeckt die zierlichen Füße. So muß man sie sehen, nach morgenländischer Art auf dem Sopha sitzend, das eine Bein untergeschlagen, während das andere nachlässig herunterhängt, das Kleid gelüftet, eine volle Schulter unbedeckt, Hände, Arme und Augen in beständiger Bewegung und der Fächer zu diesem artigen Spiele den Tact schlagend. Dann vergißt oder übersieht man auch die Schattenseite dieses

Gemäldes: den unangenehmen, kreischenden Ton der Stimme, diese unweibliche, auffahrende Heftigkeit, beides Folgen einer Negerwirthschaft, und ihre gar zu große Natürlichkeit, die vielleicht nur einem Europäer anstößig ist.

Die Brasilierinnen sind außerordentlich fruchtbar; Familien mit 12 bis 16 Kindern sind nicht selten. Man hat mir das Beispiel angeführt, daß eine Frau deren 33 geboren hat. Unglückliche Wochenbetten sind unerhört; wenn sie vorkommen, so sind es immer fremde Frauen, die darunter leiden. Brasilische Aerzte schreiben die leichten Geburten in diesem Lande einer dreifachen Ursache zu: der Art zu sitzen, mit untergeschlagenen Beinen, welches der Gesundheit sehr zuträglich seyn soll, der gänzlichen Verbannung der europäischer Schnürbrüste und dem häufigen Baden. Letzteres wird übertrieben, indem jedes Frauenzimmer in der Regel vor dem Schlafengehen ein warmes Bad nimmt und in den Sommermonaten häufig vor Sonnenaufgang in der See badet. Darin mag auch die Ursache des Fettwerdens liegen, wozu alle Brasilierinnen Anlage haben.

Bei den Mädchen stellen sich die Zeichen der Mannbarkeit im 10ten oder 11ten Jahre ein; bei einigen noch früher. Ohnerachtet dieser frühen Reife sind sie in dieser Periode noch sehr klein; wie die Europäerinnen wachsen sie bis ins 18te Jahr. Sie verheirathen sich sehr jung und gewinnen in der Regel schnell an Körperfülle, sobald sie verheirathet sind. Frauen conserviren sich sehr gut und behalten ein jugendliches Ansehen bis ins späteste

Alter. Das und ihre außerordentliche Fruchtbarkeit, mag wohl dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß keine ihre Kinder selbst stillt. Alle Ammen sind Negerinnen, die ohne Ausnahme hinreichende Milch für zwei Kinder haben.

Merkwürdig ist es, daß trotz der freien Begriffe, welche in Betreff außerehelicher Verbindungen herrschen, nie, so lange Rio de Janeiro steht, der Fall vorgekommen seyn soll, daß eine Weiße ein farbiges Kind geboren hat. Die Cariocanerinnen sind stolz auf diese Sage und in der That würde es einen sehr hohen Grad von Zartgefühl beweisen, wenn diese Behauptung ohne Ausnahme wahr seyn sollte. Ich halte sie für eine Fabel und zwar aus folgendem Grunde: in dem Findelhause der Stadt giebt es viele farbige Kinder und ich sehe nicht ein, wie sie dahin kommen sollten, wenn es nicht solche unglückliche von weißen Frauen mit Negern erzeugte Sprößlinge sind, da das Kind einer Schwarzen einen reellen Werth hat und selbst, wenn es frei ist, seiner freien Mutter wenig oder gar nicht zur Last fällt, auch die Liebe der Africanerinnen zu ihren Kindern bei weitem stärker ist, als die der weißen Frauen. Daß aber ein solcher Fall, wenn er vorkommt, äußerst geheim gehalten wird, liegt in der Natur der Sache und ist in einem Lande, wo Jeder unumschränkter Herr in seinem Hause ist, keine Policei- und Sitten-Gesetze sich um sein Thun und Treiben bekümmern, Klatscherei nicht gäng und gäbe ist, leicht zu erreichen.

Durch einen glücklichen Zufall wurde ich bald nach meiner Ankunft in Rio de Janeiro mit mehreren spanischen Officieren bekannt, die im Gefolge des Vice-Königs im Frühjahr 1825 dort angekommen waren, und von denen ein großer Theil es rathsamer gefunden hatte, in der Nähe die künftige Gestaltung der süd-amerikanischen Angelegenheiten abzuwarten, als nach Spanien zurückzukehren, wo sie sich auf nichts als Tadel, Undank und eine Verantwortlichkeit gefasst halten mußten, der im Mutterlande von jeher die ersten Helden von Amerika zum Opfer gebracht wurden. Viele von denen, welche in Rio de Janeiro geblieben waren, hatten große Besitzungen in Peru und Chili; durch die Schlacht von Ayacucho schien die königliche Macht im spanischen Süd-Amerika auf immer vernichtet und wenn auch die durch die Generäle Conterac und Sucre abgeschlossene Capitulation den königlichen Spaniern scheinbar große Vortheile gewährte, zogen sie es dennoch vor, sich auf eine Zeitlang freiwillig aus einem Lande zu verbannen, welches das Vaterland einiger unter ihnen war, und worin sich alle Ruhm, wenige Geld erworben hatten, als dort zu bleiben, wo sie vorerst unter eine strenge policeiliche Aufsicht gestellt waren, die in revolutionären Zeiten sehr lästig und selbst gefährlich ist. Rio de Janeiro war ohne Frage der am vortheilhaftesten gelegene Punct, um die Ereignisse der nächsten Zukunft abzuwarten. Hier blieben sie auf gleiche Weise mit dem Mutterlande und den neuen Republiken in Verbindung und ohne den Schein zu haben,

ben, als gäben sie die Sache des Königs völlig auf, hatten sie täglich Gelegenheit ihr Interesse bei dem neuen Gouvernement geltend zu machen und bei einem mehr befestigten System eine Rückkehr vorzubereiten, welche alle sehnlichst wünschten.

Don Raphael P., Oberst und Secretair des Vice-Königs, ein wissenschaftlich gebildeter, sehr aufgeklärter Mann, schenkte mir sein besonderes Wohlwollen. Es verging selten ein Tag, wo ich nicht das Vergnügen hatte, diesen interessanten Spanier zu sehen und zu sprechen und ich kann dreist behaupten, daß ich durch ihn zuerst eine richtige Idee von dem Geiste der süd-amerikanischen Revolutionen erhalten habe, sehr abweichend von der, welche einseitige und nicht unterrichtete Schriftsteller in Europa davon verbreitet haben. Zugleich sah ich in ihm das Bild eines echten spanischen Royalisten, der nichts weniger als bigott und fanatisch, höchst aufgeklärt über das Interesse seiner Partei und das ihrer Gegner, ohne Leidenschaft und Parteilichkeit beide beurtheilte; der weder seine Ansichten noch seine Handlungen auf gemeinen Egoismus begründete, ritterlichen Sinn, Treue und Glauben aus den Stürmen einer langjährigen Revolution gerettet hatte, und mit Ruhe und Gleichmuth auf die Ereignisse der nächsten Vergangenheit zurückblicken konnte. Solche Männer sind selten, sie mögen einer Nation angehören, welcher sie wollen; wohin sie kommen, erwerben sie sich Liebe und Achtung. In der Fremde schließen sich Spanier und Deutsche gern an einander an.

Durch Don Raphael wurde ich beim spanischen Consul, Don J. de Labat y Rimon eingeführt, der sich mit seltener Uneigennützigkeit seiner emigrirten Landsleute in Rio de Janeiro annimmt und zu einer Zeit die Ehre und den Glanz des spanischen Namens aufrecht erhält, wo wenig Aussicht da ist, daß ihm je seine Auslagen wiedererstattet werden. Auch lernte ich Don Lucas Cotera kennen, einen Mann, der mit seinem unermeßlichen Vermögen Monate lang den Krieg in Süd-Amerika fortführen konnte, der mit der Partei fiel, welcher er bis zum letzten Augenblicke treu geblieben war und nach seinem Falle Hunderte von Spaniern unterhielt, die in der Fremde nicht aufhörten, ihn als ihren Kriegszahlmeister zu betrachten und ihre Existenz an die seinige zu knüpfen.

Eines Abends ging ich mit Don Raphael zum spanischen Consul, der einigen seiner Landsleute, welche im Begriff waren, über Frankreich in ihr Vaterland zurückzukehren, ein glänzendes Fest gab. Da lernte ich zuerst die reizenden spanischen Frauen in der Nähe kennen, welche schon oft auf Promenaden und im Theater meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Es waren ihrer fünf da, ohne Ausnahme bildschöne Weiber, alle, wie man mir sagte, geborene Amerikanerinnen. Die kurzen seidenen Röcke und darunter ein Fuß, auf das eleganteste bekleidet, von so plastischer Form, daß das Auge eines Bildhauers sich in ihn allein verliebt haben würde, schmiegten sich um die üppigen Gestalten; der glänzende Atlas gab jede Bewegung der vollen Glieder harmonisch

wieder, Arme und Nacken waren mit Brillanten und farbigen Steinen bedeckt. Die regelmäßige Schönheit der Physiognomien, das sanfte Feuer der dunkelblauen Augen, das hellere Haar sprach auf eine ganz andere Weise den ausgebildeten Geschmack des Nordländers an, als die morgenländischen Reize, welche die Lusitanierinnen entfalten. Die Unterhaltung war lebhaft, aber nicht allgemein, da die spanische Galanterie es fordert, daß man Einer Dame ausschließlich Aufmerksamkeiten erweist. Ich finde dies anständiger und interessanter, als jenes fade allgemeine Courmachen, welches sich von Frankreich aus über die ganze civilisirte Welt verbreitet hat.

Karten und Würfel dürfen unter Spaniern nicht fehlen. Weit davon entfernt, dieser ausschweifenden Neigung zum Spiel das Wort zu reden, kann ich nicht umhin die Uneigennützigkeit zu loben, womit sie spielen, und die Ruhe, womit sie ihr Geld verlieren. In einer spanisch-amerikanischen Gesellschaft spielt Alles; die Frauen spielen, die Kinder spielen, und die Bedienten mit ihren Herren um die Wette, so lange sie Geld zu verlieren haben. Der Unterhaltung bringt das keinen Nachtheil; wer sein Geld verloren hat, tanzt oder klimpert auf der Guitarre. In einem Nebenzimmer findet man Wein, englisches Bier, Confitüren und Cigarren; jeder bedient sich nach seinem Belieben, in Allem herrscht die ungezwungenste Freiheit.

Spanisch-amerikanische Frauen rauchen ohne Ausnahme, wenn man das Rauchen nennen will, daß sie

hin und wieder einen Zug aus der Cigarre thun. Der feine Parfüm des Havana-Tabacks, den sie mit großer Fertigkeit zwischen den Fingern in Papier oder Stroh zu den zierlichsten Cigarren drehen, macht diese Sitte gar nicht widerlich. Es wird für ein Zeichen der Gunst gehalten, wenn eine spanische Amerikanerin einem Manne ihre Cigarre anbietet, für eine größere, wenn sie eine von ihm annimmt; in beiden Fällen nimmt und giebt man sie angezündet.

Der spanische Tanz ist unbeschreiblich schön. Alle Reisenden sind in seinem Lobe unerschöpflich gewesen, keiner hat je eine Beschreibung davon geliefert, welche die Wirklichkeit erreicht; in Fischers Gemälde von Valenzia findet man etwas, was ihr nahe kommt.

Das gesellschaftliche Leben der Spanier gewährt einen Reiz, der einzig in seiner Art ist. Ich, der ich es nur aus Romanen und Reisebeschreibungen kannte, die es mit der Wahrheit noch weniger genau nehmen, sah es hier auf eine Weise verwirklicht, welche die Erdichtungen der ausschweifendsten Phantasie übertraf. Die Mandoline tönte durch das tiefe Dunkel einer tropischen Nacht, die süßesten Wohlgerüche drangen durch die geöffneten Fenster der Balcone, im Innern der Gemächer strahlte das hellste Kerzenlicht; di tanti palpiti wurde von schönen Lippen mit einem Ausdrucke gesungen, der mich bezauberte. Mit Feramor hätte ich ausrufen mögen:

Giebt's ein Paradies auf Erden,
So ist's hier, so ist's hier!

Lalla Rhuc.

Ich hatte ein paar sehr schöne Stunden verlebt.

Eine Bemerkung erlaube ich mir noch: in Deutschland würde man eine Spanierin coquett und ihre Manieren anstößig nennen und doch ist das, was sie so liebenswürdig macht, die ungekünstelteste Natur, und die Art, wie sie diese geltend macht, wahrhaft malerisch. Daher: verba valent sicut nummi! der unbefangene Beobachter erkennt keine andere Norm an, als die, welche in seinem eigenen Gefühle begründet ist.

Unter den Spanierinnen, die sich damals in Rio de Janeiro befanden, erregte Eine meine vorzüglichste Aufmerksamkeit: Donna Isabel, die Gemahlin eines königlichen Brigadiers, von Geburt eine Cholo (so werden die Nachkommen der Ur-Einwohner von Peru genannt), aus der kaiserlichen Familie der Incas, Großtochter des unglücklichen Amru-Tupacs, welcher in der Revolution von 1780 sein Leben verlor. Da die Nachkommen der kaiserlichen Familie nach der Eroberung des Reichs durch die Spanier große Vorrechte und eine Art von Adel bewahrten, sie außerdem lange ihrem alten Hausgesetze treu blieben, sich nicht außer ihrem Stamme zu verheirathen, so konnte diese junge Dame für eine unverfälschte Urtype süd-amerikanischer Bildung gelten. Sie hatte äußerst regelmäßige Gesichtszüge, eine Farbe, die sich wenig von der europäischen unterscheidet, langes, schlichtes Haar,

von einer helleren Schwärze, als man bei vielen Spanierinnen findet, und die schönsten, sanftesten Augen von der Welt. Auf die Gefahr, von manchen meiner Leser ausgelacht zu werden, wage ich einen Vergleich, der in der Natur begründet ist: diese Dame hatte die Augen einer Eidexe, wie sie mit ruhiger Klarheit aus Felsenritzen blickt, Augen, in deren reinem Spiegel man wenig oder nichts von jenem weißen Email entdeckt, wodurch sich die der Menschen auszeichnen, aber einen Himmel von Klugheit und Sanftmuth, dem Erbtheil des schönen Geschlechts.

Aus physiologischen Gründen und einer Art von Analogie, die von vielen Schriftstellern verketzert wird, weil sie es wagt, den Menschen, als Glied der thierischen Schöpfung, von einem Standpuncte aus zu betrachten, der dem Eigendünkel nicht zusagt, hat sich mir die Ansicht aufgedrungen, daß der Ragen-Adel des Geschlechts durch Vermischung der heterogensten Arten desselben im Allgemeinen sehr gewinnen müsse. In Europa hat man wenig Gelegenheit, Beobachtungen zu machen, welche einiges Licht über diesen Gegenstand verbreiten könnten. Die Nationen sind sich zu ähnlich, viele Jahrhunderte eines regen Wechselverkehrs haben die ursprüngliche Ragen-Verschiedenheit derselben nach und nach ausgeglichen, ein höchst verfeinertes Leben hemmt die Natur in ihren freien Entwicklungen. Die mehrste Eigenthümlichkeit hat sich bei den slavischen und iberischen Stämmen erhalten, sie bilden die äußersten Glieder in der Kette der

europäischen Völker. Aber wie unbedeutend erscheint selbst dieser Unterschied, wenn man dagegen die Bestandtheile hält, woraus die Bevölkerung von Amerika besteht. Auf derselben Bühne zeigen sich fast alle europäischen Nationen, mehr oder weniger vermischt mit den zahllosen Stämmen der Ur-Einwohner und selbst, wo diese längst verschwunden sind, merkt man sehr deutlich den Einfluß, den sie auf die Bildung einer neu-entstandenen Rage gehabt haben. Dieser Einfluß ist nach der Meinung aller Naturforscher von sehr günstiger Art. Indessen ist er noch lange nicht so auffallend, als die Veränderung, welche mit dem afrikanischen Blute vor sich geht, wenn es durch Vermischung mit europäischem veredelt wird. Hier steht das Wort: veredlen, an seiner rechten Stelle. Nach vier oder fünf Generationen geht aus diesen Verbindungen eine Rage hervor, die in Hinsicht der Körperbildung und der Geisteskräfte ganz ausgezeichnet ist. Unendlich langsamer schreitet diese Entwicklung bei dem Theile der Bevölkerung vor, welcher aus der Verbindung afrikanischer und amerikanischer Stämme entsprungen ist. In Brasilien nennt man die daraus entstandene Bastard-Rage Caboclen. Indessen ist diese Bezeichnung so unbestimmt, der Ursprung der Individuen, welche man dazu rechnet, ist so zweifelhaft, der Data, welche ich darüber gesammelt habe, sind so wenige, daß sie zu keinem genügenden Resultate geführt haben.

Die Bemerkung, welche ich eben zu Gunsten gemischter Verbindungen zwischen Europäern und amerika-

nischen sowohl als afrikanischen Nationen gemacht habe, findet man in Rio de Janeiro selbst bei solchen Ehen bestätigt, die unter Individuen verschiedenartiger europäischer Völker geschlossen werden. Aus begreiflichen Ursachen sind diese in einer so großen Handelsstadt, wo der Einfluß der Fremden, vorzüglich der Engländer und Franzosen, täglich wächst, nicht selten; man findet sie von allen Arten. Brasilier verheirathen sich mit Engländerinnen, Deutschen und Französinnen, und umgekehrt; unter sich treten dieselben Nationen in die mannichfachsten Verbindungen. Aber auffallend ist es, wie veredelt sich die Gattung in denjenigen Sprößlingen darstellt, die von solchen Eltern geboren werden, welche in körperlicher und geistiger Hinsicht auf das stärkste contrastiren. Sanfte Blondinen und feurige Brasilier zeugen die schönsten Kinder; daher findet man sie vorzugsweise in solchen Häusern, wo die Mutter eine Deutsche oder Engländerin ist und die Kinder bei allem Feuer ihrer Väter das Sanfte, Weiche nordischer Physiognomien als mütterliches Erbtheil bewahren. Dagegen besitzen die Kinder brasilischer Mütter, selbst wenn die Väter echt celtischer Race sind, gewöhnlich die südlichen Gesichtszüge, den dunklen Teint und die üppigen Formen ihrer Mütter, dabei etwas lichteres Haar und mehr Farbe, als man in Brasilien gewohnt ist. Nur bei älteren Frauen spricht sich in der Bildung der Kinder die Nationalität der Väter stärker aus. Ich habe eine Familie gekannt, wo die Kinder ihrem Alter nach alle Nüancen der iberischen

Race bis zur germanischen herab in ununterbrochener Stufenfolge darstellten. Franzosen und Französinnen verheirathen sich mehr unter sich; zur Veredlung der Gattung im Allgemeinen scheinen sie in diesem Lande nicht brauchbar zu seyn.

Als Beispiele für meine eben aufgestellte Behauptung führe ich die Kinder der kaiserlichen Familie an. Jeder, der das Glück gehabt hat, sich diesen zarten Sprößlingen eines erlauchten Geschlechts zu nähern, wird mit mir einverstanden seyn, daß es wohl nicht leicht schönere Kinder giebt als diese. Dona Maria da Gloria, eine sanfte Blondine mit blauen Augen, die von einem Feuer glänzen, welches man in der Regel bei solchen vermißt, dabei in Wesen und Bildung ganz das verjüngte Bild ihres ritterlichen Vaters, berechtigt zu großen Erwartungen; die übrigen Kleinen, liebliche Kinder, entfalten in frühester Jugend die glänzendsten Eigenschaften des Körpers und Geistes. So sehen beide Reiche diesseit und jenseit des Meeres einer schönen Zukunft entgegen und mitten in den Stürmen einer Revolution, die noch lange nicht beendigt ist, strahlt beiden in diesen Kindern ein südliches Sternbild, glänzender als das Kreuz selbst. In Portugal, wo die Anhänglichkeit an die Person des Monarchen immer mit einer Art religiöser Verehrung vermischt war; wo politische Systeme nichts galten, die Liebe des Volks Alles, kann dies nur zu einem höchst erfreulichen Resultate führen, wenn ein einst so tapferes Volk, nachdem es seine apostolischen, so wie seine con-

stitutionellen Crisen überstanden hat, von einer jugendlichen Fürstin regiert wird, deren Persönlichkeit einen stärkeren Einfluß ausüben wird, als eine durch englische Bajonette aufrecht erhaltene Constitution oder der blinde Glaube einer Partei, welche sich die apostolische nennt, ohne einen Apostel an der Spitze zu besitzen.

Unter den Schönheiten von Rio de Janeiro, die in der Blüthe ihrer Jahre stehen, zeichnen sich Fräulein von Pinto Guedes und die jungen Gräfinnen von Rio Seco vorzüglich aus. Die Mütter beider sind Engländerinnen und so bewährt sich auch bei ihnen das früher aufgestellte Princip.

Es bewährt sich aber auch in einer ganzen Provinz, nämlich San Paulo, deren Bevölkerung ursprünglich aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt ist. In dieser Provinz findet man nur schöne Frauen; es giebt wohl wenig Gegenden der Welt, wovon man das mit Recht sagen kann.

Es bewährt sich im spanischen Süd-Amerika, wo der größte Theil der Ahnfrauen Amerikanerinnen waren.

Es bewährt sich endlich in West-Indien, wo die schönsten Mulatten auf den englischen und holländischen Colonien, also von Eltern erzeugt werden, welche die äußersten Glieder in der Kette aller Nationen der bewohnten Erde bilden.

Und so scheint der physiologische Grundsatz in der Erfahrung begründet: daß das menschliche Geschlecht durch Vermischung seiner verschiedenartigsten Bestandtheile

an Güte und Adel gewinnt. Die weitere Ausführung dieser Untersuchung überlasse ich Naturforschern, welche in allen Theilen der Welt Gelegenheit gehabt haben, Erfahrungen über diesen Gegenstand zu sammeln, Erfahrungen, welche allein eine Hypothese befestigen können, die sich mir in Amerika von allen Seiten aufgedrungen hat und von deren Richtigkeit ich um so mehr überzeugt bin, da sie ohne Vorurtheil entstanden, sich durch fortgesetzte Beobachtung immer mehr und mehr befestigt hat und nie durch eine widersprechende Erscheinung zum Wanken gebracht worden ist.

Von unseren deutschen Landsmänninnen giebt es verhältnißmäßig sehr wenige in Rio de Janeiro und diese werden theilweise von ihren Männern so unter Schloß und Riegel gehalten, daß es schwer hält, sie näher kennen zu lernen. Der gütige Leser schließe indessen daraus nicht, daß sie an Lusitanier oder gar an Türken verheirathet sind; im Gegentheil, ihre Männer sind dieselben guten, ehrlichen Deutschen, die im Vaterlande keine Spur eifersüchtiger Regungen kennen, hier aber durch Sitte und Beispiel verdorben, von einem Extrem ins andere fallen und, wie mir scheint, sehr zu ihrem Nachtheil. Den Portugiesen kleidet diese Leidenschaft, dem Deutschen steht sie nicht an.

Wer eine hübsche Frau hat, mag indessen dreist nach Rio de Janeiro kommen; ihm wird bestimmt auf eine oder die andere Weise geholfen. Während meines dortigen Aufenthalts habe ich einige überraschende Beispiele

dieser Art erlebt. Auch unverheirathete Mädchen machen leicht ihr Glück. Schönheit und Jugend stehen dort in einem bei weitem höheren Preise, als in irgend einem Theile der alten Welt. Sogar öffentliche Mädchen leben mit einem Glanze und einem Anstande, worunter sich jedes Gefühl der Schande verbirgt. Brasilien ist ihr Paradies. Daher wundert es mich nicht, daß sich hin und wieder Mädchen von Bildung und Familie nach diesem Lande hingezogen fühlen. Sie kommen dort leicht zu einem Grade von Berühmtheit und Reichthum, der in Europa auf diesem Wege nie zu erreichen ist.

Das wissen jene schlauen Französinnen, womit die Rua do Ouvidor bevölkert ist, sehr gut zu benutzen. Hunderte von ihnen wandern jährlich aus Frankreich ein und beginnen in der Hauptstadt des unendlichen Kaiserreichs von Neuem eine Carriere, worin sie in Paris, Bordeaux oder Marseille längst ausgedient hatten. Der Brasilier, der in allen seinen Genüssen mäßig ist, dem man in mancher Hinsicht schmutzigen Geiz zum Vorwurf machen kann, ist in diesem Puncte allein ein Verschwender und seine Neigung zum schönen Geschlecht überwindet selbst jenen tiefen Widerwillen gegen alles Fremde, der ihm angeboren ist.

Ueberhaupt bietet die Straße do Ouvidor einen eigenen Anblick dar; für den Augenblick fühlt man sich nach Paris versetzt. Diese hochgeschminkten Ladenmädchen, mit ihren langen Taillen und laurenden Blicken, die ihre abgenutzten Reize vor hohen Spiegeln zur Schau

tragen und mit Anstand nähen — und ihre Netze auswerfen, diese lange Reihe von Boutiquen selbst, gut erleuchtet und mit Geschmack aufgeputzt, erinnert einigermaßen an das Palais Royal. Sieht man aber auf die Straße, so ist Alles ganz anders. Da giebt es dreimal so viel Schwarze als Weiße, die schreiend und springend ihre Geschäfte betreiben; hübsche Negermädchen in weißen Muslinkleidern und rothen Turbans bieten Pasteten, Confitüren und ihre eigenen Reize feil; feiste Sclaven, die sich beim Scheine einer Laterne ihren täglichen Verdienst theilen, schlagen sich um eine untheilbare Kupfermünze; ehrbare brasilische Familien machen ihren nächtlichen Spaziergang, die Kinder vorauf, dann die erwachsenen Töchter, und zuletzt Papa und Mama, den Zug bewachend, der sich in einer langen Reihe langsam fortbewegt; Sclaven und Sclavinnen mit kleinen Mulecs und schlafenden Kindern auf den Armen, beschließen ihn; hin und wieder bewegt sich eine leichtfertige Schöne, tief im Schleier oder im bunten schottischen Mantel gehüllt, anmuthig über die Straße; Policei-Patrouillen gehen ihren gemessenen Schritt, leichte Carossen mit Maulthieren bespannt und durch Fackeln beleuchtet, rollen durch die Straße, die Guitarre tönt durch das bewegte Leben der Nacht, und über allem diesen ruht der tiefblaue tropische Himmel mit seinen glänzenden Sternbildern.

Im Allgemeinen kann man bei allen europäischen Frauenzimmern, welche nach Brasilien kommen, die Bemerkung machen, daß sie anfangs die Sclaverei und die

Behandlung der Sclaven ganz empörend finden und mit Pathos gegen die Lebensweise der Brasilierinnen und ihren unbegränzten Luxus declamiren, bald aber gelindere Saiten aufspannen, seidene Strümpfe zweckmäßiger finden als baumwollene, häusliche Arbeiten für nicht anständig halten und sich in kurzer Zeit überzeugen, daß weder Sclave noch Sclavin ohne Schläge erzogen werden kann. Zur Ehre der Französinnen sey es gesagt, daß sie fast die einzigen Weißen sind, welche sich in diesem Lande der Arbeit nicht schämen.

Kirche und Welt.

In einem Lande, wo religiöse Uebungen einen wesentlichen Theil des Lebens ausmachen, wo Kirchenfeste fast die einzigen Ergötzlichkeiten des Volks sind, ist es wohl erlaubt, beide Gegenstände in Einem Capitel abzuhandeln. In den protestantischen Ländern steht der Sonntag isolirt unter den sechs Wochentagen da, in Brasilien ist jeder Tag mehr oder weniger Sonntag; zu jeder Tageszeit wird man daran erinnert, daß man sich in der Hauptstadt eines echt catholischen Reichs befindet. Jeden Morgen öffnen zahllose Kirchen ihre weiten Hallen und die fromme Menge versammelt sich zum Gebet; ein

kurzes Ave Maria beschließt jeden Tag. Dazwischen geht das Leben seinen gewohnten Gang, Handel und Wandel stockt nie, das Treiben auf den Straßen und Märkten ist an Sonn- und Alltagen gleich, ja es ist an ersteren lebhafter, weil ein großer Theil der Sclaven diese Tage zu seinem eigenen Gewinne benutzt.

Der gütige Leser erwarte keine theologische Untersuchungen in diesem Capitel; sie sind der Natur meines Werkes fremd. Ich bemühe mich, die Eindrücke so wieder zu geben, wie ich sie empfing; deshalb ist mir die Kirche eine äußere Erscheinung, so wie jede andere; ihr Ceremoniel, ihr Cultus das, was mich vorzüglich beschäftigt. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß gerade dieses, die geheimnißvolle Feier der Messe, die glänzende Pracht und Würde der Handlung, der ruhige Ernst der Priester, die herrliche Musik und der hinreißende Gesang des Chors auf die Phantasie einen großen Einfluß ausüben, welcher vorzüglich bei Gemüthern überwiegend ist, die sich lange in den Labyrinthen einer Philosophie umhergetrieben haben, der jeder positive Glaube zum Opfer gebracht wird, wo der Verstand der schwache Faden seyn soll, welcher zur Erkenntniß führt und das Licht, dem man entgegengeht, um desto schwächer zu schimmern pflegt, je mehr man sich ihm zu nähern wähnt. Ich gestehe es frei: der Cultus der catholischen Kirche hat von jeher meine Phantasie, mein Schönheitsgefühl, meine Sinne angesprochen. Im kälteren Deutschland kann dieser Einfluß nicht leicht überwiegend werden; in Bra-

silien erscheint der Catholicismus in seinem höchsten Glanze; die Natur, das Leben selbst, Alles vereinigt sich, eine religiöse Empfänglichkeit zu wecken, die mehr Sache des Gefühls als des Verstandes ist und wodurch endlich der Glaube wieder in sein ursprüngliches Recht eingesetzt wird.

Jede Institution pflegt einen relativen Werth zu haben, der unabhängig von ihrem inneren Wesen ist. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, scheint die catholische Religion unter diesem Himmel, für dieses Volk sehr zweckmäßig zu seyn. Die Portugiesen hielten sich von jeher für die besten Christen der Welt, ohnerachtet der starken Beimischung von Judenthum, der ihnen von ihren Nachbarn, den Spaniern, und wie es mir scheint, mit Recht häufig zum Vorwurf gemacht wurde. Die portugiesischen Könige betrachteten ihr Reich gleichsam als unmittelbares Lehn von Christus und machten sogar sein Wappen zu einem Theile des ihrigen, zu einer Zeit, wovon Camoens singt:

Als Christus dir zum Wappen das gewährte,
Womit er einst sich selbst am Kreuz verklärte. *)

Lusiade. Canto I.

Die

*) Das portugiesische Wappen besteht aus fünf Schilden, die ein Kreuz bilden, auf jedem Schilde fünf Münzen, ebenfalls im Kreuze. Diese letzteren bedeuten, indem der mittlere Schild zweimal gezählt wird, die dreißig Silberlinge, wofür Christus verkauft worden.

Die Religion war Sache des Staats und die Könige standen sich gut dabei, indem sie einen Theil der schwärmerischen Anhänglichkeit an ein höheres, unbekanntes Wesen auf sich selbst zu übertragen wußten, sie, die Sprößlinge eines Baumes:

Wozu sich Christi Lieb' am meisten wandte. (Camoens.) Daher kommt es, daß in Portugal dem Fürsten vom Volke eine fast religiöse Verehrung erzeigt wurde, die sich indessen immer weit von derjenigen Devotion unterschied, womit beide, Fürst und Volk, dem höheren Wesen ihr Opfer darbrachten. So ist es noch jetzt in Brasilien. Wenn der Priester vor den Altar tritt, macht er, indem er vor dem kaiserlichen Thron vorübergeht, diesem eine leichte Kniebeugung; in tiefster Demuth wirft er sich auf den Stufen des Altars nieder. Sogar ihre Heiligen scheeren sie nicht alle über einen Kamm; dem einen wird etwas mehr, dem anderen etwas weniger Ehre erwiesen und unter ihnen selbst sind Rangstreitigkeiten nicht selten; jede Kirche verficht die Partei des ihrigen.

Ich sprach vorhin vom Wappen des Heilandes. Da vielleicht keiner meiner Leser dieses kennt, selbst wenn

---

Das Wappen wurde von Alfonso I. erwählt, als er nach dem Siege von Ourique zum Könige erwählt wurde. Vor der Schlacht hatte er die Erscheinung eines Crucifixes gehabt, worauf das Wappen sich bezieht und zugleich auf die fünf Mohrenkönige, die er in der Schlacht besiegte.

sich Heraldiker darunter finden sollten, so will ich eine Beschreibung davon geben, wie es in der Kirche do Carmo in Rio de Janeiro abgebildet ist. Drei grüne Berge in einem einfachen goldenen Schilde, auf dem mittelsten ein schwarzes Kreuz, zum Helmschmuck ein Sternenkranz und eine Dornenkrone, in einander geflochten, mit der Devise:

Decus Carmelis.

Das ist das Wappen des Weltheilandes.

Namensvettern von Jesus Cristus giebt es in Menge unter den Brasiliern, z. B. de Jesu, de Jesu Christus, andere beziehen sich auf religiöse Gegenstände, wie do Coracão de Jesu (vom Herzen Jesu), do Spiritu santo, da Santa familha, da Conceicaõ (von der Empfängniß), de Todos os Santos, Chaves (Schlüssel), Cruz (Kreuz) u. a. m.

Die Süd-Amerikaner wurden leicht zum Christenthum bekehrt, so wie noch heutigen Tages die Neger, denen das Kreuz auf der Brust eingebrannt wird und die auf dieses Zeichen eben so stolz sind, als europäische Ritter auf ihre Orden. Rohe Menschen werden durch den äußeren Glanz des Gottesdienstes angesprochen; in Brasilien sind nie Zwangsmittel angewandt worden, die Ur-Einwohner zu bekehren. So wie sie in den Bereich der Cultur kamen, schlossen sie sich von selbst der neuen Religion an. Die Idee eines am Kreuze zur Versöhnung der Menschheit gestorbenen Gottes, einer jungfräulichen Mutter und eines Himmels voller Heiligen, gab

ihrer Phantasie, die für das Wunderbare gestimmt war, reichliche Nahrung; die Natur selbst unterstützte diesen Wunderglauben. In Felsen und Bäumen wurden Marienbilder gefunden und als Gegenstand der Verehrung aufgestellt, ja sogar die Frucht der Banane, ihr tägliches Nahrungsmittel, zeigte ihnen ein treffendes Conterfei des gekreuzigten Heilandes. Die Aehnlichkeit des Bildes, welches auf den Querschnitten dieser Frucht erscheint, ist selbst für den Naturforscher überraschend.

Bis auf die neuesten Zeiten herab waren Zeichen und Wunder in Brasilien nicht selten; jede Kirche, jedes Kloster hat sie in zahllosen Votivtafeln verewigt. Gescheiterte Schiffe, welche der heilige Antonius mit starker Hand von den Felsen reißt, Todte, durch die Erscheinung eines Engels oder durch inbrünstiges Gebet wieder erweckt, Lahme und Blinde durch die Berührungen frommer Priester geheilt: das sind die Gegenstände dieser kunstlosen Gemälde. Daneben hängen Abgüsse von allerlei Gliedern, Arme, Beine, Köpfe u. s. w., sehr natürlich in Wachs nachgeformt, als dankbares Andenken solcher Kranken, denen der Glaube geholfen hat. Ist nun das Daseyn dieser Kraft unleugbar, vermag der Geist durch eine bloße Idee auf den Körper so zu wirken, daß er Krankheiten und selbst den Tod überwindet, so finde ich die Bestrebungen der catholischen Kirche sehr lobenswerth, ihn zu erwecken und zu befestigen. Aber es gehört auch ein Volk dazu, welches eine reizbare Phantasie

besitzt; im kälteren Norden wird der Wunderglaube selten Wunder bewirken.

Hilft auch der Glaube nicht gegen alle Krankheiten, so erleichtert er doch dem, der ihn bewahrt, die letzten Augenblicke seines Lebens ungemein. Der Brasilier, so feige er ist, stirbt mit großer Gemüthsruhe. Er kann Armuth und Elend ertragen, nie nimmt er sich selbst das Leben; aber wenn seine Stunde kommt, die Lichter brennen, der Priester sich naht und frommer Gesang um ihn her ertönt, so faltet er die Hände und entschläft in dem Herrn, überzeugt, daß das heilige Zeichen des Kreuzes und wenige Tropfen Oel ein Freibrief sind, der ihm die Pforten des Himmels öffnet.

Diese Bemerkung kann man vorzüglich bei Hinrichtungen machen, die in Rio de Janeiro ziemlich häufig sind. Als ich dort ankam, fielen die letzten Opfer der Revolution von Pernambuco, Männer, denen es nicht bei der Wiege gesungen war, daß die luftige Treppe ihr letzter Lebensweg seyn würde; späterhin habe ich Weiße und Schwarze an demselben Galgen hängen gesehen. Bei allen war Todesfurcht selten bemerkbar, wohl aber jene reuevolle Zerknirschung, die mir in einem solchen Augenblicke empfehlungswerther scheint, als die stolze Ostentation, womit sich z. B. der Engländer hängen läßt.

Mit den Fasten wird es in Brasilien nicht so genau genommen; mehrere päbstliche Bestimmungen gewähren den amerikanischen Catholiken große Freiheiten. So z. B. wird gesalzenes Speck, Carne seco (an der Sonne

gedörrtes Fleisch) mit zu den Fastenspeisen gerechnet und im Nothfalle kann jeder essen, was er hat, ohne eine Sünde zu begehen.

Nach dem 5ten Artikel der Constitution ist allen Religionen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes erlaubt; indessen dürfen die Gebäude, welche zu diesem Zwecke bestimmt sind, nicht die äußere Form von Kirchen haben. Die catholisch-apostolisch-römische Religion ist die des Reichs; alle übrigen sind nur geduldet.

In der Hauptstadt haben von allen protestantischen Secten die Engländer allein eine Capelle, ein sehr schönes, geschmackvolles Gebäude. Auf den Colonien giebt es einige evangelische Pfarrer, Sauerbrunn in Neu-Freiburg und Bauer in San Leopoldo. Beide werden vom Gouvernement bezahlt, ungefähr nach demselben Fuße, wie solche catholische Pfarrer, die keine Pfründen besitzen; ihre Besoldung beläuft sich auf 600,000 Reis, ungefähr 900 Thlr.

Da bei der geringen Anzahl der Protestanten an eine Reibung der verschiedenen Religionsparteien nicht zu denken ist, so ergreifen die Geistlichen der geduldeten Secten die klügste Partie, sich in Hinsicht des Aeußeren so viel als möglich nach denen der herrschenden zu richten. In der That bemerkt man bei ihnen dieselbe geistliche Eleganz, wodurch sich die höhere catholische Geistlichkeit auszeichnet. Als eines Tages beim Handküssen der englische Pfarrer, in einen geschmackvollen Talar gehüllt, die Treppe des Palastes hinaufrauschte, sagte ein

brasilischer Marine-Officier, welcher neben mir stand, mit einem ironischen Lächeln: „Sieh da den englischen Pater! ich finde eben keinen großen Unterschied zwischen ihm und den unsrigen, als daß er seine eigene Frau hat, während jene sich mit fremder Leute Kindern behelfen." Die evangelischen Prediger auf den Colonien haben die vielen protestantischen Pfarrern eigene Untugend mit nach Brasilien gebracht, daß sie nie zufrieden sind und immer auf eine Verbesserung ihrer Stellen dringen. Da nun der Inspecteur der Colonien, Herr von Miranda, selbst ein Geistlicher ist, so klingt es fast lächerlich, wenn sie diesem in ihren Gesuchen die Anzahl ihrer Kinder als Grund anführen, warum ihr Einkommen verbessert werden müsse. Uebrigens leben sie frei, wie die Vögel des Waldes; ein protestantisches Consistorium giebt es nicht und keine andere geistliche Behörde bekümmert sich um ihr Thun und Treiben.

Juden giebt es in Rio de Janeiro sehr wenige. Ein respectables Haus ist das von Samuel Philipps, eines nahen Verwandten von Rothschild. So schlägt dieser beschnittene Baum seine Wurzeln in jeden Boden diesseit und jenseit des Meers und trägt als Früchte zahllose Wechsel, denen durch die ganze Welt eine fast abgöttische Verehrung erzeigt wird.

Rio de Janeiro enthält einige vierzig Kirchen, die fast alle in einem geschmackvollen Style erbauet sind. Im Innern sind sie sich sehr ähnlich; die beiden Hauptformen, Rotunden und solche, die ein längliches Kreuz

bilden, umschließen einen weiten, luftigen Raum, ohne Bänke und Stühle. Der Thür gegenüber ist der Hochaltar und zu den Seiten gewöhnlich vier bis sechs kleinere; wenige haben Logen oder Tribünen für die Zuhörer, Alles versammelt sich zur ebenen Erde, die Frauen sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf den Stufen der Altäre oder auf dem platten Boden, die Männer stehen; bei der Messe liegt, wenn es der Raum erlaubt, die ganze Versammlung auf den Knieen. Gepredigt wird selten; viele Kirchen haben nicht einmal eine Kanzel, sondern bei vorkommenden Gelegenheiten wird eine solche in der Mitte der Kirche aufgeschlagen. Gute Musik hört man durchgängig in allen. Ausgezeichnete Gemälde findet man in keiner, in einigen der älteren vorzügliche Sculpturen in Holz und kostbare Vergoldungen. Bei großen Festen wird der ganze Reichthum der Kirchen zur Schau gestellt, Kreuze und Heiligenbilder von massivem Silber, mit Diamanten und farbigen Steinen übersäet; goldene und silberne Gefäße und eine Masse der kostbarsten Stoffe bedecken die Altäre und die Wände der Kirche; Tag und Nacht brennen zahllose Wachskerzen, der Boden ist mit Blumen bestreuet, der feinste Parfüm füllt die Luft und eine himmlische Musik tönt vom Chor herab. An solchen Tagen zeigt sich der Schutzpatron der Kirche in seinem vollsten Glanze und da fast alle sehr große Einkünfte haben, so herrscht ein Wetteifer unter ihnen, der nicht selten zu den ausschweifendsten Verschwendungen Veranlassung giebt. Dazu rechne ich die

Feuerwerke an hellem lichten Tage, die bei keinem großen Feste fehlen dürfen. Hunderte von Kanonenschlägen und Raqueten verkünden der Welt den geheimnißvollen Augenblick, wo der Priester der versammelten Menge das Allerheiligste zeigt. Dieser Aufwand von Pulver giebt den Kirchenfesten einen militärischen Character, der noch dadurch erhöht wird, daß selten Soldaten dabei fehlen. Ein rauschender Fahnenmarsch tönt durch die sanfte Musik des Chors, das Klirren der Gewehre vermischt sich mit den feierlichen Gebeten der Priester; diese Vereinigung weltlicher und religiöser Ceremonien bildet ein erhabenes Ganze.

Die kaiserliche Capelle ist in einem edlen Style erbauet. Ihre Lage am Palastplatze, die einfache, geschmackvolle Architectur von außen, das glänzende Weiß der Mauern und das goldene Kreuz auf der Spitze ihres Daches, so leicht und durchsichtig, daß es fast in der Luft zu schwimmen scheint, erheben diese Kirche zu einem der schönsten Gebäude der Stadt. Im Innern ist sie sehr reich decorirt. Die kaiserliche Loge ist zur Seite des Hochaltars; bei feierlichen Gelegenheiten wird neben dem Stuhle des Bischofs ein höherer Thron für den Kaiser errichtet, den er gewöhnlich allein einnimmt. Das Altar-Gemälde ist eins der besseren, welche man in Rio de Janeiro findet; es stellt Maria dar, in den Wolken von Engeln getragen, zu ihren Füßen liegt die königliche Familie. Das Bild, von Jose Leandro gemalt, ist merkwürdig durch die Aehnlichkeit der Gesichter, welche alle

gelungene Portraits seyn sollen; der Kaiser, als kleiner Knabe, ist nicht zu verkennen. Ein anderes Gemälde, das Abendmahl des Herrn darstellend, welches sich in einer Seiten-Capelle befindet, erhebt sich wenig über das Mittelmäßige.

Die Musik in der kaiserlichen Capelle ist vortrefflich. Die Discant-Partien werden von Castraten ausgeführt, worunter sich vorzüglich Fasciotti durch die Reinheit und Stärke seiner Stimme auszeichnet. Das Orchester wird gut dirigirt, weil aber zu den Musicis viele Subjecte genommen werden, die nicht tauglich sind, so bleibt die Instrumental-Begleitung weit hinter den Solo-Partien und der Vocal-Musik zurück. Dirigirt wird auf italienische Manier, d. h. der Capellmeister schlägt aus Leibeskräften den Tact in die flache Hand; das stört anfangs, man gewöhnt sich aber bald daran.

Bei großen Festen bildet die kaiserliche Hartschier-Garde ein längliches Viereck in der Kirche, in dessen Mitte sich der Hof, der Senat der Kammer und die Ritter vom Christus-Orden befinden; der übrige Theil der Kirche füllt sich wie gewöhnlich ohne irgend eine Rangverschiedenheit. Der Kaiser sitzt auf einem Throne zur Seite des Hochaltars, neben ihm der Bischof, gegenüber die Domherren der kaiserlichen Capelle; ist die Kaiserin gegenwärtig, so befindet sie sich allein oder mit ihrer Tochter, der Prinzessin Maria da Gloria, in der kaiserlichen Loge, eine oder zwei Hofdamen nehmen eine kleinere Seitenloge ein. Vor den Thüren ist ein Ba-

taillon Infanterie als Ehrenwache aufgestellt. An solchen Tagen ist die Kirche bis unter das Gewölbe mit roth seidenen Stoffen ausgeschlagen, die auf das reichste mit goldenen und silbernen Tressen besetzt sind. Die Friese und die Capitäler der Säulen sind auf eine geschmackvolle Weise mit Silberflor überzogen; das giebt dem Gebäude eine Leichtigkeit, als wäre es aus Luft und den zartesten Stoffen gewebt. Sechshundert Wachskerzen erleuchten, dem Glanze der tropischen Sonne zum Spotte, den herrlichen Raum.

Während der Messe, die mit allem Pomp des catholischen Cultus gefeiert wird, salutiren die Forts und die Kriegsschiffe im Hafen, die Ehrenwache giebt ein dreimaliges Lauffeuer; und ein prächtiges Feuerwerk, wovon man leider nicht viel sieht, wird vor den Thüren der Kirche abgebrannt. Dann besteigt ein Canonicus der kaiserlichen Capelle die Kanzel, im violetten Chorrock und darüber einen weißen Flormantel, mit dem blitzenden Stern des Christus-Ordens auf der Brust, und hält eine kurze Predigt, in der Regel mit so viel Feuer und einem solchen Anstande, daß man nicht leicht etwas Vollkommneres von Kanzelberedsamkeit in Europa hört. Uebrigens scheint sein Vortrag ausschließlich für den Kaiser bestimmt zu seyn, den er auch allein mit dem einfachen Titel: Kaiserlicher Herr anredet. Gefällt die Predigt dem Kaiser, so hört er mit vieler Aufmerksamkeit zu; entfällt dem Redner aber eine Aeußerung, woran Sr. Majestät Anstoß nimmt, so ist es mit Höchst Ihrer

Andacht gethan. Der Kaiser verbirgt seine Empfindlichkeit nie, er wendet bei solchen Gelegenheiten dem Prediger den Rücken zu, räuspert sich, spielt mit dem Säbel und giebt noch durch andere Zeichen, die nicht zu den zweideutigen gehören, sein hohes Mißfallen zu erkennen. Dank sey es indessen der Freimüthigkeit und dem Muthe der brasilischen Geistlichkeit, daß sie ihn nicht selten Dinge hören lassen, die er, von einem sclavischen Hofe umgeben, nur auf diesem Wege erfahren kann.

Der Kaiser pflegt Einen Tag im Jahre die Messe im Franciscaner-Kloster San Antonio zu hören und nach der Feier bei den ehrwürdigen Vätern, die einen eben so guten Küchenmeister als vortreffliche Kanzelredner besitzen, zu speisen. An einem solchen Tage bestieg ein wohlgenährter Pfaffe die Kanzel und hielt eine Predigt voll Beziehung auf den politischen Zustand von Brasilien. „Der heilige Franciscus, sagte er unter andern, war nicht allein ein frommer Mann und ein wahrer Priester des Herrn, sondern auch ein feiner Diplomatiker, der alle Geheimnisse der Cabinette kannte und die Angelegenheiten der Könige schlichtete, ein rechtschaffener und kluger Finanzier, der Geld zu schaffen wußte, wenn alle Cassen leer waren und dem Finanzminister selbst die Haare zu Berge standen, und ein tapferer Feldherr, bei welchem alle Generäle seiner Zeit in die Schule gingen. Eine langjährige politische Laufbahn, verbunden mit religiöser Contemplation geben einen so natürlichen Tact, in jeder Lage immer die zweckmäßigsten

Maßregeln zu ergreifen, daß wir solche Männer oft wie durch ein Wunder auf Fürst und Volk wirken sehen. Der römische Staat war seinem Untergange nahe, das Sittenverderbniß war allgemein und grenzenlos, Fanatismus und Heuchelei beherrschte den Clerus, die Kirche zitterte in ihren Grundfesten. Der heilige Franciscus stellte ihre alte patriarchalische Einfachheit wieder her. Das lockere Gebäude des Staats drohte aus einander zu fallen, weltliche Hülfe reichte nicht mehr hin, es zusammen zu halten. Da wandte sich der Kaiser an den heiligen Franziscus. Und was sagtest du, erhabener Genius, zu deinem Kaiser? welche beherzigende Worte sprachst du? fuhr der Redner fort, indem er die Bildsäule des heiligen Franciscus anredete, welche der Kanzel gegenüber in einer Nische stand, und nach einer kurzen Pause, als wenn er erwartet hätte, daß die Bildsäule selbst seine Frage beantworten sollte: „Du schweigst, du antwortest mir nicht; denn das, was ich hier vor mir sehe, ist nur ein Bild, deinem Andenken geweiht. Du selbst, dein Geist steht unter den Seraphen vor dem Throne des Allerhöchsten. Ich aber, meine Brüder, will euch sagen, welche Antwort der heilige Mann dem Kaiser gab." Leider verstand ich den Pfaffen nicht, so viel aber sah ich, daß Dom Pedro unter seinem Thronhimmel merklich lachte, dann plötzlich seine Farbe veränderte und sich mit allen Zeichen des Unwillens erhob. Der Pater ließ sich durch diese unverkennbaren Aeußerungen der kaiserlichen Ungnade nicht irre machen, sondern fuhr mit

ruhiger Würde in seiner Rede fort. „Du, allerhöchstes Wesen, wirst es uns schwachen Sterblichen verzeihen, wenn wir an einem Orte, der deiner Verehrung geweiht ist, sein Bild dem deinigen zugesellen. In ihm verehren wir dich, denn es war ein Funke deines göttlichen Geistes, welcher diesen heiligen Mann beseelte. O möchte sein großer Genius über dieses neue Kaiserthum walten. Brasilien, ein unbegrenztes Reich, bedarf eines umfassenden Geistes, um seine junge Unabhängigkeit zu behaupten, zu befestigen. Ohne Einheit wird es sich bald zerstückeln und dann wird es in einzelne Republiken zerfallen, in einzelne Staaten, die nicht mehr das Band der Bruderliebe vereint. Brasilien, welches in seiner jugendlichen Größe so herrlich dasteht, wird dann nicht mehr seyn."

Aus dieser Probe brasilischer Kanzelberedsamkeit möge sich der gütige Leser einen ungefähren Begriff machen, wie in Amerika das mehr blendende als lichtgebende Feuer politischer Ideen selbst ins Innere der Klöster eingedrungen ist. Welches Glück würde es seyn, in einem Lande zu leben, wo sie unter den Augen des Beherrschers von einem Priester an geheiligter Stätte ausgesprochen werden dürfen, wenn nicht zahllose willkürliche Verhaftungen, Verbannungen und Hinrichtungen, das allgemein herrschende Mißtrauen, Intriguen und Chicanen jeder Art, dem aufmerksamen Zuschauer die Ueberzeugung aufdrängen, daß der Entwurf einer vortrefflichen Verfassung, deren sich Brasilien erfreuet, ein Embryo ist,

welcher nie das Licht der Welt erblicken wird, am allerwenigsten unter einem Kaiser, der mehr Anlage hat, ein August oder Tiber zu werden, als einer der beiden Scipione.

Gewöhnlich werden diejenigen Reden gedruckt, welche in Gegenwart des Kaisers gehalten sind. Die Predigt des Paters Francisco de Paula wurde nicht gedruckt. Das nennt man in Brasilien Preßfreiheit. Ein anderes Beispiel dieser Art werde ich in der Folge erzählen.

Nach der Messe speisete der Kaiser bei den Franciscanern. Die Tafel von einigen 50 Couverts war glänzend servirt. Die Feinheit des Tischzeugs, welches mit breiten Spitzen bordirt war, die Pracht des Silbergeschirrs übertraf Alles, was ich je in dieser Art an fürstlichen Tafeln gesehen habe. Die Speisen wurden von 16 Köchen zubereitet und von den Novizen aufgetragen; von den Resten wurden Tausende von Menschen gespeist. Darin liegt gerade das Schöne klösterlicher Einrichtungen, daß, wenn die guten Mönche sich auch dann und wann etwas zu Gute thun, von den Brocken ihrer schwelgerischen Tafel die Armuth tagelang lebt.

Die glänzenden Rednertalente, wodurch sich ein großer Theil der brasilischen Geistlichkeit auszeichnet, werden vorzüglich durch eine gefällige Körperbildung und eine äußere Würde begünstigt, welche der Nation angeboren ist. Dazu kommt die geschmackvolle Kleidung und der Pomp der Umgebung, wobei keine der Künste vernachlässigt wird, welche man im protestantischen Europa

für unverträglich mit der Heiligkeit des Gegenstandes hält. Am Leidenstage Jesu sind alle Kirchen schwarz ausgeschlagen, die Altäre verhangen, alles silberne und goldene Geräth mit Flor umwunden, die ganze Versammlung erscheint in anständiger Trauer. Die Festungen und die Kriegsschiffe salutiren von fünf zu fünf Minuten mit einem Trauerschusse, die Flaggen sind halb gesenkt und die Rahen kreuzweise gebrasst. Wohin das Auge blickt, sieht es die Zeichen der tiefsten Trauer. Von der Kanzel erzählt ein Priester die Leidensgeschichte des Herrn, mit einem der Heiligkeit des Stoffes angemessenen Pathos. Wenn er zu der Stelle kommt: er neigte sein Haupt und starb! wird vor dem Hochaltar ein violetter Vorhang weggezogen und man sieht Jesus am Kreuze, zu seiner Seite Maria und Magdalena, in einer matten Beleuchtung. Die ganze Versammlung liegt auf den Knien; der Priester ermahnt sie so eindringend zur Buße, daß Frauen und Männer in Thränen zerfließen. Eine so allgemeine Rührung habe ich in protestantischen Ländern nie in der Kirche, wohl aber einigemale auf dem Theater, etwa bei den Darstellungen eines Eßlairs oder Devrients bemerkt.

Bei großen Processionen trägt der Kaiser selbst mit den ersten Staatsbeamten den Baldachin über dem Allerheiligsten. Der Hof, der Senat der Kammer, die verschiedenen Ritterorden und das Capitel erscheinen im großen Costüm, in den reichsten Uniformen oder in einer geschmackvollen Hofkleidung, mit einem weißen Florman-

tel darüber. Eine zahllose Menge verschiedener Brüderschaften, in bunten seidenen Mänteln, eröffnen mit ihren Fahnen den Zug; jeder trägt eine weiße Wachskerze in der Hand. Die Straßen, wodurch die Procession sich langsam fortbewegt, sind mit grünen Blättern bestreuet, von den Balconen flattern seidene Teppiche von allen Farben; sämmtliche in der Hauptstadt anwesende Truppen sind zu beiden Seiten en Espalier aufgestellt, eine herrliche Vocal-Musik umgiebt den Kaiser und den Bischof, welcher das Allerheiligste trägt. So wie dieser sich nähert, winken die Frauen auf den Balconen mit weißen Tüchern und werfen Blumen und Blätter auf den Baldachin herab; die Truppenlinie fällt auf die Knie und salutirt em adoracão, das Gewehr über das linke Knie schräg zur Erde haltend, die Fahnen werden gesenkt und von den verschiedenen Musikchören wird das kaiserliche Salut gespielt. Die Zuschauer nehmen den Hut ab, da selten Raum vorhanden ist niederzuknieen. Bei aller Gewissensfreiheit, welche in Rio de Janeiro herrscht, habe ich dennoch gesehen, daß der Kaiser selbst befahl, einem Engländer den Hut abzunehmen, der ihn in seiner Gedankenlosigkeit aufbehielt, als das Sanctissimo vorüber zog. Artillerie-Salven bezeichnen den Anfang und das Ende des Festes. Von der Festung da Conceicão kommt der Schutzpatron des Reichs, der heilige Georg, zu Pferde, von 20 aufgeputzten Maulthieren und einer schwarzen Janitscharen-Musik gefolgt, der Procession entgegen. Obgleich von Holz, nimmt er sich

ganz

ganz stattlich in seiner blanken Rüstung, dem goldenen Helme und der blonden Perücke aus und sitzt erträglich zu Pferde. Unter dem Donner der Kanonen kehrt die Procession nach der kaiserlichen Capelle zurück, von der Decke der Kirche fällt ein Regen von Rosenblättern auf sie herab, die vortrefflichsten Musikstücke werden aufgeführt. Leider fehlt es ihnen an Abwechselung, da sich ein und dasselbe fast immer wiederholt.

Brasilien verdankt seinen brillantesten Festtag (man nennt sie heilige Tage, dias santos) der Königin von Portugal; vielleicht das einzige Gute, was diese intriguante und verbuhlte Frau während ihrer Anwesenheit in Brasilien gestiftet hat. Dieses Fest hat den Namen vom Herzen Jesu (do Coracão de Jesu) erhalten und wurde vom Papste gegen ein Geschenk von 60,000 Cruzaden sactionirt. Man kann es mit Recht ein religiöses Hoffest nennen, da Alles, was zum Hofe und den verschiedenen Dicasterien gehört, bei hoher Geldstrafe angehalten ist, ihm beizuwohnen. Das Frohnleichnamsfest, Ostern und Weihnachten sind mehr Feste der Nation. An diesen Tagen gefallen sich die frommen Cariocaner in einer religiösen Verschwendung, welche alle europäischen Begriffe übersteigt. Die schönsten und vornehmsten Kinder begleiten als Engel gekleidet, die Attribute der Kreuzigung tragend, die Procession; man kann nicht leicht etwas Artigeres sehen, als diese geschminkten Gesichter, von einer schwankenden Glorie umgeben, diese vollen Locken, mit einer Masse von Diamanten übersäet, die

phantastischen Flügelkleider von Gold und Silberflor und die niedlichen Figuren, die darin stecken. Unsere deutschen Landsleute, die kaiserlichen Grenadiere von S. Bento, stellen bei dieser Gelegenheit die ganze geistliche Comödie vom Vierfürsten, den hohen Priestern und der römischen Wache dar. Ueberhaupt fehlen sie selten bei Kirchenfesten, eben so wenig als im Theater, wo keine große Oper ohne sie aufgeführt werden kann.

Der Sonnabend vor Ostern ist das eigentliche Negerfest. Es ist der Tag eines Heiligen vom Teufel (Santo do Diabro), so pflegen die Neger Judas zu nennen, dessen tragisches Ende an diesem Tage dargestellt wird. In jeder Straße sind hohe Bäume errichtet, woran der Verräther hängt, ihm gegenüber der Teufel, auf einer Ofengabel reitend. So wie die Uhr 12 schlägt, wird letzterer, der aus Schwärmern, Kanonenschlägen und anderen Feuerwerken besteht, angezündet, fliegt mit einem fürchterlichen Geprassel auf Judas zu und setzt diesen auch in Flammen; Arme und Beine trennen sich nach und nach vom Körper, der zuletzt unter dem lauten Hurrah der Neger in die Luft fliegt; dazwischen spielen Musikbanden. Mit Glockengeläut und Artillerie-Salven wird der Anfang des Auferstehungsfestes bezeichnet und die Stadt, welche während der Fasten von ihrer Lebhaftigkeit verloren hatte, ertönt wieder von dem heillosen Spectakel der Neger, die mit Klappern und Trommeln in unabsehbaren Haufen die Straßen durchziehen.

So wie in Brasilien die Feste der Heiligen mit ver-

verschwenderischer Pracht gefeiert werden, so auch diese. In den vornehmsten Straßen sieht man Judas im geschmackvollsten morgenländischen Costüm oder auch als englischer Dandy gekleidet, an einem hohen Baume hängend, ihm gegenüber den Teufel mit allen Attributen der Hölle; eine eigene Tribüne ist für die Musik errichtet, welche sein tragisches Ende accompagnirt. Dieses, die Maschinerie und das Feuerwerk, womit beide gefüllt sind, kosten oft mehr als 1000 Thlr., welche von den Bewohnern der Straße durch Subscription aufgebracht werden.

Von Masqueraden findet man zur Fastenzeit (tempo do entrado) kaum eine Spur mehr in Rio de Janeiro. Die einzige Narrheit, welche getrieben wird, ist, daß man sich auf den Straßen und aus den Häusern mit Eiern von gefärbtem Wachs wirft, die mit wohlriechendem Wasser angefüllt sind; ein artiges Spiel, welches leider nur zu häufig der Eifersucht Gelegenheit giebt, sich auf das empfindlichste zu rächen, indem mit Scheidewasser gefüllte Eier von niederträchtigen Menschen auf ihre Feinde geworfen werden.

Unter den Heiligen steht der heilige Antonius von Lissabon im größten Ansehn. Sein Fest wird vorzugsweise mit Kanonenschlägen und Feuerwerk gefeiert, wohl aus dem Grunde, weil er als Generalissimus von Portugal dem Reiche Jahrhunderte hindurch gute Dienste geleistet hat. In einer solchen Nacht muß man von einer der nahegelegenen Höhen die Stadt sehen, welche

in einem Feuermeere zu schwimmen scheint. Die Straßen und öffentlichen Plätze sind mit brennenden Theertonnen und Holzstößen erleuchtet, die Kirchen bis zu den Spitzen der Thürme mit Lampen übersäet und durch Rauch und Dampf steigen ohne Unterbrechung prachtvolle Raqueten zum Himmel empor.

Bei Begräbnissen wird eine ausschweifende Verschwendung getrieben. Kinder werden in offnen Särgen zur Kirche gefahren, wie Engel gekleidet, geschminkt und gepudert. Erwachsene werden häufig im Mönchsgewande begraben, vornehme Militair- und Civil-Personen gewöhnlich im Costüm der Christus-Ritter, den Helm auf dem Kopfe, gestiefelt und gespornt. Die Beerdigungen finden in der Regel bei Nacht statt. Der Sarg ist mit schwarzem Tuche oder Sammet überzogen, reich mit goldenen Tressen besetzt und so eingerichtet, daß der Deckel zu beiden Seiten aufgeschlagen werden kann. In der Kirche angekommen, wird er auf einen schwarzen Sarcophag gesetzt und geöffnet; das Gefolge, so wie jeder anständig gekleidete Zuschauer, erhält eine brennende Wachsfackel. Dann beginnt die Todtenfeier, gewöhnlich von einer vortrefflichen Vocal- und Instrumental-Musik begleitet. Hat der Priester seine Gebete beendigt, ist das heilige Wasser über den Todten ausgegossen, so giebt man ihm ein paar Metzen ungelöschten Kalk mit auf den Weg, schließt den Sarg und schiebt ihn in eine der Nischen, welche in den Außenmauern der Kirchen und Klöster angebracht sind. Ein platter Stein verschließt

die Oeffnung hermetisch; ich habe nie eine Spur von Todtengeruch in diesen luftigen Hallen bemerkt. Frauen sind nie bei Begräbnissen gegenwärtig; hin und wieder sieht man eine Negerin, die mit vielen Thränen den Tod einer guten Herrin beweint, in einer Ecke der Kirche auf den Knieen liegend. Merkwürdig ist es, daß Frauen höherer Officiere mit militärischen Ehrenbezeugungen begraben werden.

Die Todtenfeier für den höchstseligen König von Portugal in der kaiserlichen Capelle zu Rio de Janeiro war eine der prächtigsten, die ich je gesehen habe. Der Catafalk war vor dem Hochaltare der Kirche errichtet, die bis zur Decke mit schwarzem Tuch und violettem Sammet ausgeschlagen war; ein schwarzer Teppich bedeckte den Fußboden. Vier mit schwarzem Sammet überzogene Säulen, deren architectonische Verzierungen und Capitäler von Goldstoff waren, trugen einen schwarz sammetnen Baldachin mit weißem Atlas dublirt, der unter dem Schiffe der Kirche an einer goldenen Krone hing. Der Catafalk bestand aus drei Abtheilungen über einander, jede durch eine doppelte Reihe silberner oder vergoldeter Candelaber erleuchtet, die größten unten, die kleinsten oben; der übrige Theil der Kirche war dunkel. Die untere Abtheilung bildete ein offnes Viereck; man sah darin einen prachtvollen Sarg, mit einem violettsammetnen Königsmantel bedeckt. Dann kam die Abtheilung der Inschriften; vorn das Bildniß des Königs, hinten die vereinigten Wappen von Portugal und Bra-

silien, beide mit schwarzem Flor überhangen; an den Seiten mit goldenen Buchstaben das Lob des Höchstseligen und seines Sohnes, dessen kindliche Liebe dieses Denkmal errichtet hatte. Oben lag auf einer abgestumpften Pyramide Krone und Scepter. Der ganze Catafalk war mit schwarzem Sammet überzogen und abwechselnd mit goldenen und silbernen Borten eingefasst, welche die architectonischen Verzierungen andeuteten. An den Ecken waren geflügelte Todtenköpfe von massivem Silber und ähnliche Stundengläser angebracht, die Symbole des Todes und der flüchtigen Zeit. Drei Tage wurde die Todtenmesse gefeiert; von Tages Anbruch an bis tief in die Nacht salutirten die Forts und die Kriegsschiffe alle fünf Minuten mit einem Trauerschusse; der Donner der Kanonen vermischte sich auf eine höchst feierliche Weise mit den gedämpften Tönen der Musik. — Manche portugiesische Könige haben Beinamen geführt, z. B. der Grausame, der Gütige, der Große u. a. m. Dom João VI. erhielt den ehrenvollen Beinamen:

O Pio, Clemente (der Fromme und Gnädige).

Das kaiserliche Theater San Pedro de Alcantara, welches vor mehreren Jahren abbrannte, wurde am 2ten April wieder eröffnet. Es enthält 110 Logen in 4 Reihen und die sehr geräumige kaiserliche Loge in der Mitte. Das Parterre fasst etwa 600 Personen, die Logen 500, welche alle sehr bequem sitzen, in den Logen auf Stühlen, im Parterre auf abgeschlossenen Bänken, die numerirt sind. Ist die bestimmte Anzahl Billets verkauft, so wird

keins mehr ausgegeben; man läuft also nicht Gefahr, einen ganzen Abend hindurch stehen zu müssen oder gar erdrückt zu werden; der man fast in jedem europäischen Parterre ausgesetzt ist, wo hineingelassen wird, was nur irgend hineingehen will. Stände dieses Gebäude, welches mit dem Theater San Carlos in Lissabon wetteifert, in Berlin oder Wien, so würde es geräumig genug für 2400 Personen seyn; bei einer solchen Einrichtung würde es in Brasilien keiner besuchen. Die Eintrittspreise sind sehr hoch; ein Platz im Parterre kostet 1000 Reis (1½ Thlr.), Logen für 4 Personen 6000 und 4000 Reis; bei feierlichen Gelegenheiten werden diese Preise verdoppelt. Ein sogenanntes Paradies giebt es nicht, eben so wenig werden einzelne Plätze in den Logen vermiethet.

Das Theater ist vortrefflich eingerichtet; allenthalben ist der Luftzug auf das zweckmäßigste befördert, so daß man selbst in den Sommermonaten nicht von allzugroßer Hitze belästigt wird. Die Malerei ist reich und geschmackvoll, blau mit Gold, die Erleuchtung blendend. Das Parterre und die Logen werden durch 220 Wachskerzen, die in gläsernen Kugeln brennen, erhellt, die kaiserliche Loge durch einen ausgezeichnet schönen silbernen Lüster und mehrere Girandolen. Vom Plafond hängt kein Kronleuchter herab; das verhindert auf gleiche Weise das Sehen wie das Gesehenwerden.

Das Orchester ist vollständig und gut; bei großen Opern mag es ungefähr 100 Musici enthalten. Der Capellmeister dirigirt am Pianoforte, der Soufleur ist

sehr laut. Tomassini, Bartolazzi, Fasciotti und mehrere andere Castraten, die ursprünglich für die kaiserliche Capelle bestimmt sind, singen auch hier. Unter den Frauen zeichnen sich die Pignatellis aus. Da das Gebäude sehr groß ist und während meines Aufenthalts in Rio de Janeiro noch nicht beendigt war, indem ein Theil des Daches und die Hintermauern ganz fehlten, so wurde dadurch die Stimme der Sänger und Sängerinnen ungemein geschwächt; nur mit vieler Mühe konnte man sich die Ueberzeugung aufdringen, daß es dieselben Menschen waren, deren Gesang man kurz vorher bei Kirchenfesten bewundert hatte.

Unter den Tänzerinnen gefielen mir Estella Cezefreda und ihre Schwester am meisten; diese beiden Spanierinnen tanzen mit einem Ausdrucke, der entzückend ist. Die Baratinha, eine Brasilierin, ist eins der reizendsten Mädchen, die man sehen kann. Wenn sie tanzt, dieses englische Wesen, die

Das Herz verwandelt, das durch sie gefangen,
In Stein, o nein! in lauteres Verlangen!
Camoens.

denkt man an keine Kunst, an kein mühsames Studium, weder an Zwang noch Anstrengung, ein Gedanke, den man bei keinem französischen Ballet unterdrücken kann. Alles ist Natur, jede ihrer Bewegungen so übereinstimmend mit ihrem ganzen Wesen, daß man einen verkörperten Zephyr zu sehen wähnt, der sich auf den Kelchen der Blumen schaukelt.

Leider fängt auch in Rio de Janeiro der französische Tanz an, den nationalen zu verdrängen. Ich kenne nichts Abgeschmackteres, als diese ewig wiederholten Entrechats und Alles de pigeon, die an einen Gliedermann erinnern, der Arme und Beine bewegt, so wie man den Faden zieht. Wie viel Ausdruck liegt dagegen nicht im Fandango oder auch nur im Faddo, diesem unsittlichen und doch so reizenden Negertanze, und wenn eine Gavotte getanzt werden soll, so sehe ich sie lieber von Brasiliern oder Spaniern tanzen, als von dem berühmtesten Pariser Ballettmeister. Selbst dem deutschen Walzer wissen diese Völker seine ermüdende Einförmigkeit zu nehmen; auch in diesem Tanze, so wie er in Brasilien ausgeführt wird, spricht sich die Idee der versagenden und gewährenden Liebe aus.

Das Schauspiel besteht gewöhnlich aus drei Abtheilungen. Man giebt ein Trauerspiel oder eine große Oper, dann ein Ballet, und zum Schluß eine Posse. Die Opern werden in der Regel italienisch gegeben und wie in Italien häufig wiederholt; Tancred, Aurelian in Palmyra, Semiramis sieht man bis zum Ueberdruß. Die Lustspiele sind größtentheils aus dem Französischen übersetzt. Die Räuber von Schiller wurden mit Beifall gegeben. Dieses Stück heißt in Rio de Janeiro: Roberto, Chefe de Ladrões und nimmt ein gutes Ende; der Räuber Moor heirathet seine Amalie und formirt aus seiner Bande ein Fremdencorps (Corpo dos Estrangeiros), so wird das deutsche Militair von den Carioca-

nern genannt. Wenige unserer Landsleute fühlen die feine Satyre, welche darin für sie liegt, obgleich ein Theil von ihnen in diesem Stücke als Statisten mit agirt.

Das Wappen von Brasilien schwebt, von Genien getragen, über der kaiserlichen Loge, eine geschmackvolle Draperie von blauer Seide, reich mit Gold garnirt, fällt zu beiden Seiten herab; nur wenn der Kaiser das Theater besucht, wird sie zurückgeschlagen. An solchen Tagen stellt sich eine Ehrenwache von 100 Mann mit einer Fahne vor dem Theater auf, die Logengänge und das Parterre werden mit Posten besetzt; das macht einen unangenehmen, störenden Eindruck. Zuweilen begrüßt das Publicum den Kaiser bei seiner Ankunft mit einem Vivat, dann wird das „brave gente Brasileire" gespielt, eine Art von Nationalhymne, welche von den Portugiesen recht artig parodirt ist. Sämmtliche Zuschauer halten während der Vorstellung sowohl, als in den Zwischenacten den Hut in der Hand; das geschieht aber auch, wenn der Kaiser nicht gegenwärtig ist, aus Achtung gegen die Damen.

Diese zarten Sinnpflanzen der tropischen Welt bilden in den Logen einen vierfachen Halbkreis voll Farbe und Leben. Ein leichtes, vergoldetes Gitter, welches vor den Logenreihen hergeht, entzieht dem Auge nichts von all den Reizen, welche die Natur ihnen gab, oder womit die Kunst sie geschmückt hat. Man sieht die herrlichen Gestalten ganz, von Kopf bis zu den Füßen,

auf das geschmackvollste in den reichsten Stoffen gekleidet, mit Gold und Diamanten bedeckt, die regelmäßig schönen Gesichter von wallenden Federn beschattet; jede ihrer Bewegungen, ihre Blicke, ihr Lächeln sind von den Grazien beseelt. Unwillkürlich wendet man dem Theater den Rücken zu und ergötzt sich mehr an den verschiedenen Zwischenspielen, welche unter den Zuschauern aufgeführt werden. Die eigentliche vornehme Welt von Rio würde es für einen großen Verstoß gegen den Anstand halten, einige Aufmerksamkeit auf die Bühne zu verwenden; die Herren, welche sich in den Logen befinden, unterhalten ihre Damen sehr lebhaft, die Damen plaudern und spielen mit dem Fächer; nur dem Tanze gelingt es hin und wieder, dieses allgemeine Geplauder auf kurze Zeit zu unterbrechen. Im Parterre läßt sich keine Dame blicken.

So glänzend die Versammlung im Theater auch ist, so würde man dennoch einen großen Irrthum begehen, wenn man alle jene hochgeputzten Damen für Gräfinnen und Prinzessinnen halten wollte. Man kann dreist annehmen, daß die Hälfte davon zur Classe der öffentlichen Mädchen gehört oder auch solche Frauen sind, die in philosophischen Verbindungen leben. Brasilien ist, wie gesagt, ein Paradies für diese Geschöpfe; die Preise, welche man für ihre Gunstbezeugungen bezahlt, sind so übertrieben, daß ich fürchten muß, meiner Glaubwürdigkeit zu schaden, wenn ich sie niederschreibe. Der echte Brasilier glaubt, die gefährlichen Genüsse, welche diese Circen ihm bieten, mit 40 bis 50,000 Reis nicht zu

theuer zu erkaufen; selbst die gemeinsten Freudenmädchen halten sich im Preise, sobald sie nur weiß sind. Das setzt sie aber auch in den Stand, mit einem äußeren Glanze zu leben, wodurch ihr verächtliches Handwerk gewissermaßen geadelt wird.

In Brasilien, einem Lande, wo das gesellschaftliche Leben noch in seiner Kindheit ist, findet kein großer Unterschied zwischen einer anständigen Frau und einem öffentlichen Mädchen statt. Große Zirkel und eine eigentliche Conversation giebt es gar nicht; man kommt zusammen, es wird gesungen, einzelne Paare tanzen und mit Fächerspielen und dem gegenseitigen Zuwerfen verliebter Blicke geht die Zeit hin. So ist es in guten, wie in zweideutigen Häusern; in beiden herrscht äußerlich eine ziemlich interessante Langeweile, die einen wahren Genuß erst von dem erwarten läßt, was noch kommen soll: eine Aussicht, worin man sich in der Regel im ersten Falle getäuscht sieht, die dagegen im zweiten auf das genügendste befriedigt wird. Im Theater hat jedes Frauenzimmer dasselbe Recht, in Kleidung und Wesen findet unter beiden Classen kein Unterschied statt. Auf der Straße schämt sich keiner ein öffentliches Mädchen zu grüßen, Excellenzen und Generäle, der Kaiser selbst werfen ihr Kußhände zu; nur die Engländer bleiben auch in diesem Lande ihrer Sitte getreu. Bei einem Wettrennen in Botafogo näherte sich die Sicilianerin, ein Mädchen von großem Ruf, zu Pferde, von einem weißen Bedienten begleitet, einigen dieser Insulaner;

sofort entfernten sie sich. Alle Welt lachte über diese ungewöhnliche Delicatesse; das Mädchen blieb ruhig auf dem Fleck halten, den es gewissermaßen erobert hatte, sie blieb nicht lange allein; vornehme Officiere und Staatsbeamte begrüßten sie und scherzten und lachten mit ihr über den sonderbaren Vorfall.

Zur Zeit des Königs wurden einigemale Stiergefechte gegeben; sie fanden wenig Beifall, da die Stiere hier so träge sind, daß es unmöglich ist, sie in diejenige Wuth zu versetzen, welche dieses Spiel in Spanien gefährlich und zugleich interessant macht. Die Engländer versuchen es hin und wieder mit Wettrennen; sie fallen aber immer erbärmlich aus.

Das Spiel ist eine der beliebtesten Unterhaltungen. In der Nähe des Theaters findet man fast in jedem Caffeehause eine Bank, wo gewöhnlich Faro gespielt wird. Der Banquier hat die Karten in einer silbernen Dose vor sich auf dem Tische stehen und zieht sie einzeln, ohne sie zu sehen, unter dem Deckel, der nur etwas gelüftet wird, hervor. Diese Vorsichtsmaßregel mag sehr nothwendig seyn; denn nie sind mir sprechendere Gaunerphysiognomien vorgekommen, als unter diesen Bankhaltern und ihren Croupiers.

Oeffentliche Bälle finden in Rio de Janeiro nicht statt; desto häufiger sind kleine Tanzgesellschaften in Privathäusern, wo sich Freunde und Nachbarn versammeln und die junge Welt abwechselnd tanzt und musicirt. Da alle Nationaltänze von einzelnen Paaren ausgeführt

werden, so sieht man in der Regel nur gute Tänzer; jeder weiß, daß er die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch nimmt. Castagnetten sind nicht in Gebrauch, die Finger vertreten ihre Stelle, womit die Brasilier den Ton der Castagnetten so täuschend nachzuahmen wissen, daß man sie zu hören glaubt. Jeder anständig gekleidete Fremde wird in Häusern, wo getanzt wird, einen freundlichen Empfang finden, wenn er auch wenig oder gar nicht gekannt ist. Besitzt er musikalische Talente, so wird man ihn fast auf den Händen tragen. In keinem Lande der Welt steht Musik mehr in Ansehn als hier; ausgezeichnete Virtuosen giebt es unter den Brasiliern nicht, aber alle ohne Ausnahme lieben die Musik. Die Guitarre wissen sie mit großer Zartheit zu behandeln; nicht jenes schwerfällige Wesen, welches wir so nennen, sondern die echte maurische Guitarre, ein Instrument mit 12 Metallsaiten, denen sie die kunstvollsten Melodien zu entlocken wissen. Kleine Lieder, Modinhas genannt, werden häufig zum Tanze gesungen. Hat der Sänger Talent, so improvisirt er sie; ich habe mehrere gehört, die es in dieser schweren Kunst zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht hatten. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Vollendung der Form oder den Witz und die Zartheit der Empfindung, welche sich in diesen Gedichten aussprechen.

Die Liebe macht fast ohne Ausnahme alle Brasilier zu Dichtern; die Sprache begünstigt die Poesie. Fiel und cruel (treu und grausam), Coracão und Ladrão

(Herz und Dieb), ama — lo und matta — lo (liebe und tödte ihn) und eine zahllose Menge anderer Reime bieten sich wie von selbst dar. Bei Liebesbriefen wird gewöhnlich die poetische Form beobachtet; auf dem feinsten Velinpapier geschrieben, werden sie wie ein Fächer zusammengelegt, mit einem seidenen Bande umwunden, und so flattern sie ihrer Bestimmung entgegen. Sclaven und Sclavinnen, Lebensart, Geschmack und Sitte begünstigen verstohlene Verhältnisse unter beiden Geschlechtern und obgleich junge Mädchen von guter Familie mit außerordentlicher Sorgfalt bewacht werden, so gelingt es ihnen doch nicht selten, aller Vorsicht zum Trotze, ihren Hang nach Abentheuern zu befriedigen. Fehltritte der Frauen und Mädchen werden im Kloster Ajuda gebüßt. Dieses weitläufige Gebäude enthält über 600 Nonnen und Kostgängerinnen, größtentheils Opfer der Leidenschaft, wovon Camöens singt:

Man nennt dich grausam, weil nicht heiße Thränen,
Weil Bitten nicht, nicht Reue dich versöhnen,
Wenn wir auf deinen rauchenden Altären
Mit Menschenblut, Tyrannin, dich verehren.

Merkwürdig ist es, daß, wenn in diesem Lande die Liebe zu Verbrechen verleitet, diese gewöhnlich von Frauen begangen werden; die Männer begnügen sich damit, ihre Frauen einzusperren, wenn sie nicht mehr ihrer Treue gewiß sind.

Uebrigens muß man sich hüten, die traurige Vorstellung, welche man im protestantischen Deutschland

vom Klosterleben hat, auf ähnliche Einrichtungen in Brasilien zu übertragen, wo ihre Zweckmäßigkeit unverkennbar ist, indem sie einer großen Anzahl armer Mädchen, die sonst im Gewühle einer höchst verführerischen Welt verloren gehen würden, eine sichere und anständige Freistätte gewähren. In der Ajuda wird jedes Mädchen aufgenommen, welches eine Aussteuer von 1000 Cruſaden (600 Thlr.) besitzt; Waisen von guter Familie erhalten sehr leicht eine Freistelle. Sowohl Nonnen als Kostgängerinnen leben anscheinend vergnügt und zufrieden. In der Mitte des weitläufigen Gebäudes ist ein geräumiger Hof, wo täglich Markt gehalten wird; Neger und Negerinnen legen ihre Waaren zur Schau aus, der Handel wird durch Körbe und Bänder geführt, welche aus den vergitterten Fenstern herabgelassen werden. Die Nonnen verkaufen Confitüren und eingemachte Früchte, die vortrefflich sind. Jede empfängt Besuch, so oft und von wem sie will; die Frauen im Kloster selbst, die Männer am Sprachgitter. Die zu diesem Zwecke bestimmten Zimmer sind zur ebenen Erde; ein doppeltes Gitter, welches einen Zwischenraum von etwa 10 Fuß breit umschließt, trennt den Besuchenden von der hochwürdigen Dame. Die Unterhaltung ist frei und nicht selten von höchst verliebter Natur. Religion verbietet diesen guten Mädchen nicht, neben dem Erlöser ein irdisches Bild im Herzen zu tragen; nur gegen jede vertrauliche Annäherung ist eine Schranke aufgebauet, welche auf gleiche Weise der List wie der Gewalt trotzt. Sind nun auch

die

die Nonnen zur Entsagung bestimmt, so mag ihnen die Freundschaft, eine Empfindung, welche Frauen in der Welt nie kennen lernen, leicht Entschädigung für Genüsse gewähren, die eben so vergänglich als trügerisch sind. Ueberhaupt glaube ich, daß die Südländerinnen sich besser für's Klosterleben passen, als die kälteren Frauen des Nordens. Diese Ansicht klingt paradox, aber dem ohnerachtet hat sie vieles für sich. Eine lebhafte, schwärmerische Phantasie macht es ihnen leicht, das Gefühl der irdischen Liebe mit dem einer himmlischen zu vertauschen und bei aller Zärtlichkeit des Herzens, bei allem Feuer des Blutes, wird sie ihnen aus einem ganz anderen Gesichtspuncte erscheinen, als dieses bei solchen Frauen möglich ist, welche gewohnt sind, über ihren Zustand nachzudenken und sich dadurch unglücklich fühlen, während jene den süßen Täuschungen der Phantasie Raum geben und einen Zustand erträglich finden, der in einem noch höheren Grade mit der Natur und ihren Neigungen streitet.

Neger und Ur-Einwohner von Brasilien.

In Rio de Janeiro werden jährlich zwischen 20 bis 30,000 Sclaven eingeführt und größtentheils in der Stadt oder ihrer nächsten Umgebung verkauft. Dieser Handel war vorzüglich in den letzten Jahren außerordentlich lebhaft, da nach den Bestimmungen des Tractacts zwischen Portugal und Brasilien, welcher unter Englands Garantie von Sir Charles Stuart abgeschlossen ist, die Neger-Einfuhr nur bis zum Jahre 1830 frei bleibt. Auch stieg der Preis der Sclaven aus eben diesem Grunde bedeutend; bei meiner Ankunft konnte man einen rohen Neger zwischen 15 und 20 Jahr für 150,000 Reis kaufen, Mädchen waren etwas wohlfeiler. Ein Jahr später galt ein solcher 200,000 Reis und es lässt sich voraussehen, daß der Preis nach Erfüllung des obigen Tractacts noch weit höher steigen wird, wenn es gleich unwahrscheinlich ist, daß dieser Handel auf der südlichen Halbkugel je ganz verhindert werden kann.

Die Sclavenhändler werden für die reichsten Kaufleute der Stadt gehalten. Sie bewohnen fast ausschließlich die Straßen Vallongo, Aljuba und einige andere in der Nähe des Hafens. Ihre Häuser, unter denen es viele giebt, welche für Paläste gelten können, haben alle dieselbe Einrichtung zur ebenen Erde: eine weite Flur mit einigen kleinen Höfen und in diesen nichts als ein paar niedrige Bänke; dies ist das sogenannte Sclaven-

Magazin. Durchgängig herrscht eine große Reinlichkeit, der Boden wird täglich mehreremale gefegt und gewaschen. Die frische Seeluft hat allenthalben den freiesten Zugang; wenn diese Magazine ganz mit Negern angefüllt sind, bemerkt man wenig von jenem widrigen Geruche, der europäische Zucht- oder Arbeits-Häuser characterisirt.

Selbst auf den Sclavenschiffen ist der Raum lange nicht so beschränkt, als man gewöhnlich glaubt. Ein Schiff, welches in Europa etwa 300 Passagiere einnimmt, wird in Afrika mit 400 Negern befrachtet. Die Ordnung während der Reise ist musterhaft, ein Theil der Schwarzen wird abwechselnd auf dem Verdecke beschäftigt; die Nahrungsmittel, welche man ihnen giebt, sind ihrer Natur und einer langjährigen Erfahrung angemessen: Reis, Farinha (das Mehl der Manioca) und sehr wenig gesalzene Speisen; man begünstigt so viel als möglich die Annäherung der beiden Geschlechter, das erhält diese unschuldigen Kinder der Natur munter und gesund, und da der Capitain sowohl als die übrigen Officiere des Schiffs bei der Ladung selbst interessirt sind, so fordert sie schon Gewinnsucht auf, die größte Sorgfalt für die Erhaltung und Pflege ihrer Neger zu tragen. Ein Arzt sorgt für ihre leibliche, ein Pater für ihre geistige Gesundheit; getauft werden durchgängig Alle, ehe sie an Bord des Schiffes kommen, als Taufzeichen wird ihnen ein kleines Kreuz unter die linke Brust eingebrannt.

Die Sterblichkeit während der Reise ist selten über 5 Procent und wird jedesmal in den Listen des Zolls

bemerkt. Auf manchen Transportschiffen, welche weiße Sclaven von Europa nach Brasilien brachten, betrug sie über 10 Procent. Unter beiden Speculationen ist aber auch ein wesentlicher Unterschied. Wenn ein Neger stirbt, so theilt der Capitain des Schiffs mit seinen Steuerleuten, der Arzt und der Geistliche den Verlust des Eigenthümers. Nach den Chartepartien, welche der Ritter von S—r abschließt, wird die Fracht für so viel Köpfe bezahlt, als er bei der Abreise an Bord geschickt hat; je mehr unterwegs sterben, desto größer ist der Gewinn für das Schiff.

So groß nun auch die Sorgfalt ist, womit die Neger während der Reise behandelt werden, so kommen sie doch in einem anscheinend sehr elenden Zustande in Rio an. Alle sind mager und fast ohne Ausnahme mit einer Art von Krätze behaftet, die wie weiße Schuppen auf der Haut liegt und das glänzende Schwarz derselben in ein schmutziges Grau verwandelt. Die ungewohnten Nahrungsmittel, der Genuß von Salz, welcher vielen afrikanischen Nationen ganz unbekannt ist, vielleicht auch Ansteckung, sollen die Hauptursachen dieser Krankheit seyn. Von schädlichen Folgen ist sie nicht; die meisten Sclaven werden verkauft, noch ehe sie völlig geheilt sind.

Bei der Ankunft im Hafen giebt man jedem Sclaven, den männlichen sowohl als den weiblichen, ein blaues Tuch und eine rothe Mütze; auf der Reise haben sie kein anderes Kleid, als das paradiesische getragen. In diesem Aufzuge sieht man lange Reihen Neger, die

wie Schafe in die Magazine der Sclavenhändler getrieben werden, wo der Handel ununterbrochen fortgeht und mit derselben Vorsicht betrieben wird, als bei uns der Pferdekauf. Verlangt man einen Sclaven von einer gewissen Nation und einem bestimmten Alter, so lässt der Kaufmann alle Subjecte, welche die erforderlichen Eigenschaften haben, in eine Reihe stellen; aus ihnen wählt man einen oder den anderen zur näheren Besichtigung. Mit den Händen und Füßen fängt man an; der Sclave muß verschiedene Bewegungen machen, damit man sich überzeuge, daß er fehlerfrei sey; man untersucht seine Zähne, seine Brust und führt ihn endlich aus dem Dunkeln schnell ins Helle, um seine Augen zu prüfen. Daß bei Sclavinnen eine solche Besichtigung nicht mit großer Delicatesse vorgenommen wird, brauche ich wohl nicht zu erwähnen; aber dieses von der Sonne verbrannte Geschlecht kennt Schaamhaftigkeit gar nicht, Mädchen und Frauen entblößen jeden Theil ihres Leibes mit derselben Unbefangenheit, womit eine europäische Dame etwa ihren Handschuh ausziehen würde. Ist die Untersuchung nach Wunsch ausgefallen, so fängt der eigentliche Handel an; es ist Sitte, daß er nach Dublonen geführt wird, jede zu 12,600 Reis. Man kauft für baar Geld, auf Zeit, mit oder ohne Verantwortlichkeit des Verkäufers für den künftigen Gesundheitszustand des Sclaven, mit Einem Worte, dieser Menschenhandel ist das, was in Europa der Pferdehandel ist.

Merkwürdig ist es, wie schnell sich bei reichlicher

Nahrung und guter Behandlung das äußere Ansehn dieser neuangekommenen Schwarzen zu ihrem Vortheile verändert. Vorzüglich gewinnen junge Mädchen in wenig Wochen eine Körperfülle, die überraschend ist; die Haut erneuert sich und nimmt eine glänzende Schwärze an, das Auge wird lebhaft und feurig und in allen ihren Bewegungen entwickeln diese jungen Afrikanerinnen eine natürliche Grazie, die man bei den niederen Ständen in Europa durchgängig vermißt. Eine Negerin ist in ihrem neunten Jahre mannbar; ihr Körper ist vollkommen ausgebildet, die Brüste sind straff und von den plastischsten Formen, Hände und Füße vortrefflich gebildet. Indessen dauert dieses jugendliche Ansehn nicht lange; hat sie erst Kinder gehabt, so werden ihre vollen Brüste lang und herabhängend; nichts ist gewöhnlicher als eine säugende Negerin, welche ihrem auf dem Rücken hängenden Kinde die Brust über der Schulter oder unter dem Arme giebt; mit dreißig Jahren sind sie alt und verblüht. Ueberhaupt erreichen beide Geschlechter selten ein hohes Lebensalter; man findet wenige, die über vierzig Jahre alt sind. Wie die weißen Frauen in Brasilien neigen sich auch die schwarzen zum Fettwerden, wenn sie nicht zu arbeiten brauchen; man findet einige unter ihnen von einer ganz ungeheuern Dicke.

Die kräftigsten Sclaven arbeiten auf den Straßen als Lastträger. Sie gehen ganz nackend, bis auf ein Tuch, welches um die Lenden gegürtet ist. Alle Lasten tragen sie auf dem Kopfe; sechs, zuweilen auch nur vier,

bewegen sich schnell und leicht unter einer Kiste Zucker, welche bis zu 2200 Pf. wiegt. Diese Lastträger bringen ihren Herren einen bestimmten Tagelohn nach Hause und müssen für alle ihre Bedürfnisse selbst sorgen; ebenso junge Negerinnen, welche Früchte verkaufen oder mit anderen Kleinigkeiten handeln, gewöhnlich 16 bis 20 Vintems (½ Thlr.), was sie mehr verdienen, ist ihr Eigenthum. Da diese letzteren nebenbei einen anderen Erwerbszweig nicht unbenutzt lassen, so findet man viele, welche bedeutende Capitalien besitzen. In ihrer Kleidung sind sie sehr elegant; ein schneeweißes Kleid schmiegt sich um die vollen Glieder, die von einer glänzenden Schwärze sind, ein rother Turban versteckt die krause Wolle ihres Haars, das einzige, was ich bei einer Schwarzen außerordentlich häßlich finde; Eine Schulter bleibt unbedeckt, ein buntes Tuch fällt nachlässig von der anderen herab. Ihre Sachen tragen sie auf dem Kopfe; hüpfend und springend, singend und schreiend treiben sie ihr Wesen auf den Straßen und Plätzen der Stadt bis tief in die Nacht.

Ein altes Gesetz verbietet Sclaven und Sclavinnen den Gebrauch der Schuhe oder einer anderen Fußbekleidung, wodurch man den freien Neger von jenen unterscheidet. Ausnahmen machen die schwarzen Livreebedienten und die Kutscher des Adels und vornehmer Staatsbediente, welche in seidenen Strümpfen, weißen Unterkleidern und dreieckigen Hüten hinter den Equipagen ihrer Herren stehen oder in ungeheuern Courierstiefeln die

Maulthiere, womit die Kutschen gewöhnlich bespannt sind, aus dem Sattel treiben. Weiße Bedienten findet man selten; wo sie sind, maßen sie sich eine Superiorität an, die auf das übrige Hauswesen nachtheilig zurückwirkt.

So hart auch das Wort Sclaverei einem europäischen Ohre klingen mag, so erträglich ist fast durchgängig dieser Zustand in Süd-Amerika. Der Portugiese und Spanier behandelt seinen Sclaven gut, ohne Frage besser als der westindische Pflanzer, er sey Engländer, Holländer oder Franzose. In der Stadt ist er sein eigener Herr, er geht seinen Geschäften nach, ohne irgend einer Aufsicht unterworfen zu seyn. Seine Bedürfnisse sind nicht groß, seine Genüsse kosten ihn nichts. Jeder freie Platz ist sein Ballsaal, jedes Mädchen die Dame seines Herzens, und bedarf er von Zeit zu Zeit eines außerordentlichen Anreizes zur Freude, so findet er in jeder Bende sein Lieblingsgetränk, Cachaza, zu einem geringen Preise. Fast ohne Ausnahme trinken alle Schwarzen gern, sie können aber auch sehr viel vertragen. Ganz junge Mädchen trinken ihre $\frac{1}{8}$ Medide (ungefähr $\frac{1}{7}$ Bouteille) in Einem Zuge aus; betrunken sieht man sie selten. So lebt der Sclave ein völlig sorgenfreies Leben; mit Tagesanbruch verläßt er das Haus seines Herrn und kehrt am Abend wieder dahin zurück; kommt auch einmal ein Tag, daß er nicht so viel verdient, als er bringen muß, so hat er immer ein kleines Capital im Hinterhalt, was dann aushelfen muß. Von seinem Herrn wird er selten gezüchtigt; begeht er ein grobes

Verbrechen, so wird er der Policei übergeben und dann erhält er seine Strafe in aller Form Rechtens, gewöhnlich zur Zeit 50 bis 100 Prügel.

Zur Schande der Menschheit sey es gesagt, daß es auch in diesem Lande Herren giebt, welche ihre Sclaven barbarisch behandeln; indessen hat die Geduld des Negers sehr enge Grenzen, seine Rache keine. Unter der königlichen Regierung lebte in Praya Grande, einem Flecken jenseit der Bai, ein reicher Brasilier, welcher ein wahrer Teufel gegen seine Sclaven war. Jeden Abend ließ er sie sämmtlich vor sich kommen und stellte es in ihre Wahl, ob sie 25 Peitschenhiebe aushalten, oder, wie er sich ausdrückte, den Alten küssen wollten. So nannte er seinen Stock, auf dessen Knopfe die Figur eines bärtigen Mannes ausgeschnitten war. Zogen sie das Letztere vor und näherten sich in tiefer Demuth dem Stocke, so schlug er sie mit aller Kraft auf die breiten Gesichter, so daß Blut aus Nase und Mund floß; im entgegengesetzten Falle erhielten sie ohne Gnade 25 Hiebe. Der elende Mensch trieb sein grausames Vergnügen nicht lange. Als er eines Tages mit seiner Frau in einer Barke von Rio de Janeiro zurückkehrte, benutzten seine Sclaven die Dunkelheit der Nacht, überfielen ihn mitten auf der Bai und warfen ihn ins Wasser. Das war aber ihrer Rache nicht genug, sie mißhandelten die Frau dieses Unmenschen auf das Viehischste und erst nachdem sie sämmtlich ihre Lüste befriedigt hatten, mußte sie das Schicksal ihres Mannes theilen. Die Frau wurde indes-

sen gerettet und als der König das Todesurtheil, welches über diese Sclaven ausgesprochen war, nicht bestätigte, war sie es, welche ihn gewissermaßen dazu zwang, indem sie behauptete, daß kein Monarch der Welt berechtigt wäre, für ein solches Verbrechen, von einem Sclaven gegen seine Herrin verübt, Gnade zu ertheilen.

Einer Barbarei muß ich noch erwähnen, die mich mehr als alle andere empört hat. Wenn der Afrikaner seines Lebens überdrüssig wird, so macht er es nicht wie der Engländer, welcher sich erhängt, oder wie der Franzose, der sich eine Kugel durch den Kopf jagt, sondern er fängt an, Erde zu essen und verkürzt dadurch sein Leben auf eine langsame und schmerzhafte Weise. Die Folgen einer solchen Vergiftung zeigen sich bald, er wird sehr mager, die Haut wird aschgrau und schrumpft zusammen, die Augen verlieren ihr Feuer. Die Habsucht hat auch gegen diese Art von Selbstmord ein Mittel erfunden. Man legt dem Unglücklichen, der sich auf diese Weise seines Daseyns zu entledigen sucht, einen Maulkorb von Eisenblech an, welcher nur dann abgenommen wird, wenn er unter Aufsicht seines Herrn Nahrung zu sich nehmen soll, wozu er häufig durch Schläge gezwungen wird. Wie unerträglich muß ein solcher Zustand in einem Lande seyn, wo Millionen Insecten zur Plage der Menschheit erschaffen sind, und die senkrechten Strahlen der Sonne, indem sie die Luft erhitzen, schon an sich die Respiration erschweren, eine Maske, die wie ein Helm mit geschlossenem Visier das Gesicht umschließt

und jeden freien Athemzug verhindert! Ich muß aber dabei sagen, daß ich während eines mehrjährigen Aufenthalts in Rio de Janeiro dieses grausame Mittel nur zwei oder dreimal habe in Anwendung bringen sehen.

Schon in den frühesten Zeiten wurden mehrere Gesetze zu Gunsten der nicht freien Bevölkerung von Brasilien gegeben. So wird jede Sclavin durch Heirath mit einem Weißen emancipirt. Es giebt Leute, welche darauf ausgehen, solche Sclavinnen zu verführen, die ihrem Herrn um keinen Preis feil sind, und dann förmlich um sie anhalten. Will der Herr in einem solchen Falle seine Sclavin behalten, so muß er schon ein Stück Geld anwenden, um ihren Bewerber zu einem freiwilligen Rücktritt zu bewegen. Wird die Heirath wirklich vollzogen, so ist die Sclavin frei, gut aber ist es auch, daß nach geschlossener Ehe diese Art von Nahrungszweig aufhört, da es in Brasilien kein Consistorium giebt, welches Jemanden von seiner einmal geheiratheten Frau scheiden kann.

Von Weißen mit Sclavinnen erzeugte Kinder können vom Vater emancipirt werden, wenn er seine Ansprüche in den ersten sechs Wochen nach der Geburt geltend macht. Der geringe Preis, welcher dem Herrn der Sclavin und demnach auch des Kindes innerhalb dieses Zeitraums dafür bezahlt wird, ist Eine Dublone (12,690 Reis). Auch die Mutter eines solchen Kindes kann um einen festgesetzten Preis von ihrem Schwängerer erstanden werden, da es dann von ihm abhängt, ihr die Freiheit

zu schenken. Weiße Frauen stillen ihre Kinder nie selbst; deshalb sind Ammen (amas de leite) ein stehender Artikel in den Intelligenzblättern der Hauptstadt. Immer wird das Kind mit der Mutter verkauft.

Sclavinnen sind drei Tage nach ihrem Wochenbette von aller Arbeit frei. Ihre Geburten sind so leicht, daß man sie unmittelbar darauf alle häuslichen Geschäfte verrichten sieht. Merkwürdig ist es, daß schwarze Frauen selten mehr als vier Kinder gebären; dies muß in der Verschiedenheit der Race begründet seyn, da unter demselben Himmel weiße Frauen deren eine große Menge bekommen.

Im Uebrigen gilt der alte römische Grundsatz: der Leib der Mutter macht Freie und Sclaven, ganz unabhängig von der Farbe, welche die Kinder der Sclavinnen haben. Ich habe einen Sclaven gekannt, der sich in Hinsicht seiner Weiße mit manchem Europäer messen konnte, also wahrscheinlich schon fünf oder sechs Generationen hindurch freie Väter gehabt hatte. Der Preis solcher farbigen Sclaven pflegt bedeutend höher zu seyn; auch die im Lande geborenen Schwarzen gelten gewöhnlich mehr, als die aus Afrika eingeführten Neger. Man nennt sie Creolen; in Westindien heißen die dort geborenen Weißen so.

In großen Haushaltungen, auf den Fazenden und Engenhos (so nennt man die Caffeepflanzungen und Zuckerfabriken des Landes) sind in der Regel alle Sclaven verheirathet; wenigstens läßt man sie paarweise mit

einander leben, wenn auch keine priesterliche Einsegnung erfolgt ist. Solche Ehen sollen sehr glücklich seyn; von beiden Seiten wird eine musterhafte Treue beobachtet. Junge unverheirathete Mädchen hingegen kennen in der sinnlichen Liebe weder Maß noch Ziel. Mit ihren Gunstbezeugungen sind sie sehr verschwenderisch und schlagen sie selten zu einem hohen Preise an. Weiße ziehen sie in der Regel den Schwarzen vor; es scheint, als glaubten sie sich durch eine solche momentane Verbindung geehrt. Unter den vielen tausend jungen Sclavinnen, welche als Blumenmädchen und Fruchtverkäuferinnen auf den Straßen von Rio ihr Wesen treiben, findet man vielleicht nicht Eine, welche ein Anerbieten dieser Art ausschlüge. Viele Europäer haben eine sonderbare Abneigung gegen schwarze Mädchen; ist diese aber erst Einmal überwunden, so finden sie bald Geschmack daran. Es giebt auch einige unter ihnen von so lieblicher Gesichtsbildung, von so herrlichem Gliederbau und solcher Frische, daß man schwer der Versuchung widerstehen kann, sich alle diese Reize für wenige Vintems zuzueignen. Physiognomien, wie die der Narina in Le-Vaillants Reisen oder der Johanna in Stedtmanns Werke über Surinam sind nicht selten und ich frage jeden, ob diese nicht in ihrer Art von ausgezeichneter Schönheit sind? Dazu kommt, daß alle Negerinnen sich ohne Ausnahme einer musterhaften Reinlichkeit befleißigen; ihr Anzug ist eben so elegant als gefällig. Auch sind sie lange nicht so den syphilitischen Krankheiten ausge-

setzt, als die weißen Frauenzimmer in Brasilien, welche bei einer zügellosen Lebensart und einer großen Nachlässigkeit in diesem Puncte selten davon frei sind. Uebrigens ist diese Krankheit unter den Wendezirkeln lange nicht von so verheerenden Folgen, als im Norden von Europa, was mich in der Vermuthung bestätigt, daß sie wirklich amerikanischen Ursprungs sey.

Die aus Afrika eingeführten Sclaven pflegen selbst bei der besten Behandlung ihren Herren gewöhnlich Einmal zu entlaufen, es sey denn, daß man sie lange Zeit hindurch nur im Hause beschäftigt und nie den Verführungen ihrer Cameraden außerhalb desselben aussetzt. Bei Sclavinnen, welche zum Verkauf ausgeboten werden, gilt dies für eine besondere Empfehlung, und wird in den Auctionen eigends bemerkt. Diese Desertionen neuer Sclaven sind indessen nicht die Folge einer übermäßigen Strenge oder einer schlechten Behandlung, sondern einer ursprünglich sehr zweckmäßigen Institution, der Capitão de Mato; so nennt man eine Art von Policei, die sich ausschließlich mit dem Einfangen entsprungener Sclaven beschäftigt. Jeder District der Stadt, jede Villa (Flecken), jede Aldeia (Dorf) auf dem Lande hat einen solchen Capitão de Mato, der eine verhältnißmäßige Anzahl Sclaven als Spürhunde hält, deren Wachsamkeit selten ein entsprungener Sclave entgeht. Da diese Leute, welche größtentheils selbst Schwarze oder Farbige sind, für jeden Sclaven, den sie wieder einfangen, eine Dublone als Prämie erhalten, so werden alle Künste der

Verführung von ihnen angewandt, um die Zahl der entlaufenen Neger so viel als möglich zu vermehren. In einer Stadt, wie Rio de Janeiro, verfehlt diese Methode selten ihren Zweck; aber noch viel seltener ist es, daß ein entlaufener Sclave wirklich entkommt, da ihn gewöhnlich dieselben Leute wieder einfangen, von denen er zur Desertion verführt wurde. Einen kurzen Traum von Freiheit, der in der Regel nur ein paar Tage gedauert hat, büßt er dann mit hundert Carbatschenhieben und erhält als Auszeichnung ein aufrechtstehendes eisernes Kreuz um den Hals geschmiedet, welches seinen Cameraden Gelegenheit giebt, ihn mit dem Spottnamen Cavalleiro (Ritter) zu benennen. Die Strafe wird auf den öffentlichen Plätzen der Stadt oder auf dem Calabogo (dem Negergefängnisse) vollzogen und in der Regel mit großer Standhaftigkeit erduldet. Vernünftige Herren strafen ihre Sclaven nie selbst, sondern suchen in ihnen die Idee zu befestigen, als sey Strafe die natürliche Folge eines jeden Vergehens und sie selbst nicht im Stande diese abzuwenden. Ja ich habe einige gesehen, welche sich einen so täuschenden Anschein geben konnten, als bedauerten sie ihre abgestraften Sclaven auf das lebhafteste, daß diese bis zu Thränen gerührt wurden und weinend zu den Füßen ihrer Gebieter sanken. Der echte Brasilier verzeiht seinem Sclaven das Erste Vergehen, läßt er sich ein neues zu Schulden kommen, so wird er abgestraft, das Drittemal verkauft er ihn um jeden Preis, obgleich er sehr gut weiß, daß er wenig dafür

erhält, da aus derselben Ursache jeder Mißtrauen gegen dressirte Sclaven hat, welche zum Verkaufe ausgeboten werden. In Brasilien geborene Sclaven (Creolen) entlaufen ihren Herren nie; deshalb setzt man auf sie einen bei weitem höheren Werth, als auf solche, die aus Afrika eingeführt und noch vom Andenken ihrer früheren Freiheit erfüllt sind.

Einer Sitte muß ich noch erwähnen, die mir außerordentlich gefallen hat. Wenn ein entlaufener Sclave freiwillig zurückkehrt, was nicht selten ist, so pflegt er nicht direct ins Haus seines Herrn zu gehen, sondern er wendet sich an einen der Nachbarn oder am liebsten an einen Geistlichen und bittet diesen um seine Vermittlung. Kein Brasilier schlägt einem Sclaven eine solche Gefälligkeit ab; er bringt ihn ins Haus seines Herrn zurück und bittet für ihn um Verzeihung, die auch jedesmal gewährt wird. Diese Sitte ist noch ein schöner Rest alter iberischer Höflichkeit und jenes großen Einflusses, den nachbarliche Verhältnisse bei einem ursprünglich liebenswürdigen Volke ausübten.

Diejenigen Sclaven, welche das Glück haben, der List und den Verfolgungen der Capitãos de Mato zu entgehen, finden in den undurchdringlichen Wäldern von Brasilien kleinere Banden ihrer Landsleute, die dort von der Jagd und vom Raube kümmerlich leben. Die Zeiten sind vorüber, wo es diesen Menschen möglich war, große regelmäßige Staaten zu bilden, die ein Jahrhundert hindurch den Angriffen ihrer alten Herren heroischen

Muth

Muth und eine Tactik entgegen stellten, welche dem Clima und der Localität angemessen war. Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Republik Palmares im Herzen der Provinz Pernambuco unter der Regierung des weisen und tapferen Zombé funfzig Jahre hindurch blühte, sich zu einer bedeutenden Stadt erhob, mehr als Einmal die vereinigten Kräfte der Colonie vernichtete und endlich glorreich unterging. 1696. Liest man die Geschichte dieses Staats, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß Muth und Klugheit an keine Farbe gebunden sind, eben so wenig als heroische Thaten an ein bestimmtes Zeitalter, und daß weise Gesetze geübt werden können, ohne daß sie niedergeschrieben sind. Zombé beglückte seine Völker, milderte die Sitten des rohen, entlaufenen Haufens, war der Schrecken ihrer ehemaligen Unterdrücker und gab sich selbst den Tod, als alle Hoffnung verloren war, die Republik zu retten. Die Stadt wurde zerstört; von Palmares existirt keine Spur mehr; ein ruhmwürdiges Andenken blieb.

Unter den eingeführten Sclaven giebt es die verschiedensten Nationen. In den Magazinen der Sclavenhändler findet man Neger von Congo, Angola, Cachange, Mosambique, Mombassa u. s. w.; ihre Schiffe besuchen beide Küsten von Afrika. Alle Neger sind im Allgemeinen von mittlerer Statur und die Weiber wenig kleiner als die Männer; selten bemerkt man einen so auffallenden Unterschied in der Körperlänge, wie bei den mehrsten europäischen Nationen. Arme und Beine sind fleischig,

die Muskeln gerundeter, wie bei der arbeitenden Classe in Europa, der Nacken außerordentlich kräftig, was seinen Grund darin haben mag, daß sie alle Lasten auf dem Kopfe tragen; der Rückgrat liegt tief, Schultern und Rippen springen in starken Wölbungen hervor. Dies und die mehr weiblich gebildete Brust des Schwarzen sind die characteristischen Zeichen der Negerrace; denn völlig bartlos sind sehr wenige und ob dies bei ihnen Natur ist oder durch eine künstliche Operation hervorgebracht wird, ist schwer zu entscheiden; ich glaube das Letztere. Begreiflich ist es, daß, wenn eine solche Sitte, wie die Ausrottung des Bartes, Jahrhunderte hindurch bei einer Nation geherrscht hat, die späteren Generationen nach und nach den Bart völlig verlieren. Etwas Analoges bemerkt man bei den englischen Pferden, die auch mit weniger Wirbelknochen im Schweife geboren werden, als die Ragen anderer Länder, wo man die Pferde nicht coupirt.

Es ist wahr, die Neger haben wie die Schafe keine eigentliche Physiognomien; der Unterschied in ihren Gesichtszügen ist nicht so bedeutend, daß sie daran allein kenntlich sind, sondern alle Individuen einer und derselben Nation sehen sich ziemlich ähnlich und man verwechselt sie leicht mit einander. Indessen giebt es unter den verschiedenen Völkerschaften National = Physiognomien, die außerordentlich abweichend sind; es giebt sehr häßliche, wie die von Mosambique, und recht hübsche, wie die von Angola und aus dem Inneren von Afrika. Viele

von ihnen sind tattowirt, mehrentheils vor der Stirn und auf den Wangen, einige haben Schnitte auf der Schulter, die, wie man sagt, die Anzahl der Jahre bedeuten, welche sie in ihrem Lande verlebt haben, wenigstens rechnen sie selbst ihr Alter darnach. Alle diese Zeichen sind mehr oder weniger erhaben und wie es scheint, durch ein heißes Eisen hervorgebracht. Ich habe einige Neger gesehen, deren Schultern, Arme und Brust ganz das Ansehn eines englischen carrirten Skylights hatten, (eine Art sehr dicken Glases, welches in den Verdecken der Schiffe eingesetzt wird); bei einer solchen Operation soll aber auch die Hälfte der Kinder, welche ihr unterworfen werden, darauf gehen.

Die Neger, männliche sowohl als weibliche, werden selten älter als vierzig Jahr; es giebt viele darunter, die mit dem dreißigsten Jahre schon greises Haar haben. Diese kurze Lebensdauer und die geringe Fruchtbarkeit der Weiber stehen vorzüglich der wachsenden Bevölkerung entgegen und machen eine ununterbrochene Sclaven-Einfuhr fortdauernd nothwendig. Man hat indessen die Bemerkung gemacht, daß in Brasilien geborene Schwarze ein höheres Lebensalter erreichen und so läßt sich hoffen, daß, wenn der überseeische Sclavenhandel auch mit der Zeit theilweise oder ganz aufhören sollte, dagegen die Fortpflanzung der Neger im Inneren des Landes auf das zweckmäßigste befördert wird, nie Mangel an Sclaven in Brasilien statt finden kann. Dies ist aber auch das einzige Gute, was ein allgemeines Verbot gegen

den Sclavenhandel bewirken wird. Herr von Alphen hat es in der zweiten Sitzung der niederländischen Generalstaaten auf das bündigste bewiesen, daß das Verbot gegen den Sclavenhandel in Westindien keine andere Folge gehabt hat, als den Preis derselben zu erhöhen: „so wie die Habsucht mehr angereizt wurde, hat die Kühnheit zugenommen und das Schicksal der Schwarzen während der Reise, beim Verkauf und nachher ist schlimmer geworden; das sind die Folgen der Gesetze gewesen, welche die Sclaven-Einfuhr verbieten."

Da das Innere von Afrika von zahllosen Stämmen bewohnt wird, die alle mehr oder weniger die Märkte an der Ost- und West-Küste mit ihrer lebendigen Waare versorgen, so kann man sich leicht vorstellen, welche babylonische Sprachverwirrung in den Magazinen der Sclavenhändler von Rio de Janeiro herrscht. Ich habe es häufig gesehen, daß zehn und mehr Dollmetscher gebraucht wurden, um einen kranken Neger über die Symptome seiner Krankheit zu befragen. Die Cachange-Sprache soll die leichteste von allen seyn, der größte Theil der Kaufleute und der Schiffscapitaine, welche nach Afrika fahren, verstehen sie. Uebrigens lernen fast alle Neger mit großer Leichtigkeit Portugiesisch; in drei Monaten können sie sich in der Regel nothdürftig verständlich machen. Nur die Buchstaben s und r machen ihnen große Schwierigkeiten; ersteren sprechen sie wie t, letzteren wie l aus, z. B. ta bom statt sta bom, dalé statt dareis. Dieselbe Schwierigkeit in der Aussprache bemerkt man

bei kleinen Kindern und vielen Völkern, welche im Naturzustande leben, z. B. bei manchen brasilischen Stämmen und verschiedenen Nationen von Nord-Amerika.

Fast alle in Afrika geborenen Neger bringen einen hohen Grad von Nationalstolz aus ihrem Vaterlande mit herüber, der sie selbst in einer langjährigen Sclaverei nicht verlässt. Mein Land (minha terra) und mein Stamm (minha nacão), das sind die Worte, die sie am liebsten im Munde führen. Sie sind stolz auf ihre Abstammung und wenn sie sich unter einander zanken, so ist gewöhnlich alte National-Eifersucht die Ursache ihres Streites. Ich bin ein Congo-Neger (Eu esto Congo), ruft der Schwarze mit demselben Stolz aus, womit der Engländer sich brittischer Freiheit rühmt, und schlägt mit der flachen Hand auf die breite Brust. Zunamen führen sie selten, sie nennen sich nach der Nation, wozu sie früher gehörten, z. B. José Angola, Maria Congo, Antonio Cachange u. s. w. Von den Weißen wird jeder Sclave, wenn man ihn anruft, Rapaz (Junge) oder Pai (Vater) genannt, je nachdem eine dieser Benennungen sich für seine Jahre passt; ganz kleine Jungen nennt man Moulecqs.

Unter sich sind die Neger außerordentlich höflich und bedienen sich ungefähr desselben Ceremoniels, wie ihre Herren. In der Anrede nennen sie sich Herr und Eure Gnaden (V M^ce), die Ausdrücke Du und Ihr gebrauchen sie nur im Zorn. Herren küssen den Damen die Hand, junge Neger ihren Eltern, ja frühere Standesverhältnisse

haben selbst in der gemeinschaftlichen Sclaverei nicht ganz ihren Einfluß verloren. Ich habe es mehr als Einmal gesehen, daß ein kleiner afrikanischer Prinz die Huldigungen seiner ehemaligen Unterthanen auf der Straße empfing; er hielt in seiner Art eben so gut beira mão (Handkuß) als Dom Pedro auf seinem goldenen Throne und lebte als Freigelassener von den Geschenken, welche ihm seine früheren Unterthanen als einen freiwilligen Tribut darbrachten, sehr gut und anständig.

Da alle afrikanischen Völker eine despotische Regierungsform haben, so ist die Idee einer unbeschränkten königlichen Macht und einer abgöttischen Verehrung der Person des Monarchen tief bei den Schwarzen eingewurzelt. Ohne Frage sind in Brasilien die Neger diejenigen, welche am besten kaiserlich gesinnt sind. Dom Pedro weiß dies zu schätzen; er erlaubt jedem Sclaven, sich seiner Person zu nähern und so sieht man in der Kirche und auf den Straßen sich beständig Neger um ihn drängen, die ihm durch Kniebeugung und Handkuß ihre Verehrung bezeugen. Seinem königlichen Vater war eine solche Familiarität im höchsten Grade zuwider; er weinte vor Unmuth, als es Neger waren, welche seinen Wagen im Triumphe zur Stadt zogen, an dem Tage, an welchem er die portugiesische Constitution vom Balcon des Theaters herab beschwor. In einem Lande, wo Sclaverei herrscht, werden sich nie freie Weiße zu einer solchen Pferdearbeit hergeben.

Im Allgemeinen haben Neger wenig Verstand, aber

viel Gefühl und Witz; ihre kleinen Geschichten wissen sie allerliebst zu erzählen und lügen von ihrem Lande eben so gut als manche europäische Reisebeschreiber von solchen, die sie nie besucht haben. Ich habe einen, der recht artig die Marimba spielte, bis zu Thränen gerührt, indem ich ihm sagte, daß ich nie in der ganzen Welt etwas Schöneres gehört hätte. Nachher erzählte er mit großer Selbstzufriedenheit sehr ausführlich, bei welchen afrikanischen Königen er Capellmeister oder Cammermusicus gewesen sey, immer das Wort Mor hinzufügend, welches Erster oder Oberster heißt.

Die Marimba ist ein musicalisches Instrument, welches aus einer Reihe von Stahlfedern besteht, die auf einem kleinen Brette befestigt sind; als Resonanzboden dient die eine Hälfte einer Cocusschale, gespielt wird es mit beiden Daumen, während die übrigen Finger es halten. Die Marimba hat einen sanften, melancholischen Ton und ist ohne Frage das beste musicalische Instrument von afrikanischer Erfindung. Ein anderes Instrument, welches die Neger häufig spielen, besteht nur aus Einer Saite, die über einen Bogen von elastischem Holze gespannt ist; die Veränderung der Töne wird durch einen stärkeren oder schwächeren Druck des Bogens hervorgebracht, dessen eine Ende gegen die Zähne gesetzt wird. Auch Maultrommeln sind sehr beliebt.

Es müßte interessant seyn, das Leben und die Schicksale einzelner Schwarzen aufzuzeichnen; es giebt welche unter ihnen, deren Geschichte ganz romantisch ist.

So fand ich einst auf dem Wege nach Cap Frio einen alten Fischer, der, wie er sagte, erst vor wenig Jahren im Inneren von Afrika gefangen und als Sclave nach Mosambique verkauft war. Er sprach erträglich Französisch, kannte Napoleon, den er in Aegypten gesehen hatte, und verstand Englisch, welches er in den britischen Niederlassungen an der Westküste gelernt hatte, wo er mehreremale gewesen war. Er zeigte mir die Narben von mehr als zwanzig Wunden und behauptete, er sey über hundert Jahr alt.

Die den Negern angeborene Gutmüthigkeit und eine Anhänglichkeit an die Person ihres Herrn, die über alle Beschreibung geht, würde sie zu sehr guten Dienern machen, wenn nicht ein hoher Grad von Faulheit diesen lobenswürdigen Eigenschaften das Gleichgewicht hielte. Indessen ist man gut bedient, wenn man nur einen Sclaven hat. Europäischer Stolz hat das entgegengesetzte Princip eingeführt. Es ist eine Art von Dünkel, sich von vielen Sclaven bedienen zu lassen, ein Luxus, der wie jede Uebertreibung äußerst lästig wird. In großen Häusern werden gewöhnlich zehn bis zwanzig Sclaven zur Aufwartung gebraucht; einer schiebt die Arbeit auf den andern, alle thun wenig oder nichts und Herr oder Frau werden in der Regel schlecht bedient. Dagegen schmeichelt es dem Stolze und der Eitelkeit des Brasiliers, sich zur Kirche und auf Spaziergängen von einem langen Train Sclaven und Sclavinnen folgen zu lassen und selbst der Müssiggang dieser Menschen macht

ihren Herrn Vergnügen. In Europa findet dasselbe Mißverhältniß nicht selten statt.

Gesang, Tanz und Spiel füllen die Freistunden des Sclaven aus. Wenn man fröhliche Leute sehen will, so muß man sie unter dieser Classe Menschen suchen. Der Brasilier ist von Natur melancholisch, sehr sinnlich, ceremoniös und mißtrauisch, lauter Eigenschaften die nicht zum wahren Frohsinn führen. Der Neger besitzt jenen glücklichen Leichtsinn, der ihn das genießen lehrt, was der Augenblick ihm bietet, für die Zukunft sorgt er nicht. Der Lieblingstanz der Schwarzen, man nennt ihn Faddo, besteht aus einer sanftwiegenden, zitternden Bewegung des Körpers und drückt die sinnlichsten Empfindungen des Menschen auf eine eben so natürliche als unanständige Weise aus. Die Stellungen dieses Tanzes sind so reizend, daß man sie nicht selten von den Europäischen Tänzern auf dem Theater San Pedro de Alcantara nachgemacht und mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen sieht.

Man findet unter den Negern viele ausgezeichnete Improvisatoren; alle ihre Arbeiten, ihre Spiele, ihre Tänze begleitet Gesang. Jeder Eindruck, den sie empfangen, nimmt eine poetische Form an; der Gedanke gebiert den Reim oder der Reim den Gedanken. So hört man sie in kürzeren oder längeren Strophen ihr Glück und ihre Schmerzen besingen. Ich kann nicht umhin, hier eine Bemerkung zu machen, die sich mir gelegentlich aufdringt. Alle Völker von Asien und Afrika, die tausend

verschiedenen Stämme von Amerika, wie die glücklichen Bewohner der Südsee, bedienen sich des Reims oder einer Art von Alliteration in ihren Gedichten. Sollte dieser dichterische Schmuck den Völkern des Alterthums fremd geblieben seyn? Ich glaube es nicht. Aber weder Griechische noch Römische Schriftsteller bekümmerten sich viel um den sittlichen Zustand der von ihnen überwundenen Völker; ihre Sprachen vernachlässigten sie ganz.

Schließlich will ich noch eine Berechnung beibringen, welche beweisen soll, daß man in Brasilien sein Geld nicht vortheilhafter anlegen kann, als wenn man Sclaven dafür kauft und diese zur Miethe arbeiten läßt. Dabei habe ich die Lebensdauer des Negers auf 35 Jahr gerechnet, sein Alter beim Einkauf auf 15, und angenommen, daß er im ersten Jahre nichts verdient, jedes der folgenden aber im Durchschnitt des Monats 7 Milreis oder jährlich 84 Milreis; der zu Grunde gelegte Zinsfuß ist 12 pro Cent, in jenem Lande der gebräuchliche. Danach ergiebt sich nun, daß wenn ich 1000 Milreis anlege, um 5 Sclaven dafür zu kaufen, ich nach Verlauf von 20 Jahren ein Capital von mehr als 26,000 Milreis besitze, während eine gleiche Summe von 1000 Milreis, ursprünglich auf Zinsen gegeben, in derselben Zeit nur zu einem Capitale von 9500 Milreis angewachsen seyn würde. Ganz anders wird aber das Resultat dieser Rechnung, wenn ich die jährliche Rente, welche mir aus dem Miethslohn meiner Sclaven zuwächst, nach und nach zum Ankauf neuer verwende und nicht, wie bei der ersten

Rechnung angenommen wurde, auf Zinsen lege. Dann ergiebt sich, daß ich nach Verlauf von 20 Jahren ein Capital von 36,000 Milreis besitze und 728 Sclaven (300 von 16 Jahren, 180 von 18, 100 von 20, 60 von 22, u. s. w.), die mir eine jährliche Rente von 61,000 Milreis einbringen. Wer nur einigermaaßen mit dem Interusurien-Calcul bekannt ist, wird sich leicht von der Richtigkeit dieser Berechnung überzeugen können.

Ein so überraschendes Resultat macht es begreiflich, wie Leute, die mit einem unbedeutenden Capital nach Süd-Amerika gekommen sind, nicht selten in ganz kurzer Zeit ein unermeßliches Vermögen zusammenbringen. Als Beispiel führe ich nur unsern Landsmann F — ch in San Christovão an, der mit nichts anfing und jetzt Millionen besitzt. Das ist aber auch ein Mann, der keinen andern Genuß kennt, als Schätze auf Schätze zu häufen und in seinem wachsenden Reichthum nur einen Stachel nach neuem Verdienst findet, dem er mit demselben Eifer nachjagt, als arbeite er ums tägliche Brot.

Von den Ur-Einwohnern Brasiliens, diesem interessanten Theile der Bevölkerung kann ich leider nur sehr wenig sagen. Ich habe es mir zum Grundsatze gemacht, nichts zu erzählen, als was ich aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, und da meine Verhältnisse mir nicht erlaubten, weite Reisen in's Innere zu unternehmen, die Umgegend von Rio de Janeiro aber aus leicht begreiflichen Ursachen nur schwache Spuren derjenigen Bevölkerung darbietet, welche das Land vor der Ent-

deckung bewohnte, und diese durch Civilisirung und Vermischung mit Europäern ihre Nationalität fast verloren haben, so hätte ich vielleicht während eines mehrjährigen Aufenthalts in Amerika nie Gelegenheit gehabt, einen eigentlichen Wilden zu sehen, wenn nicht das Gouvernement von Zeit zu Zeit durch Ueberredung oder Gewalt kleinere Partien der Ur-Einwohner, welche im Norden der Provinz umherstreifen, vermöchte, sich in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, mehr um die Neugierde der Europäer zu befriedigen, als einen höhern Zweck zu erreichen, wie derjenige wäre, die Reste der ursprünglichen Bevölkerung von Brasilien zu civilisiren und einer gänzlichen Vernichtung zu entreißen, der ihrer um desto sicherer wartet, je enger die Grenzen werden, womit die wachsende Cultur und eine zunehmende Volksmenge sie von allen Seiten umgiebt.

Die Caboclos, eine Bastardrace von Ur-Einwohnern und Negern, rechne ich nicht mehr zu den Wilden; sie beschäftigen sich schon mit Ackerbau, haben feste Wohnsitze und tragen theilweise die Lasten des Staats. Unter den Soldaten findet man viele von dieser unglücklichen Nation, welche durch barbarische Schläge zu einem Handwerke gezwungen werden, dem sie nie Geschmack abgewinnen können. Der Halbwilde ist ein guter Hirte, ein schlechter Bauer und der schlechteste Soldat von der Welt. Der ächte Wilde unterwirft sich nie der Europäischen Disciplin; er ist ein Held im Kriege, wenn er ihn auf seine Art führt, keine Gewalt der Erde kann ihn zu

einem regelmäßigen Soldaten machen. Den Schmerz militairischer Strafen verachtet er und im Nothfall weiß er zu sterben, ohne sich einen gewaltsamen Tod zu geben. Dies ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche der Ur-Einwohner von America darbietet. Ist er des Lebens überdrüssig, so legt er sich auf eine Matte und stirbt, der Tod ist ihm ein freiwilliger Lebensact, wie die übrigen Functionen des Körpers. Keine äußere Verletzung, nicht Gift oder Mangel an Nahrungsmitteln ist die Ursache seines Todes; er stirbt in der Blüthe und Kraft seines Lebens. Welcher Physiologe wird diese Erscheinung erklären, die durch viele Thatsachen außer allen Zweifel gesetzt ist?

Der freie Wilde, unbekannt mit den Vortheilen, welche die Civilisation gewährt, verachtet ihre Genüsse und fürchtet nur die Fesseln, worin sie den Menschen schlägt. Er kommt selten freiwillig unter Europäer und bleibt nie lange unter ihnen. Ein lebhafter Handel mit Ipacacuanha, Catschu und andern Droguerien bringt ihn in vielfachen Verkehr mit ihnen; er bleibt in seinen Wäldern oder kehrt sofort dahin zurück, wenn sein Tauschhandel gemacht ist. Gewehr und Pulver, Branntewein und bunte Zeuge reizen seine Begierde, aber so heftig er auch nach dem Besitze eines Gegenstandes strebt, eben so leicht wird er seiner überdrüssig, wenn er ihn eine Zeit lang besessen hat. Die Idee von erblichem Eigenthum ist ihm fremd; er nimmt das, was ihm das kostbarste im Leben war, mit sich ins Grab.

Die Stämme, welche die Umgegend von Rio de Janeiro bewohnten, sind verschwunden. Ein Theil der weißen Bevölkerung ist eine Bastardrage von Europäern und Tupiquines, woran man die characteristischen Kennzeichen amerikanischer Abstammung nur sehr schwach bemerkt. Einige Dörfer werden von Tamoyern bewohnt; sie sind völlig civilisirt und leben von Ackerbau und Fischerei, man rühmt sie als gute Matrosen. Nördlich von Rio giebt es viele Oerter, welche von den Nachkommen der Tupiquines bewohnt werden; man bemerkt fortdauernd bei ihnen eine große Neigung ihre Wohnsitze zu verändern, übrigens treiben sie Fischfang und Ackerbau und bezahlen eine unbedeutende Abgabe an die Regierung. Im Innern der Provinz streifen Horden von Puris und Botecuden, von allen Seiten durch die zunehmende weiße Bevölkerung gedrängt. Letztere nennen sich selbst Engerecmong; der Name: Botecudo ist portugiesisch und heißt Menschen mit Zapfen, weil dies Volk die Sitte hat die Unterlippe zu durchbohren und die Oeffnung mit einem runden Holze zu verschließen. Man hält sie für die Nachkommen der Aymorer, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts ihre Wohnsitze im Innern des Landes verließen, sich nach der Küste zu wandten und die Provinzen Ilheos und Porto Seguro verwüsteten. Sie sind noch eben so wild als zur Zeit ihres ersten Erscheinens, wo sie eine bedeutende Stufe in der Cultur tiefer standen, als diejenigen Stämme, welche durch sie verdrängt wurden. Der Gebrauch des Schießgewehrs und der übermäßige Genuß

des Branntweins ist das einzige, was sie von den Europäern gelernt haben.

Von dieser Nation hatte ich Gelegenheit, eine Horde von einigen dreißig Personen in der Nähe von Rio de Janeiro zu sehen, wo sie auf Rechnung der Regierung eine Zeitlang verpflegt und späterhin reichlich beschenkt in ihre Wälder zurückgeschickt wurden. Man hatte den Männern rothe Röcke und dreieckige Hüte gegeben; in diesem Costüme sahen sie höchst possierlich aus, um so mehr, da sie sich durch nichts bewegen ließen, sich der Beinkleider zu bedienen, welche ihnen auch geliefert worden waren. Gegen diesen Theil der Kleidung, so wie gegen jede Art von Fußbekleidung, haben alle Wilde eine große Abneigung. Gefühl für Schaamhaftigkeit kennen sie nicht, sie halten demnach Beinkleider für eben so unbequem als überflüssig. Schuh und Stiefel verursachen ihnen Schmerzen; selbst solche Stämme, die lange civilisirt sind, bedienen sich ihrer selten, eben so wenig wie die Colonisten aus der Provinz, die man barfuß und gespornt zur Stadt reiten sieht.

Die Botecuden würden ohne ihren abscheulichen Lippen- und Ohrenschmuck ein ausgezeichnet schönes Volk seyn. Der Obertheil des Gesichts ist gut geformt, die Augen glänzend schwarz und von einer eigenthümlichen Beweglichkeit, ihr Körperbau ist ohne Ausnahme regelmäßig und kräftig, jede ihrer Bewegungen verräth Schnelligkeit und jene wilde Grazie, die dem freien Sohne der Natur wie dem reißenden Thiere des Waldes angeboren

ist. Eine auffallende Schwäche der Beine und Schenkel, die man häufig den Ur-Einwohnern von Süd-Amerika zum Vorwurf gemacht hat, habe ich nicht bemerkt; indessen haben sie weniger Fleisch als die Neger und sind überhaupt nicht so rund geformt, wie diese. Ihre bräunlich rothe Farbe ist mehr Werk der Kunst als der Natur, da sie sich täglich die Haut mit einer rothen Thonerde und Ricinöl einreiben, das beste Schutzmittel gegen den Stich der Musquiten und Sandflöhe, womit die Wälder von Brasilien angefüllt sind. Rechnet man dazu, daß eine tropische Sonne diese fette Salbe in die Haut einbrennt, so ist es nicht zu verwundern, daß sie eine höhere Farbe erhält, selbst wenn sie ursprünglich völlig weiß gewesen ist. Auch der Mangel an Barthaaren ist bei diesen Völkern mehr künstlich als angeboren; sie reißen diese aus, so wie sie sich zeigen und leiden überhaupt, außer dem Haupthaar, keines an irgend einer Stelle ihres Leibes. Diese Sitte hat ihren guten Grund: in den tropischen Ländern ist der Bart eine große Plage; ich habe mehrere englische Soldaten gekannt, welche sich in Westindien zu ihrer eigenen Bequemlichkeit einer ähnlichen Operation unterworfen hatten. Der Wilde hat kein anderes Mittel, sich des Bartes zu entledigen als dies; es ist natürlich, daß er in Folge desselben nur schwach keimt und bei spätern Generationen sich endlich gänzlich verliert.

Weiber und Mädchen gehen ganz nackend, Arme, Hals und Beine sind mit bunten Glasperlen und Schnüren geziert, in den Ohren tragen sie Blumen und Federn;

einige

einige haben auch die Wangen durchbohrt und auf eine ähnliche Weise geschmückt. Gefühl für Schaamhaftigkeit besitzen sie nicht; aber was in Europa Ekel erwecken würde, fällt hier nicht einmal auf und selbst die Sinnlichkeit wird durch die herrlichsten Formen, welche viele von ihnen dem Auge darbieten, weniger angeregt, als in der civilisirten Welt durch die geschmackloseste Kleidung. So wahr ist es, daß die Phantasie der Haupthebel aller sinnlichen Empfindungen ist.

Die Reinlichkeit der Weiber und Mädchen übersteigt alle Begriffe; sie geht so weit, daß sie sich, um den periodischen Blutflüssen zu entgehen, einer gefährlichen und höchst schmerzhaften Operation unterwerfen. Beim Eintritt der Mannbarkeit werden nämlich die jungen Mädchen mit einem scharfen Instrumente am Unterleibe geritzt und mit dieser Art von Aderlaß so lange fortgefahren, bis durch den häufigen Blutverlust ihre monatliche Reinigung gänzlich aufhört. Ob diese Sitte nicht einen nachtheiligen Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Weiber hat, welche bei diesen Völkern nie groß gewesen ist, lasse ich unentschieden.

Obgleich die in der Provinz Rio de Janeiro herumziehenden Wilden schon lange den Gebrauch des Feuergewehrs kennen, so bedienen sie sich doch gewöhnlich des Bogens, wovon sie zwei Arten haben. Die eine hat eine doppelte Sehne, welche in der Mitte durch einen kleinen Beutel verbunden ist; sie schießen damit Kugeln oder runde Steine und haben eine bewunderungswürdige

Fertigkeit selbst kleine Thiere und Vögel aus einer großen Entfernung damit zu treffen. Die andere Art hat nur Eine Sehne; der Pfeil ist von Rohr, die Spitze von Eisenholz oder von Eisen, im Kriege wird sie vergiftet.

Es ist bekannt, daß fast alle Völker von Brasilien Anthropophagen waren und es noch sind; indessen herrscht diese Sitte vorzüglich in den nördlichen Provinzen. Hände und Füße, Nasen und Ohren werden für große Delicatessen gehalten; das Fleisch der Weiber soll wohlschmeckender seyn, als das der Männer.

Diese Sitte, so wie die Blutrache, welche von allen amerikanischen Völkern für die heiligste Pflicht gehalten wurde und eine große Unempfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz, worin sie ihren höchsten Ruhm setzten, machte die Kriege dieser Wilden unter sich und mit den Europäern so blutig und grausam. Viele Schriftsteller haben diesen Umstand wenig berücksichtigt; sie schreiben die theilweise Vernichtung der Ur-Einwohner von Süd-Amerika allein der Unmenschlichkeit und Habsucht ihrer ersten Eroberer zu, während sie nur ihre Blicke auf Peru zu richten brauchten, um sich zu überzeugen, daß da, wo das Volk schon einen gewissen Grad von Cultur erreicht und gegenseitige Grausamkeiten nicht immer neue Repressalien im Gefolge hatten, die Nation besiegt, aber nicht vernichtet wurde und selbst nach der Eroberung eine Art von Freiheit behauptete, die sich bis auf die neuesten Zeiten bewährt hat. Ja, als in diesem Theile von Süd-Amerika jeder Unterschied zwischen Creole und Spanier,

zwischen Farbigen und Cholos durch eine republicanische Verfassung vernichtet wurde, waren es diese letzteren, welche sich am lebhaftesten dieser neuen Einrichtung widersetzten und am längsten der königlichen Partei treu blieben. Man fühlt sich versucht zu schließen, daß der Zustand, worin sie unter spanischer Herrschaft lebten, nicht sehr drückend gewesen ist. In Brasilien waren die Verhältnisse ganz anders. Alle Versuche, den Ur-Einwohnern denjenigen Grad von Cultur zu geben, der einzig und allein ein rechtliches Verhältniß begründet, scheiterte an ihrem National-Character. Besiegen ließen sich diese Völker nie; sie wurden verdrängt oder ausgerottet.

Wenn die verschiedenartigsten Elemente einer Bevölkerung während einer langen Reihe von Jahren in einem blutigen Kampfe gegen einander stehen, so pflegen sich die hervorstechenden Eigenschaften einer jeden Nationalität im glänzendsten Lichte zu zeigen. Der Befreiungskrieg, welchen die Brasilier im Anfange des 17. Jahrhunderts gegen die Holländer führten, bietet auffallende Beispiele für diese Behauptung dar. Patry starb, wie es sich für einen Seehelden ziemt, indem er sich, um der Gefangenschaft zu entgehen, mit den Worten ins Meer stürzte: nur der Ocean ist ein würdiges Grab für einen Batavischen Admiral! Ferdinand Vieira vereinigte ritterlichen Muth mit tiefer Ueberlegung, er kann als Prototyp Europäischen Heldenmuths gelten; der Schwarze Ferdinand Diaz verachtete jede Gefahr und das Glück begünstigte seine Tollkühnheit; und Cameran, jener be-

rühmte Indianer-Chef, kehrte, nachdem er die Colonie durch eine beispiellose Standhaftigkeit gerettet hatte, in seine Wälder zurück, den Dank der Weißen und alle Vortheile verschmähend, welche ihm als Belohnung für seine Treue dargeboten wurden. "Ich kann euer Freund seyn und ich werde es bleiben, aber ich kann nicht unter euch wohnen"! das waren die merkwürdigen Worte, womit der ehrwürdige Greis von seinen Bundesgenossen Abschied nahm; in ihnen spricht sich der National-Character des Wilden auf das deutlichste aus.

Indessen giebt es Ein Mittel, diese verschiedenen Bestandtheile, welche die Bevölkerung von Brasilien bilden, zu vereinigen: es ist die Liebe. Von den frühesten Zeiten an hat sie ihre wohlthätige Kraft bewährt. Alle Bastard-Ragen, welche in Amerika durch Vermischung der Europäer mit den Ur-Einwohnern entstanden sind, zeichnen sich in körperlicher und geistiger Hinsicht aus; es scheint, als wolle die Vorsehung auf diese Weise das verderbte Menschengeschlecht erneuen. Die spätere Zukunft wird ihre weisen Plane noch deutlicher enthüllen.

Alle südamerikanischen Sprachen haben viel Aehnlichkeit mit den Tönen der Frösche, Kröten und Schlangen, womit dieses Land angefüllt ist; einen solchen Einfluß übt die Natur selbst auf die Entstehung und Ausbildung einer Sprache aus. Die der alten Germanen wurde von den Römern mit dem Gezwitscher der Vögel verglichen, welche die heiligen Wälder unseres Vaterlandes belebten. Portugiesisch ist Lateinisch im Munde

eines Juden. Indessen giebt es vielleicht in der alten Welt keine so schwere Sprache als die der Yameoer am Amazonenflusse, worin die Zahl Drei durch das endlose Wort: Poettararironcuroac ausgedrückt wird. — Condamine. — Andere sind wohlklingend und schön, wie die der Tupinambas, welche in der Provinz Maranhão noch jetzt von vielen Colonisten gesprochen wird, und die der Cholos, welche in Peru die Volkssprache ist und von den Kindern der Spanier früher erlernt wird, als ihre eigene Muttersprache.

Die im Innern der Provinz Rio de Janeiro umherstreifenden Horden, wovon ich schon früher gesagt habe, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach die Ueberbleibsel derjenigen Nation sind, welche kurz nach der Entdeckung unter dem Namen der Aymoros bekannt wurde, scheinen weder eine positive Religion noch eigentliche Priester und Fürsten zu haben. Indessen zeigen sie eine große Verehrung für ein höheres Wesen und staunen die ergreifende Pracht des katholischen Gottesdienstes mit jener heiligen Scheu an, welche Menschen empfinden, die bei einer lebhaften Phantasie auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehen. Die Maraca findet man bei ihnen nicht. Diese besteht aus einer Coloquinte, welche mit Steinen und Metallstücken angefüllt ist; wo der Priester sie schlug, opferte das Volk ihm und der unbekannten Gottheit, deren Organ er zu seyn vorgab. Mir scheint es, als ob nur diejenigen Völker, welche zum Stamme der Tupis gehörten, diesem Zeichen der priesterlichen Gewalt abgöt-

tische Verehrung bewiesen und gewissermaßen durch den Einfluß der Piagis, einer Art von Mönchsorden, dessen Mitglieder man bei der Aufnahme einer grausamen Prüfung unterwarf, regiert wurden. Da diese aber in der Provinz Rio de Janeiro theils mit der weißen Bevölkerung verschmolzen, theils civilisirt und zur katholischen Religion bekehrt sind, so hatte ich keine Gelegenheit, mich über die Eigenthümlichkeiten dieser Abgötterei zu unterrichten. Die Botecuden, welche in kleinen, von einander unabhängigen Horden leben, haben eine patriarchalische Verfassung und es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn sich eine Spur von Religion bei ihnen findet, der Aelteste eines jeden Stammes zugleich Führer und Priester ist. Sie zu bekehren ist in früheren Zeiten häufig aber fruchtlos versucht; die jetzige katholische Geistlichkeit in Brasilien fühlt sich nicht berufen, ihre Bequemlichkeit oder gar ihr Leben an das Seelenheil dieser armen Wilden zu setzen. Märtyrer der Politik sind einige dieser Priester in den neuesten Zeiten geworden, Märtyrer der Religion, so viel man weiß, in diesem Jahrhundert kein Einziger.

Auch der Staat bekümmert sich um die schwachen Ueberbleibsel der ursprünglichen Bevölkerung Brasiliens sehr wenig. Vielleicht haben es frühere Versuche klar genug bewiesen, daß es unmöglich ist, sie der gänzlichen Vernichtung zu entziehen, der sie entgegeneilen. Indessen wird noch fortdauernd einiges für sie gethan, um sie zu schützen und wo möglich an feste Wohnsitze zu gewöhnen,

ja man verwendet nicht ganz unbedeutende Summen von Seiten der Gouvernements, um eine Art von Verkehr mit ihnen zu unterhalten. Aber in diesem Falle, wie in manchem andern, wird der gute Wille der Regierung durch die Habsucht ihrer Unterbedienten vereitelt und in diesem Verkehre selbst liegt eine neue Quelle ihres physischen und sittlichen Ruins, weil er sich hauptsächlich auf Branntewein beschränkt. Bei einiger Kenntniß des jetzigen Zustandes dieser unglücklichen Stämme lässt es sich leicht berechnen, daß kein Jahrhundert mehr erforderlich ist, um sie bis auf die letzte Spur von dem Boden zu vertilgen, der früher das Eigenthum ihrer Väter war. So traurig dieses Schicksal auch ist, so muß man doch wünschen, daß ihre Agonien schon vorüber wären. Denn wo Civilisation und Naturzustand mit einander in Conflict gerathen, giebt es für letzteren nur Eine Alternative: Unterwerfung oder Vernichtung. Die Völker, wovon ich spreche, werden nie civilisirt werden, weil sie mit Leib und Seele Wilde sind; aber die sie umgebende Civilisation wird sie in immer engere Gränzen einschließen und langsam vertilgen. Dazu bedarfs keiner Waffen und keiner Gewalt. Die Unmöglichkeit, nach der alten, gewohnten Weise fortzuleben, Noth und Mangel und der übermäßige Genuß des Branntweins werden sie aufreiben. So wie die Urwälder Brasiliens verschwinden, werden sie auch verschwunden seyn und das so unmerklich, daß nicht einmal die Erinnerung ihres Unglücks dauern wird. Der Pflanzer, welcher dann den Boden

bebauet, in dessen undurchdringlichen Wäldern die schwachen Reste der alten Bevölkerung noch jetzt einen nothdürftigen Unterhalt finden, wird nichts von ihnen zu erzählen wissen. Welch eine Aufforderung für den Reisenden, diesen interessanten Theil des Menschengeschlechts näher kennen zu lernen, um wenigstens der Geschichte zu erhalten, was vom Schicksale unwiderruflich zum Untergange bestimmt ist.

Litteratur von Brasilien.

Es ist natürlich, daß in einem Lande, welches der Beobachtung so viele große und reizende Bilder darbietet, sich die Poesie früh und schnell entwickelt. Auch lässt sich nicht bezweifeln, daß seit der Entdeckung die ewig grünen Wälder von Brasilien, wie die wunderbaren Meeresufer dieses herrlichen Landes von den Gesängen eines Volkes wiedergetönt haben, welches vom Ufer des Tagus den ritterlichen Sinn seiner Väter mitgebracht und genährt hatte, daß dieser Sinn in den Umgebungen einer großen Natur auf eine eigenthümliche Weise ausgebildet und durch ein unstetes, gefahrvolles Leben angeregt, manche vortreffliche Blüthe getragen habe. Aber diese ersten Gesänge, wie viele tausend andere, welche man noch jetzt in den Städten und auf dem Lande von

glücklichen Improvisatoren vortragen hört, zerronnen in der tiefblauen Luft, wie die Düfte der Orangenblüthen, wenn ein leiser Wind sie bewegt. Man macht dem Südländer den Vorwurf der Trägheit; sein dolce farniente ist indessen keine unempfindliche Ruhe. Immer ist er in der Betrachtung der ihn umgebenden Gegenstände verloren oder durch das Spiel der Leidenschaften beschäftigt, welche seine Brust bewegen. Und welch ein Schauspiel bietet ihm die Natur dar, wohin er auch sein Auge wendet! Das Meer, ein reiner, klarer, unermeßlicher Spiegel, erinnert ihn unwillkührlich an das Land seiner Väter, welches er nie gesehen hat; die Wogen schlagen in abgemessenen Pausen gegen das Ufer und begleiten seine Gedanken mit einer einfachen imponirenden Musik; Berge und Felsen sind mit dem frischesten Grün bedeckt und selbst der Sand des Gestades glüht von den lebhaften Farben der Rosen, der Ipomäen und der Schmetterlinge, welche sich auf ihnen wiegen. Die wunderbaren Labyrinthe der Wälder, uralte Stämme, der Zeit und ihrer eigenen Last erliegend, von riesenhaften Lianen umschlungen und emporgehalten, die tiefe Ruhe, die darin herrscht, nie von dem Schalle der Axt unterbrochen, die Mannichfaltigkeit der Bäume und Pflanzen, die sich in phantastischen Formen durch einander winden, das sanfte Gemurmel der Bäche und das majestätische Getöse der Wasserfälle, welche von den Bergen und Felsen herabstürzen, Alles das regt das Gemüth abwechselnd zu sanften und erhabenen Empfindungen auf. Dabei ist der

Brasilier ein ganz anderes Wesen, als der Europäer, welcher mit ihm auf derselben Stufe der bürgerlichen Gesellschaft steht. Alle Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Ragen, welche zu seiner Entstehung beigetragen haben, findet man in ihm vereinigt. Er ist nachdenkend, wie der Amerikaner, lebhaft und feurig, wie der Bewohner von Afrika und voll Gefühl und Phantasie, wie seine Iberischen Brüder. Ihm ist eine Masse von Ideen ganz fremd, womit in Europa jedes Kind vertrauet ist, seine Unwissenheit ist in manchen Stücken unbeschreiblich groß, der Aberglaube hält ihn unter seinem eisernen Joche; aber seine Gedanken sind schnell wie der Blitz, sein Gefühl für das Schöne ist immer richtig, er weiß seine Empfindungen gut auszudrücken, die Sprache ist einfach, biegsam und von eigenthümlichem Wohllaut, heftige Leidenschaften bewegen sein Gemüth, — lauter Eigenschaften, welche, wenn sie von der Erziehung etwas ausgebildet werden, große Dichter hervorbringen müssen. Und gewiß, Brasilien würde sich schon jetzt einer bedeutenden Anzahl guter Schriftsteller rühmen können, wenn ihre Werke nicht theilweise verloren gegangen oder in der Torre do tombo (dem port. Staatsarchive) begraben wären, da die tyrannische Politik des Mutterlandes Alles zu vernichten oder zu verbergen strebte, was einiges Licht über dieses interessante Land zu verbreiten drohte. Was die Dichtungen aus der ersten Periode anbetrifft, so wurde wahrscheinlich der größte Theil derselben nie niedergeschrieben. Darin liegt kein Beweis, daß sie nicht

eben so vortrefflich waren, als die, welche zu derselben Zeit in Europa erklangen.

Der gebildete Brasilier, der Bewohner der Hauptstadt und Alles, was sich zum reinen Blute rechnet, begnügt sich nicht mit den wenigen Blüthen der nationalen Muse; er macht auf den ganzen litterarischen Ruhm des Mutterlandes Ansprüche, die um so begründeter erscheinen, da er dieselbe Sprache redet, der Stoff mehrerer Gedichte aus der glänzendsten Periode im engsten Zusammenhange mit der Entdeckung und Eroberung von Brasilien steht und eigene Erinnerung oder Tradition seine Gedanken häufig nach Portugal zurückführen, ein Land, wofür der geborene Portugiese, selbst in der günstigsten Lage, worin er sich im Auslande befindet, eine große Vorliebe behält. Camöens, Andrade Caminha, Corte Real, Quebedo und fast alle Dichter aus der älteren und glänzendsten Periode der portugiesischen Litteratur sind jedem gebildeten Brasilier bekannt; Du Bocage ist der Lieblingsdichter des Volks. Und gewiß man braucht kein Portugiese zu seyn, um eine leidenschaftliche Vorliebe für die Lusiade von Camöens zu fassen. Jeder, der weite Seereisen gemacht hat, muß dieses Gedicht höchst anziehend finden; die Beschreibungen, welche der ritterliche Dichter von fremden Ländern und Gebräuchen giebt, sind überraschend treu, dabei naiv und so malerisch, daß man das zu sehen glaubt, was er in seinen schönen Versen darstellen will.

Dieselbe Treue findet man bei allen Dichtern aus

der glänzendsten Periode der portugiesischen Litteratur. Der Schiffbruch, ein vortreffliches Gedicht von Corte Real, entwirft ein schrecklich wahres Gemälde von den unaussprechlichen Leiden einer reizenden, geliebten Frau, die mit ihrem Manne an der Küste von Afrika gestrandet, langsam dem Hunger, den Beschwerden der Reise und den Schrecknissen der Wildniß unterliegt. Die himmlische Lianor, von barbarischen Kaffern ihrer Kleider beraubt, auf dem brennenden Sande hingesunken, ihre sterbenden Kinder um sie, sprachlos, mit gebrochenem Auge, und dies Auge noch voll Zärtlichkeit auf ihren Mann gerichtet! Welch ein herzzerreißendes Gemälde! Ihm will sie das letzte Lebewohl sagen; sie kann nicht sprechen, ihre Zunge ist schon erstorben, ein schwacher Hauch geht aus ihrem trockenen Munde hervor, im unendlichen Schmerze beugt sie ihr Haupt zur Erde und stirbt. Lange sitzt Sepulveda bei der theuren Leiche, wie schön ist sie selbst im Tode! Er sitzt da, lautlos, mit zerrissenem Herzen, einzelne Thränen, die letzte Kraft seines Lebens, rinnen auf sie herab. Mit seinen eigenen Händen gräbt er ihr Grab am Gestade, seine Sclaven helfen ihm bei dieser traurigen Arbeit und begleiten sie mit lautem Geschrei. Da liegt sie nun in der dunkeln Wohnung und noch einmal stoßen die Sclaven ein anhaltendes Geschrei aus. Es ist das letzte traurige Lebewohl, welches sie ihrer Herrin nachrufen. Dann gießen sie Seewasser auf das Grab, welches Lianor und ihr Kind umschließt. In dem brennenden Sande liegen

sie beide mit einer Liebe, wovon nichts mehr übrig ist! — —

Die Beschreibung, welche Camöens im sechsten Buche der Lusiade von einem Seesturme macht, ist selbst dem rohesten Matrosen verständlich; er fühlt sich davon ergriffen, so wie jeder, der ein ähnliches Schauspiel unter den Wendezirkeln erlebt hat. Eine kleine, schwarze Wolke, der Vorbote des Orcans, erscheint am Horizonte, die Pfeife des Piloten tönt durch das Schiff, die Matrosen, welche sich mit lustigen Geschichten die Zeit vertreiben, fliegen auf die Raaen, doch ehe sie noch die Segel dicht haben, ist der Sturm da, das große Segel wird über Bord gerissen, eine furchtbare Welle stürzt sich auf das Schiff. Das Manoeuvre in diesem gefahrvollen Augenblicke ist vortrefflich beschrieben, während ein Theil der Mannschaft an den Pumpen arbeitet, suchen die übrigen das Schiff gegen die See zu halten. Das gewöhnliche Commando des Steuermanns in einer solchen kritischen Lage ist, unbeschadet der Schönheit der Verse, mit der größten Treue wiedergegeben; je weiter man liest, um desto mehr überzeugt man sich, daß dieselbe Hand, welche die herrlichen Stanzen niederschrieb, das Ruder geführt und mehr als einmal die Wuth des Sturms mitbekämpft hat.

Nun halte man dagegen die Gemälde, welche z. B. Clauren von dem Leben zur See entwirft; jeder Schiffsjunge wird in ihnen hunderte von Fehlern nachweisen, er findet sie abgeschmackt und lächerlich. Derselbe Schiffs-

junge wird von der erhabenen Wahrheit der Darstellung lebhaft getroffen, wenn man ihm die herrliche Stelle aus Eduard vorliest, welche den Eindruck beschreibt, den Himmel und Meer in einer schönen ruhigen Nacht mitten auf dem Atlantischen Ocean hervorbringen: "Der Reisende glaubt sich, wie der Erzengel Gabriel, im Mittelpuncte des Weltalls zu befinden und mit Einem Blicke die ganze Schöpfung zu überschauen". Die Ursache ist, weil diesem Gedanken der Frau Herzogin eigene Anschauung zum Grunde liegt und die muß wohl bei allen Menschen, bei den gebildetsten wie bei den rohesten, dieselben Empfindungen hervorbringen.

In der Brasilischen Poesie sowohl als in der Portugiesischen spricht sich nicht selten jene Leidenschaftlichkeit aus, welche tiefe Wurzeln im Leben des Südländers geschlagen hat und selbst seine Phantasie beherrscht. Zugleich bemerkt man eine Art von ceremoniöser Galanterie, die demjenigen leicht erklärlich ist, der unter diesem Volke gelebt und seine übertriebene Höflichkeit kennen gelernt hat. Dies ist so national, daß man die Spuren davon schon in den ältesten Gedichten findet, z. B. in der Elegie auf den Tod der Inez de Castro, welche dem Könige Dom Pedro zugeschrieben wird.

Unter ähnlichen Verhältnissen spricht in unsern Tagen der Brasilier seine Empfindungen auf dieselbe Weise aus. Liebe und Rache findet man nicht selten in einem und demselben Gedichte vereinigt. Die Sprache ist immer edel, züchtig und etwas manierirt, nie läßt

sich der Dichter selbst durch die heftigste Sinnlichkeit, welche ihn bewegt, zu einem unzarten Ausdrucke hinreißen. Im Leben ist es eben so. Die Liebe bedarf in diesem Lande einer kleinen Beimischung von gekränktem Stolze, ja selbst von Rache, um zu ihrer größten Stärke zu gelangen. Höflich ist der Brasilier selbst in dem Augenblicke, wo er seinem Feinde den Dolch in die Brust stößt. Der Brasilische Bauer läßt sich gern mit dem Titel Excellenz anreden und fühlt sich beleidigt, wenn der Fremde, der seine Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, seiner Frau oder seinen erwachsenen Töchtern nicht die Hand küßt. Er erwiedert aber auch diese Aufmerksamkeit in verdoppelten Maße und man kann fest überzeugt seyn, daß er Alles aufbieten wird, seinen Gast zu befriedigen. Ueberhaupt bildet er den interessantesten Bestandtheil der Bevölkerung. Der Bewohner der Hauptstadt ist höflich aber mißtrauisch; es hält schwer mit ihm in nähere Berührung zu kommen. Der Fazendeiro (Besitzer einer Plantage) lebt in einer glücklichen Unabhängigkeit, seine Sclaven bauen die reichsten Felder der Welt, seine Heerden weiden an den Ufern der Flüsse, ihn umgiebt eine große, herrliche Natur. Weil er nicht selbst zu arbeiten braucht, so bringt er den größten Theil seines Lebens in jener träumerischen Ruhe hin, welche der Poesie so günstig ist. Er ist ein glücklicher Improvisator. Jeden Abend sieht man in den kleinern Städten und auf dem Lande sich die Einwohner gruppenweise vor den Häusern versammeln oder unter Begleitung

einer einfachen Musik durch die Straßen ziehen. Spiel und Gesang wechseln mit Erzählungen ab, denen sie mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören. Da giebt es keine eigentliche Unterhaltung; aber mir scheint, daß die Art, wie diese Naturkinder sich die Zeit vertreiben, bei weitem dem sinnlosen Geschwätze vorzuziehen ist, welches man in Europa so nennt. Und welchen Ausdruck wissen sie ihren Worten zu geben! Alle Empfindungen, die sie erregen wollen, malen sich in ihren Gesichtszügen, das Auge funkelt, die Brust hebt sich, eine gefällige Gesticulation begleitet ihre kunstlosen Erzählungen. Dazwischen tönt die Guitarre, nicht jenes schwerfällige Wesen, welches man in Europa so nennt, sondern die ächte maurische Guitarre, ein Instrument mit zwölf Metallsaiten, welches der zartesten Behandlung fähig ist. Es ist wahr, der Ursprung dieser Menschen ist nicht rein, europäischer Stolz blickt mit Verachtung auf sie herab; aber alle großen Eigenschaften ihrer Voreltern vereinigen sich in ihnen. Der Abkömmling eines Weißen und einer Indianerin hat bei weitem mehr von seiner Mutter als von seinem Vater; Freiheit geht ihm über Alles. Der Mulatte ist lebhaft und phantastisch. Aus beiden Ragen werden große Dichter hervorgehen.

Fast alle Dichter aus der glänzenden Periode der portugiesischen Litteratur haben der Geschmacklosigkeit ihres Zeitalters gehuldigt, indem sie den alten Ideenkreis der griechischen Mythologie in Gedichten aufnahmen, deren Inhalt nicht allein rein christlich, sondern ächt

katholisch

katholisch war, und dadurch Zusammenstellungen hervorbrachten, deren Unnatürlichkeit sie nicht selten selbst fühlten und hin und wieder entschuldigten, wie Camões Canto IX. In der That ist nichts lächerlicher, als wenn z. B. Vasco de Gama die heilige Dreieinigkeit anruft und Venus zu seinem Schutze erscheint oder wenn die Nymphen der bezauberten Insel seinen Rittern nach dem Ritus der katholischen Kirche angetrauet werden. Der brasilische Dichter wird nicht leicht in diesen Fehler verfallen. Er findet in den Traditionen der von ihm besiegten Völker, in ihren Sitten und Gebräuchen reichlichen Stoff für das Wunderbare, welches er zu seinen Dichtungen bedarf, und wenn er dann die einfachen und erhabenen Gestalten der christlichen Religion zu Hülfe nimmt, so ist in dieser Zusammenstellung nichts unnatürliches, weil sie in der Wirklichkeit begründet war. Hoher Glaubensmuth auf der einen Seite und eine wilde Verachtung des Todes, die selbst unter den gräßlichsten Qualen seiner spottet, auf der andern, jener entflammt durch die sichere Aussicht auf eine Martyrkrone und eine selige Ewigkeit, während diese durch eine barbarische Fühllosigkeit genährt wird, worin der Ur-Einwohner von Brasilien seinen höchsten Stolz setzte, — die Geschichte der Entdeckung und Eroberung dieses Landes ist voll von den glänzendsten Beispielen beider Arten von Heroismus und spätere Dichter werden sie nicht unbenutzt lassen. Die griechische Mythologie, die größtentheils auf Naturanschauungen begründet ist, würde über-

haupt unter dem tropischen Himmel eine traurige Figur spielen. Darf Aurora mit ihren Rosenfingern die Pforten eines Tages öffnen, dessen glänzende Farbenpracht selbst Apollo erbleichen machen würde! Sind Nymphen und Faunen passende Bewohner jener ewig grünen Urwälder, die in ihrem jungfräulichen Schooße größere Wunder verbergen, als die lebhafteste Phantasie sie erschuf! Die ersten Versuche, welche die brasilische Muse gemacht hat, lassen vermuthen, daß sie einen originelleren Flug nehmen, daß Brasilien eben so gut seine poetische, wie seine politische Unabhängigkeit bewahren und daß eine glänzende Reihe späterer Dichter den Stoff auf eine würdige Weise benutzen wird, der in der Geschichte dieses Landes enthalten ist.

Schon die ältesten brasilischen Dichter, deren Namen auf die Nachwelt gekommen, wenn auch ihre Werke theilweise verloren gegangen sind oder in den Bibliotheken der Klöster vermodern, behandelten fast ausschließlich Gegenstände, welche aus der Geschichte des Landes hergenommen sind. Bento Teixeira Pinto, in Pernambuco zu Ende des 16. Jahrhunderts geboren, beschrieb den Schiffbruch des Jorge d' Albuquerque, Gouverneurs der Provinz, ein Werk, welches mehr einem Romane gleicht, als einer Geschichte. Das war dem Geiste der Zeit gemäß, welcher selbst den trockensten Materien eine dichterische Seite abzugewinnen wusste. João de Brito de Lima feierte die Thaten des Vasco Fernandez Cesar in einem Gedichte, Cesarea genannt, auf eine ähnliche Weise.

Manoel Botelho de Oliveiro und Salvador de Mesquita bedienten sich in ihren Schriften fast ausschließlich der lateinischen Sprache; eben so Francisco de Almeida, in Cachoeira geboren. Ich führe diesen Umstand vorzüglich zum Beweise an, daß die Schulanstalten selbst im Innern von Brasilien zu Ende des 17. Jahrhunderts nicht ganz schlecht gewesen seyn müssen. Schon Vasco Fernandez Cesar de Menezes hatte zu Anfang eben dieses Jahrhunderts zu Bahia eine gelehrte Academie gestiftet. Pedro Nolasca Ferreira schrieb einen amerikanischen Parnaß und Goncalo Soares de Franca ein Heldengedicht, welches er Brasilea nannte. Beide sind nicht gedruckt, werden aber von portugiesischen Schriftstellern gelobt, so wie fast alle Berichte der ersten Poblagoren, welche ihren Weg zum Mutterlande fanden und in der Torre do tombo aufbewahrt werden. Daß diese Menschen sich zuweilen von ihrer Phantasie hinreißen ließen, Behauptungen aufzustellen, die für unmöglich gehalten wurden, ist sehr natürlich, die Thaten, welche sie verrichteten, die Reisen, welche sie unternahmen, die Arbeiten, welche sie vollbrachten, waren nicht weniger wunderbar. Vergleicht man indessen diese ersten Berichte, wovon einige in der brasilischen Chorographie von Ayrez de Cazal aufgenommen sind, mit den neuesten Reisebeschreibungen, so muß man nicht allein über die Richtigkeit ihrer Beobachtungen erstaunen, sondern noch mehr über den Unternehmungsgeist, welcher sie zu den gefahrvollen Reisen antrieb, wodurch sie Gelegenheit bekamen, sie zu machen.

Caramuru, ein epiſches Gedicht von Joſe de Santa Rita Durão iſt das erſte Werk eines Braſiliers, welches in Europa zu einigem Rufe gekommen iſt; man findet eine Epiſode daraus in der vortrefflichen portugieſiſchen Chreſtomathie des Herrn Pedro Gabe de Maſſarellos, eines Schriftſtellers, deſſen vielfache Bemühungen, Deutſchland mit den intereſſanteſten Partieen der portugieſiſchen Litteratur bekannt zu machen, nicht genug gerühmt werden können. Das gröſte Verdienſt dieſes Gedichtes liegt in der richtigen Benutzung der Localität und jenes Gegenſatzes, der zwiſchen dem ritterlichen Sinn der erſten Entdecker und dem einfachen National-Character der Ur-Einwohner von Braſilien ſtatt fand, die bei allen liebenswürdigen Eigenſchaften, welche ſie als Freunde entwickelten, in ihren Kriegen eine Grauſamkeit zeigten, welche die menſchliche Natur empört. Durão, der ſich vom Geiſte ſeines Zeitalters und der Nation, wozu er gehörte, ſo weit fortreißen läßt, daß er ſelbſt in den religiöſen Ideen dieſer Völker einigen Zuſammenhang mit den Offenbarungen der chriſtlichen Religion findet, der ſogar vor der Entdeckung einen Apoſtel unter ſie kommen und Zeichen und Wunder verrichten läßt, ſcheint mir die ſchreckliche Sitte, Menſchen zu opfern und ihr Fleiſch zu genießen, welche faſt bei allen ſüd-amerikaniſchen Völkern im Schwange war, aus einem ſehr richtigen Geſichtspuncte zu erklären, indem er ſie als eine religiöſe Inſtitution darſtellt, von fanatiſchen Prieſtern erfunden und vom Volke als göttlicher Wille verehrt, dem es ſich

ohne Murren unterwarf. Diogo Correa, der Held des Gedichts, wird einige Jahre nach der Entdeckung von Brasilien an die Küste von San Salvador verschlagen, mit seinen Gefährten von den Tupinambas zu Gefangenen gemacht und wie alles Lebende, welches die See an diesen schrecklichen Strand auswirft, dem Gotte des Donners, dem mächtigen Tupan, zum Opfer bestimmt. Unterdessen werden sie bis zur Entscheidung ihres Schicksals von den Wilden auf das freundschaftlichste behandelt, nach der Sitte des Landes gekleidet und reichlich genährt, ja man lässt ihnen sogar die Freiheit, auf die Jagd zu gehen und das Land zu durchstreifen. Auf einem dieser Züge findet Diogo am Ufer des Meers die Ueberbleibsel seines gescheiterten Schiffes, eine glänzende Rüstung, die blitzende Feuerwaffe, den ganzen kriegerischen Schmuck eines europäischen Soldaten. So zeigt er sich den Tupinambas, die eben aus einer verlorenen Schlacht zurückgekehrt sind. Blitz und Donner ist in seiner Hand, die tödtliche Waffe trifft aus einer großen Entfernung und Alles sinkt zur Erde, um ihren Gefangenen als einen Gott anzubeten. Er wird Caramuru genannt, in der Sprache der Tupinambas: aus der See geborenes Ungeheuer, und mit der Tochter ihres Anführers, der reizenden Paraguassa vermählt. Ein blutiger Krieg wird durch diese Verbindung unter den verschiedenen Stämmen veranlasst; und hier zeigt sich Durão als ein höchst genialer Dichter. Seine Beschreibung der Opferfeste, welche der Schlacht folgen, ist schrecklich. Diese blutigen Gemälde sind um so ergrei-

fender, da sie nicht übertrieben sind. Unter andern führt er ein Factum an, dessen Wahrheit von einem sehr glaubwürdigen Reisenden verbürgt wird. Einer der zum Opfer bestimmten Krieger wird bei lebendigem Leibe von Insecten verzehrt, deren Stich man gefühlt haben muß, um das gräßliche seiner Qualen zu ermessen. Er giebt sich nicht einmal die Mühe, sie zu entfernen, ja geflissentlich bietet er die empfindlichsten Theile seines Körpers ihren Stichen dar. Wundert dich das? ruft er lachend dem gefühlvollen Europäer zu. Warum sollte ich diesem elenden Körper eine bessere Lage geben? Er ist nicht mehr der meine; es ist wahr, ich beseele ihn noch, aber er gehört meinem Feinde. Solche und ähnliche Bilder sind schrecklich, aber zum wenigsten haben sie das Verdienst der Treue; ich halte das für keins der geringsten, dessen sich ein Dichter rühmen kann. Durão hat dieses Verdienst in einem hohen Grade. Ich kann nicht umhin einige Stellen seines Gedichts in einer freien Uebersetzung mitzutheilen, weil sie eine lebhafte Beschreibung derjenigen Völkerschaften und ihrer wunderbaren Gebräuche enthalten, die zur Zeit der Entdeckung den Norden von Brasilien bewohnten.

Gupaiva, mit einer furchtbaren Keule bewaffnet, führt die ungeordneten Reihen der grausamen Margaten. In der Hitze des Gefechts verschlingt er fast lebendig den Unglücklichen, welcher ihm unterliegt. Um Hals und Brust hängen lange Schnüre, von den Zähnen erschlagener Feinde verfertigt; in ihren

zahllosen Windungen dienen sie ihm statt der Kleider.

Sambabaja führt einen andern Haufen. Diese sind so gute Bogenschützen, daß der Vogel in der Luft nicht vor ihren Pfeilen sicher ist. Der Mantel, welcher seine Schultern bedeckt, ist von Federn gewebt, eine Federschürze umgiebt seine Lenden, und Federn, womit Wangen und Lippen durchbohrt sind, geben ihm das Ansehn eines gefiederten Ungeheuers.

Ihnen folgen zehntausend Mayacs, eine harte Nation, die sich vorzüglich mit der Cultur der Manioca beschäftigt, ohne daß dies ihrem kriegerischen Ruhme Abbruch thut. Sie haben die Verpflegung der Armee übernommen; einige rösten Aipi, andere bereiten die Manioca, oder braten weiße Pipocas in der Asche.

Der tapfere Sergipe führt die Pituquarer, alle geschmückt mit Halsbändern, aus den Zähnen solcher Feinde verfertigt, die sie erst kürzlich besiegt haben. Diesem berühmten Feldherrn folgen zehntausend Krieger in die Schlacht; sie tragen schneidende Keulen von Eisenholz und schießen Kugeln mit dem zweisehnigen Bogen.

Großer Picicava, du fehltest auch nicht! an der Spitze der Cariger hattest du dein goldreiches Land verlassen. Am Ufer des Flusses Ititionha hattest du deinen reichen Schmuck vergraben, goldene Blätter, die in den Tagen des Friedens deine Stirn bekränzten.

Der furchtbare Savara beseelt mit seinem Muthe sechstausend Bogenschützen von Aspiranga. Diese tapfern Krieger haben nie Blut in den Schlachten gespart. Ihr schönes Vaterland haben sie mit dichten Wäldern und ungesunden Moräſten vertauscht. Der Donner der Kanonen hat sie vom Ufer des Oceans verscheucht und in das Land der Minen gejagt.

Man sagt, daß am Fuße hoher Gebirge, welche einst dieses Volk bewohnte, glänzende Diamanten gefunden werden und daß sie diese, so wie auch goldgelbe Topase, Saphire und glühende Rubinen als Lippenschmuck trugen. Wir schätzen diese Steine über Alles, die Wilden fragen nicht viel darnach. Wer Recht hat, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich könnte diese interessanten Gemälde noch weiter ausführen. Indessen will ich lieber dem Leser ein paar andere Stellen mittheilen, welche beweisen, daß Durão auch die Schönheiten seines Vaterlandes auf eine gefällige Weise zu beschreiben versteht. Sie sind aus dem 7. Buche des Gedichts entlehnt, wo Diogo Correa, mit seiner Gemahlin nach Europa zurückgekehrt, der Königin Maria von Medicis ein Gemälde von Brasilien entwirft, welches in mancher Hinsicht unübertrefflich ist. Er spricht von den Blumen des Landes.

Für die Königin der Blumen, welche unter diesem tiefblauen Himmel blühen, hält man eine Art Rose von glänzendem Weiß, die mit der Morgen-

röthe ihr Feuer annimmt, gegen Mittag eine höhere Farbe erhält und wie eine Flamme glüht, während sie am Abend mit dem sanftesten Purpur geschmückt erscheint. Es ist die Clicia, woran man diesen wandelbaren Farbenwechsel bemerkt.

Eine andere Blume, welche vom heiligen Johannes ihren Namen erhalten hat, zeichnet sich unter allen aus, womit die Thäler geschmückt sind, möge sie durch ihre Farben glänzen oder durch die wunderbare Form ihrer Blätter. Indem sie hin und wieder auf den dichtbelaubten Zweigen erscheint, wie vom Zufall ausgesäet, gleicht sie einer goldenen Traube, mitten unter grünen Smaragden.

Der Schluß dieses Gedichts ist nicht befriedigend. Ueberhaupt liegt sein vorzüglichster Reiz nicht in der Composition, welche das Geschichtliche des Stoffes weit hinter sich lässt. Paraguassa, ein heroisches Weib, deren Andenken noch jetzt in Brasilien gefeiert wird, (eine kaiserliche Fregatte trägt ihren Namen), war der würdige Gegenstand eines epischen Gedichts. Der interessanteste Theil ihrer Geschichte ist von Durão übergangen, er hat sie zu einer Religions-Schwärmerin gemacht. Demohnerachtet ist sein Gedicht reich an ausgezeichneten Schönheiten und in vortrefflichen Versen geschrieben. Eine correcte Ausgabe des Caramuru wird in Kurzem bei Mr. Plancher in Rio de Janeiro erscheinen.

Obgleich Diniz de Cruz kein geborener Brasilier ist, so kann ich doch nicht umhin, einer interessanten Dich-

tung zu erwähnen, die aus seinen Brasilischen Metamorphosen entlehnt ist, einem Werke, welches von viel Geschmack und einer lebhaften Phantasie zeugt, beides unter einem tropischen Himmel ausgebildet und durch lange Reisen in diesem herrlichen Welttheile genährt, wo es bei weitem geringerer Anlage bedarf, ein vortrefflicher Dichter zu werden, als im kalten Europa. Sie betrifft eben jene Clicia, wovon Durão eine so treffende Beschreibung giebt.

Ein junger Indianer zieht in den Krieg, um die Feinde seines Stammes zu bekämpfen; seine Geliebte wartet mit sehnsüchtigem Verlangen der Rückkehr ihres Freundes. Durch die falsche Nachricht seines Todes getäuscht, giebt sie sich den Tod in den Wellen eines Baches. Kurz nachher kehrt ihr Geliebter mit Sieg und Ruhm gekrönt zurück; er findet seine Freundinn nicht mehr. Am Ufer des Baches, worin sie ihr Daseyn endigte, ist eine weiße Rose von nie gesehener Schönheit emporgeblüht. Seine Thränen fallen auf ihre zarten Blätter, die brennende Liebe, welche ihn beseelt, theilt sich der Clicia mit, die Gluth seiner Flamme spiegelt sich in ihrem Kelche und jeden Morgen betrachtet er von neuem dieses Wunder, welches seine Zärtlichkeit und die Treue des Mädchens verewigt.

Ich wende mich jetzt zu einem anderen Gedichte, welches viel Aufsehn, sowohl in Brasilien als in Portugal selbst, gemacht hat. Es ist Uraguay von Basileo da Gama. Eigentlich soll es eine Satyre auf die Jesui-

ten seyn, verfehlt aber in dieser Hinsicht ihren Zweck gänzlich. Die Bemühungen des Ordens, im Süden von Amerika einen rechtlichen Zustand unter den Wilden zu begründen, der glückliche Erfolg, den ihre Bestrebungen hatten, die neueste Gestaltung der Dinge in diesem Lande selbst, haben längst jede Verläumdung ihrer Feinde vernichtet. Zu der Zeit indessen, in welcher dieses Gedicht bekannt wurde, war ganz Europa gegen die guten Väter eingenommen und aus dieser allgemeinen Stimmung allein ist es erklärlich, daß sie es einer eigenen Widerlegung würdigten, welche im Mutterlande unter dem Titel: Reposta Apologetica ao poema intitulado o Uraguay erschien. Mir scheinen die Angriffe des Verfassers, der ein Ex-Jesuit war, auf den Orden selbst sehr schwach, ja ich finde in der unerschütterlichen Anhänglichkeit und Treue ihrer Untergebenen die beste Apologie ihrer Handlungsweise. Das geschichtliche Factum, welches diesem Gedichte zum Grunde liegt, ist folgendes:

Als 1710 die Colonie El Sacramento von Portugal an Spanien abgetreten wurde, erhielt ersteres als Entschädigung die sieben Missionen von Uraguay, welche mit Brasilien vereinigt werden sollten. Die Einwohner dieses Districts, christliche Guaranis, welche unter der patriarchalischen Regierung der Jesuiten sich sehr wohl befanden, widersetzten sich der Ausführung dieses Vertrags; natürlich gegen alle Ordnung, weil Völker in dergleichen Angelegenheiten keine Stimme haben. In wie weit der Orden seine Hand im Spiele hatte, bleibt geschichtlich

unentschieden. Die Portugiesen sahen sich demnach genöthigt, mit Gewalt Besitz von den Missionen zu nehmen, die sich mit vieler Tapferkeit ziemlich lange vertheidigten, endlich aber durch einen vereinten Angriff der Portugiesen und Spanier besiegt und zum Gehorsam zurückgebracht wurden. In beiden Mutterländern machte dieses Ereigniß großes Aufsehn und trug vielleicht späterhin viel zur gänzlichen Aufhebung des Ordens bei.

Basileo da Gama, dessen persönlicher Haß gegen die Jesuiten sich an mehreren Stellen des Gedichts deutlich genug ausspricht, zeichnet sich vorzüglich durch die Eleganz seiner Schreibart aus. Auch weiß er die Eigenthümlichkeiten des Landes, jenes merkwürdigen Theils von Süd-Amerika, wo die Natur mit weiser Sparsamkeit endlose Flächen der herrlichsten Weiden zwischen riesenhaften Flüssen und waldigten Gebirgen ausgebreitet hat, gut zu benutzen. Man überzeugt sich bald, daß er lange ein Einwohner dieses Landes war. Als Probe seiner Darstellung wähle ich die Beschreibung eines Brandes, der in jenen Gegenden nicht selten ist. Um die Productionskraft des Bodens zu erhöhen, pflegen nämlich die Hirten in der trockenen Jahrszeit das dürre Gras in Brand zu stecken, vom Winde begünstigt brennen auf diese Weise unabsehbare Flächen nieder; aus der Asche keimt der junge Carpim, kein Europäisches Gras, sondern eine Art von Schilf, übrigens ein vortreffliches Futter für das Vieh, mit einer unbeschreiblichen Ueppigkeit. Cepe, ein Anführer der Indianer, ist in der Schlacht geblieben,

Cacombo führt, von den Portugiesen verfolgt, die Krieger zurück und sucht die undurchdringlichen Wälder seines Vaterlandes zu erreichen. Am Ufer des Flusses haben sie ihr Lager aufgeschlagen. Die Nacht ist dunkel, der Himmel mit Wolken bedeckt, der Sturm brüllt längs dem Gestade. Cacombo liegt schlaflos in seinem Hamac; da erscheint ihm der Schatten Cepes und ruft ihm zu:

"Ist dein Muth, dich zu vertheidigen gebrochen, so fliehe in unsere Wälder, aber vorher stecke die Ebene in Brand, bedecke mit Feuer und Rauch das Feld, so werden sie dein Blut und das meinige bezahlen. Er sagt es und verschwindet, ein schwarzer Rauch bleibt zwischen den Zelten zurück, während er wie ein reiner Lichtstrahl dahinfährt. Der tapfere Indianer springt aus dem gekrümmten Hamac; ohne sich zu bedenken, ergreift er Bogen und Pfeil und läuft an das Gestade. Auf dem grundlosen Flusse will er dem Tode trotzen und Brust gegen Brust mit ihm kämpfen. Vor ihm steht das theure Bild seines Freundes, noch hört er seine Worte. An einen Baum hängt er seinen Federschmuck, seine Pfeile und seine glänzende Rüstung. Dann nähert er sich einem Orte, wo der ruhige Fluß mit sanfter Welle über den rothen Sand fließt. Bis an die Brust geht er ins Wasser; beide Hände legt er auf die breite Brust und schlägt das Auge zum bewölkten Himmel empor. So wirft er sich in die Fluthen. Der Gott des vaterländischen Stromes kennt seinen Entschluß; in der morastigen Höhle, welche er bewohnt, hebt er seine Urne und lang-

samer fließen die Wellen. Endlich erreicht der glückliche Indianer das jenseitige Gestade, ohne bemerkt zu werden, er verläßt das Ufer, welches unsere Soldaten bewachen und unter dem Schutze der dunkeln Nacht sucht er leise und vorsichtig die Windseite. Nach dem Gebrauche des Landes reibt er zwei Stücke Holz gegen einander, die Funken fliegen, theilen sich dem leichten Stroh mit, die Flamme verbreitet sich mit reißender Schnelligkeit. Cacombo überläßt dem Winde, sein Werk zu vollenden, er flieht das verrätherische Licht und kehrt ans Ufer zurück, während die verzehrende Flamme die Schatten der Nacht zu verdrängen beginnt. Unsere Wachen haben ihn bemerkt, aber das schreckt ihn nicht, noch einmal vertrauet er das Leben seinen starken Armen an, von der Höhe eines Felsen wirft er sich in die dunkeln Fluthen und misst im raschen Sturze ihre bodenlose Tiefe. Vergebens schreiet man von unserer Seite, die Wachen laufen längs dem Ufer hin und her, der Indianer streckt seine nervigen Arme aus und durchschneidet keuchend die schäumenden Wogen; sein Muth belebt sich, wie er in den zitternden Wellen das Bild der wüthenden Feuersbrunst erblickt."

Es ist zu bedauern, daß Basileo da Gama sich über die innere Einrichtung der Missionen nur wenig auslässt; sein Haß erlaubt ihm nicht, einer Theocratie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren Wirkungen sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben. Der Staat von Paraguay ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in

der Geschichte von Süd-Amerika. Jenes weise Gesetz, welches jedem Fremden den Eintritt erlaubte, aber ihn zugleich verhinderte, das Land zu verlassen, hat einen undurchdringlichen Nebel über Alles verbreitet, was Bezug auf eine Regierungsform hat, die in ihrer Art einzig ist. Erst vor wenig Jahren gelang es den Bemühungen der Englischen Regierung und ihres Residenten in Buenos Ayres, 17 Engländer zu reclamiren, welche dort seit vielen Jahren ansässig gewesen waren, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch sie einiges Licht über einen nicht unbedeutenden Staat verbreitet wird, dessen Einwohner anscheinend sehr glücklich sind, obgleich es nur ein Doctor ist, der sie regiert.

Unter den neuesten Brasilischen Dichtern ist Gonzaga da Costa derjenige, welcher dem Geschmacke des Volkes am meisten zusagt. Noch jetzt werden seine Lieder von seinen Landsleuten häufig gesungen. Die Erinnerung an das traurige Schicksal des Verfassers giebt ihnen ein eigenes Interesse, dabei ist seine Sprache höchst wohlklingend, seine Verse sind harmonisch und für den Gesang passend, beides Eigenschaften, ohne welche kein Brasilischer Dichter Glück machen kann.

Gonzaga da Costa bekleidete zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine der ersten Stellen in der Municipal-Verwaltung von Villa Rica. Sein lebhafter Geist ließ ihn die gefährlichen Fallstricke übersehen, worin eine abstracte Philosophie ihre Anhänger stürzt, wenn diese auch auf ihren öffentlichen Character nicht den mindesten Ein-

fluß ausübt. Gonzaga war ein erklärter Freund der Französischen Revolution, er hatte sich mit den glänzenden Systemen bekannt gemacht, welche ihr vorangingen, sie fanden in ihm einen warmen Vertheidiger. Das war genug, um ihm in einem Lande den Untergang zu bereiten, welches damals noch unter den Sclavenketten des Mutterlandes seufzte und von eben so grausamen, als habsüchtigen Satrapen regiert wurde. Man beschuldigte ihn und einige seiner Freunde staatsverrätherischer Umtriebe. Ein Mittel, welches in Brasilien häufig angewandt ist und es leider noch wird, um sich verhaßter Personen zu entledigen oder sich ihrer Reichthümer zu bemächtigen; eine erdichtete, vom Gouvernement selbst angezettelte Verschwörung wurde zum Vorwande seiner Verhaftung genommen. Man riß den unglücklichen Dichter aus den Armen seiner geliebten Marilia, in dem Augenblicke, als er im Begriff war, sich auf ewig mit ihr zu verbinden und schleppte ihn in das scheußliche Gefängniß von Rio de Janeiro, in die Cadeia. Unter Räuber und Mörder gesperrt, ohne Hoffnung, je wieder befreiet zu werden, wünschte er sich den Tod, aber er fand ihn dort nicht. Er wurde verbannt und starb erst nach vielen Jahren an der Afrikanischen Küste in Armuth und Elend. Marilia vergaß ihn und seine Liebe; sie wurde die Gattin eines reichen Mannes und die Mutter glücklicher Kinder.

Gonzaga's Elegieen sind vortrefflich. Zugleich hat er sich das zweideutige Verdienst erworben, die National-

Poesie

Poesie mit einigen neuen Formen zu bereichern, die der Französischen Schule entnommen sind. Den Versen seines Bruders, Manoel da Costa, der mit ihm dasselbe Schicksal theilte und sein Leben während des Processes in Rio de Janeiro durch einen freiwilligen Tod endigte, merkt man mehr das Studium der Italienischen Dichter an. Ihre Empfindungen aber, ihre Darstellung, ihre Bilder sind ächt national.

Die jetzt lebenden Brasilischen Dichter verhüllen sich größtentheils in den Schleier der Anonymität, und das ist in einem Lande sehr zu rathen, wo die leiseste Indiscretion auf das empfindlichste gerächt zu werden pflegt. Eine Dame hat unter der stolzen Benennung: Urania Brasileira einige vorzügliche Uebersetzungen Französischer Novellen gegeben; auch schreibt man ihr einen kleinen Roman zu, der den Titel: Cartos ternas e amorosas (zärtliche und verliebte Briefe) führt, eine Reihe von Briefen, welche südliches Feuer mit einer hinreißenden Empfindsamkeit verbindet, und die ich denen der Mariana von Alcofaranga an die Seite setzen möchte. Luiz Baratto, Professor der Mathematik in Rio de Janeiro hat eine Sammlung kleiner Gedichte, unter dem Titel: Rime d'Ulzi herausgegeben, die sich durch zarte Empfindungen und gefällige Formen auszeichnen. Von M. B. (Manoel Barosa) erschien in Paris: Poesias offerecidas as Senhoras Brasileiras; die Sprache ist glänzend, wohlklingend und rein, seine Dichtungen sind geistreich und originell, nur merkt man dem Verfasser zu sehr Euro-

päische Bildung an, und vermisst ungern jene wunderbaren Local-Farben, womit frühere Brasilische Dichter ihre Verse zu schmücken wusten. Eine lateinische Elegie auf die Entführung der Königinn Maria aus ihrem Grabgewölbe in der Kirche San Antonio nach Portugal ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Dies mag als Beweis dienen, daß das Studium der lateinischen Sprache auch jetzt nicht in Brasilien vernachlässigt wird.

Was eigentlich wissenschaftliche Werke anbetrifft, so haben es mir meine Verhältnisse nicht erlaubt, mich mit ihnen bekannt zu machen. Ueber einige historische und politische Schriften, welche vorzüglich auf die neueste Zeitgeschichte Bezug haben, so wie über den Zustand und die Tendenz der Tageblätter in der Hauptstadt, werde ich mich bei einer anderen Gelegenheit auslassen.

Süd-Amerikanische Promenaden.

1.

Die Festung Praga Vermelha, zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt, liegt zwischen steilen Felsen in einer schmalen Ebene, die sich nur wenige Fuß über dem Wasser erhebt. Nach der Seeseite zu wird sie durch einen starken, aufgemauerten Wall vertheidigt, mit zwei halben Bastionen, welche sich an die Felsen lehnen, links an den Zuckerhut, rechts an den Telegraphenberg, nach der Landseite zu durch eine einfache Mauer mit einem kleinen Bollwerke vor dem Thore. Drei Seiten des Hofes enthalten Casernen, elende Gebäude ohne alle Bequemlichkeit; selbst die Capelle und die Officierwohnungen sind im höchsten Grade ärmlich. Der Hof bildet ein geräumiges Viereck und wird als Exercierplatz benutzt. Europäische Recruten und unglückliche Halbwilde werden hier auf gleiche Weise durch barbarische Schläge zu Soldaten dressirt.

Südlich von Praga Vermelha zieht sich eine felsigte Bergkette längs dem Ufer des Meeres hin; man nennt sie gewöhnlich den Telegraphenberg, weil ein solcher auf ihrer höchsten Spitze errichtet ist. Ein Weg führt hinauf und hinüber, durch eine kleine Festung vertheidigt, welche die Wasser- und Landseite beherrscht. An dem steilen Abhange wachsen hin und wieder Palmen, durcheinander-

geworfene Felsenmassen, mit Aloen und Schlingpflanzen bedeckt, machen es unmöglich, ihn auf einem anderen Wege zu ersteigen, als dem eben erwähnten. Oben hat die Betriebsamkeit der Menschen dem rauhen Boden einen kleinen Fleck abgewonnen; verkrüppelte Caffeebäume, ein wenig Mais und zahllose Wassermelonen wachsen kümmerlich zwischen den nackten Felsen, das Ganze heißt, wie Alles in Brasilien, die elendeste Hütte, zwischen unfruchtbaren Klippen aus rohen Baumstämmen zusammengezimmert, wie der prächtigste Pallast von den reichsten Feldern umgeben, — eine Chacara. Auf der höchsten Spitze, dem Zuckerhute gegenüber, liegt der Telegraph, unter ihm entspringt eine Quelle, die ihr krystallreines Wasser längs einer in den Felsen gehauenen Rinne zur Festung herabführt. Die Aussicht ist vortrefflich. Nach der Landseite zu sieht man fast senkrecht in das bunte Gewühl von Praga Vermelha, ein Theil der Bay und der Strand von Botafogo treten hinter dem Zuckerhute hervor, weiterhin steigt das Englische Dorf in einem lachenden Thale allmählig in die Höhe, der Careovado begränzt den Horizont. Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf der reichen Landschaft, die wie durch eine höhere Magie zwischen den sie umgebenden Urwäldern hingezaubert ist. Auf der anderen Seite breitet das Meer seinen unendlichen Spiegel aus, eine schäumende Brandung bricht sich an dem Felsenriff, worauf der Fuß dieses Berges ruht. Isla redonda erhebt sich aus den Wellen, schön wie der Busen der Aphrodite, in einen grünen

Schleier gehüllt; kaum erkennt das unbewaffnete Auge den weißen Leuchtthurm, der auf der sanften Rundung dieses lieblichen Eilandes erbauet ist.

Das Meer lockt mit süßen Schmeicheltönen zu sich herab. Ein schmaler Fußsteig führt zur Festung, welche den Gebirgspaß beherrscht, ein bequemer Weg hinunter. Blühende Myrthenwälder bekränzen das schneeweiße Gestade. Schnell sind die Kleider abgeworfen, der balsamische Hauch der See weht der brennenden Haut eine wohlthätige Kühlung entgegen, die Wolken fliehen, so wie man sich ihnen nähert, aber bald wirft die ganze Kraft des Atlantischen Oceans den Badenden ans Ufer zurück. Man muß unter den Wendezirkeln gelebt haben, um das Pindarische: ἄριστον μὲν ὕδωρ würdigen zu können. Diese belebende Frische, womit das Wasser den Körper durchdringt, dieser sanfte Gegenreiz, der die verbrannte Haut erneuet und gegen den Stich von Millionen Insecten undurchdringlich macht, — man muß beides erfahren haben: die Genüsse und die Beschwerden der tropischen Natur, um begreifen zu können, wie wohlthätig ein Bad unter diesem Himmelsstriche wirkt. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, daß dieser Theil der Erde von Menschen bewohnt wurde, die nackend gingen, wie die Natur sie schuf, hier, wo Alles zur Plage der Menschen lebt, wo aus den Kelchen der Blumen, aus den Thautropfen, die an den Blättern hängen, aus dem Staube den der Fuß betritt, aus der Luft, welche die Brust einathmet, sich zahllose Insecten entwickeln, die

alle ohne Ausnahme beißen, stechen, brennen und ihr Daseyn in jeder anderen Empfindung offenbaren, die man mit einem Ausdrucke für körperlichen Schmerz bezeichnen könnte. Aber das Meer, die Flüsse, jeder Bach schützen gegen diese rastlosen Verfolgungen und so sehen wir die Urvölker, welche unter den Wendezirkeln wohnen, mehr im Wasser lebend als auf der Erde, und Kleider gänzlich verschmähend, weil sie wohl wissen, daß diese keine Sicherheit gewähren.

Gestärkt und erfrischt setze ich meinen Weg längs dem Ufer fort. Die Berge treten zurück, ein mit niedrigen Sanddünen durchzogenes Thal liegt zwischen ihnen und dem Meere. Disteln und Dornen bedecken den verbrannten Boden, aber auch die köstliche Ananas reift dort auf unabsehbaren Feldern. Geschmackvolle Landhäuser und die Hütten der Neger liegen zerstreut auf der baumlosen Fläche, kleine Binnenseen fangen die Gewässer der Bäche auf, welche von den Höhen herabrieseln, ihre Ufer sind mit dem lebhaftesten Grün bedeckt. Wo Wasser ist, da ist auch Cultur; auf diesem unfruchtbaren Boden zeigt sich die Kraft der tropischen Vegetation in ihrem höchsten Glanze. Ein kleiner Bach, der künstlich über eine weite Sandfläche geleitet ist, verwandelt sie in ein blühendes Feld; rasch schießt die Saat in die Höhe, in wenig Wochen ist sie gereift, eine Aernte folgt der anderen in ununterbrochenem Wechsel. Es ist nicht selten, daß auf demselben Felde Europäische Gartenfrüchte,

wie Erbsen und Bohnen, zehnmal in Einem Jahre gepflanzt werden und zur Reife kommen.

Das Meeresufer ist der einzige Weg, welcher zu diesen wunderbaren Gärten führt, eine Chaussee von der Natur angelegt, die ihrem Baumeister Ehre macht. Der Boden, von den Fluthen geebnet, ist hart wie Stein und glänzend weiß. Neger und Negerinnen, mit gefüllten Körben auf den Köpfen, bewegen sich leicht und gefällig auf der im hellsten Sonnenstrahl blitzenden Fläche. Alle singen, pfeifen oder sprechen mit sich selbst; viele sind glückliche Improvisatoren, die aus ihrer nächsten Umgebung, aus den augenblicklichen Eindrücken, die sie empfangen, selbst aus den Beschäftigungen des täglichen Lebens den Stoff zu ihren regellosen Dichtungen hernehmen und manchesmal eine Zartheit der Empfindungen offenbaren, der sich kein Europäischer Dichter vom ersten Range zu schämen brauchte. In ihren Gesängen herrscht eine sanfte Melancholie, die Melodie ist dieser entsprechend; sie singen strophenweise, mit kürzern oder längern Unterbrechungen, je nachdem Genie oder Fertigkeit sie den Reim für die nächste Strophe finden lässt. Für Lob und Beifall sind sie außerordentlich empfänglich; sie strengen sich sichtbar an, sobald sie bemerken, daß man ihnen zuhört.

Ein stämmiger Neger zieht vorüber, einen schweren Koffer auf dem Kopfe; er singt in klagenden Molltönen:

Ich trage einen Koffer, — er ist sehr gut für

Jemand, der eine Reise macht, — ach! der arme
Antonio kehrt nie in sein Vaterland zurück! —

Diese tiefe Sehnsucht nach dem Vaterlande spricht sich in vielen ihrer Gedichte aus. Und wie sehr fühlt sich selbst der gebildete Europäer durch die kunstlosen Ergießungen eines Heimwehs angeregt, welches er leider nur zu oft mit dem armen Sclaven theilt.

Ein anderer trägt die Grundsätze eines vernünftigen Epicuräismus im poetischen Gewande vor:

Schlafen ist besser, als arbeiten, —
Trinken besser, als schlafen, —
Tanzen besser, als trinken, —
Mary küssen, besser als Alles!

Die Einförmigkeit des sanftgeschwungenen Uferwegs wird durch einen einzelnen Felsen unterbrochen, der sich fast senkrecht aus dem Wasser erhebt; nach der Landseite zu verliert er sich allmählig unter den ihn umgebenden Dünen. Dieses kleine Vorgebirge wird Punto da Cabana genannt. Der Fuß des Felsen, so weit ihn die Fluth bespült, hat ein verwittertes Ansehn; zahllose Löcher und Höhlen dienen Seeigeln zur Wohnung, wunderbare Geschöpfe, die, mit Stacheln besetzt, Castanien gleichen und an Wohlgeschmack die leckersten Austern übertreffen. Der Fels selbst ist harter Granit; auf seiner Spitze steht eine Capelle, unserer lieben Frau von Punto da Cabana geweiht, daneben liegt ein kleiner zirkelrunder Teich mit einem bittern, brachigen Wasser, was um so merkwür-

diger ist, da er wohl hundert Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Nach der Seeseite zu öffnet sich eine tiefe Schlucht; auf ihrem Grunde rauscht das Meer. Der Fleck hat etwas höchst romantisches. Das Portal der Kirche, ein einfaches Dach, von vier Säulen getragen, mit steinernen Ruhebänken versehen, gewährt einen freien Blick über die weite Fläche des Atlantischen Oceans; die gegenüberliegenden Palmeninseln schwimmen im reichen Schmucke der tropischen Vegetation auf dem tiefblauen Spiegel des Meers, ein wolkenloser Himmel umschließt den Horizont. Auf einer der Bänke hingestreckt, vor mir das Meer, unter mir das Rauschen der Wogen, träumte ich mich wieder zu Schiffe und segelte mit Gedankenschnelle ins weitentfernte Vaterland zurück. Da tönte ganz in meiner Nähe die Marimba, ein liebliches Negermädchen stand vor mir, auf der Afrikanischen Stahlharmonica klimpernd und bot mir ihre Doges (Süßigkeiten, Confitüren) an. Ihre Gespielinn lag nicht weit davon im Schatten der Kirche, mit der eigenen Behaglichkeit, welche die Afrikanerinnen characterisirt. Dem reizenden Kinde zu Gefallen kaufte ich von ihrer Marmelade, ich trank aus ihrem Kruge und bat sie dann zu tanzen. Das gute Mädchen ließ sich nicht lange bitten, sie rief ihre Freundinn, gab ihr die Marimba und begann zu der Melodie den Faddo, einen Tanz, welcher in Europa für unanständig gehalten werden würde, hier aber bei alt und jung, bei Weißen und Schwarzen beliebt ist.

Denke dir ein Mädchen in der Blüthe ihrer Jahre, von dem herrlichsten Gliederbau, schwarz wie die Nacht, in einem eleganten weißen Mousselinkleide, welches nachlässig von der einen Schulter herabhängt, das wolligte Haar unter einem rothen Turban versteckt, Augen wie Sterne, einen Mund, frisch wie eine eben aufgebrochene Rosenknospe, und Zähne, welche Perlen an Glanz und Weiße übertreffen, denke dir dieses Mädchen in einer sanftwiegenden, zitternden Bewegung, mit Händen und Fingern den Tact zu diesem wunderbaren Tanze schlagend, sieh' daneben ein wohlgenährtes Weib auf dem Boden sitzend, dem Gewichte nach auch eine wahre Afrikanische Schönheit, die Marimba zwischen den fleischigen Fingern haltend, höre die Töne dieses Instruments und den Gesang, den sie begleitet, dann blicke auf mich, der ich mit aller Behaglichkeit eines Westindischen Pflanzers auf der Bank ausgestreckt liege, die Cigarre im Munde, in langen Zügen den aromatischen Dampf von mir blasend, — so hast du die Gruppe, die ich dir gern versinnlichen möchte. Das Lied aber, welches das schöne Mohrenkind zum Tanze sang, würde ohngefähr folgendermaßen klingen:

Auf Erden giebt's kein Paradies!
Doch wär' am Cariocanerstrand
Mein heißgeliebtes Vaterland, —
Ich träumt', ich wär' im Paradies!

Auf Erden giebt's kein Paradies!
Doch hätt' ich Geld in meiner Hand,
So kauft ich mir ein hübsches Band
Und glaubt' ich sey im Paradies!

Ich befriedigte auf der Stelle den bescheidenen Wunsch des guten Mädchens und machte sie glücklich durch eine Handvoll Ventinen, — eine schlechte Kupfermünze in jenem hochgepriesenen Eldorado, wo Papiergeld in Ueberfluß ist, aber nichts mehr fehlt als gemünztes Gold und Silber.

2.

Den ersten October, Fest des heiligen Josephs. Am Abend war Procession, einige vierzig niedliche Mädchen, wie Engel gekleidet, mit Glorien und Flügeln von Silberflor, begleiteten den guten Zimmermann und seine himmlische Gemahlinn, die Gebenedeietste unter den Jungfrauen und die Gesegnetste unter den Müttern. Joseph, im einfachen braunen Gewande, das Richtmaß in der Hand, spielte eine etwas einfältige Rolle an der Seite seiner gnadenreichen Gattinn, welche in Sammt und Seide gekleidet, mit Gold und Diamanten überladen, im strahlenden Liebreiz einer unvergänglichen Jugend einen recht imponirenden Anblick gewährte. Das Costüm

der Engel ist völlig so, wie man es auf Bildern dargestellt sieht, welche große Hoffeste aus den Zeiten Ludwig's des Vierzehnten oder August's von Pohlen auf die Nachwelt gebracht haben: kurze Reifröcke von den durchsichtigsten Stoffen, ein langes Leibchen mit goldenen und silbernen Stickereien bedeckt und ein Reichthum von Brillanten, der über alle Europäischen Begriffe geht. Puder in den Haaren darf nicht fehlen, eben so wenig Schminke auf den Wangen, das ist himmlische Etiquette. Aber so bizarr dieser Anzug auch ist, so muß man doch gestehen, daß die niedlichen Kinder sich recht artig darin ausnehmen.

Von der Kirche San José ging ich nach dem Pallastplatze, der besuchtesten Promenade der Stadt, wo man gewöhnlich um diese Zeit einen oder den anderen Bekannten zu treffen pflegt. Das herrliche Viereck ist nach der Seeseite zu mit einer steinernen Cajung eingefasst; in der Mitte erhebt sich der Brunnen der Vasconcellos, eine geschmackvolle Pyramide, welche nach allen vier Weltgegenden hin das Wasser der Carioca mit sanftem Geplätscher in die Eimer und Krüge der Neger gießt, die hier bis tief in die Nacht unter Lärm und Schreien ihr Wesen treiben. Ich ging den Platz einigemal auf und nieder, der Mond goß sein reines Licht über den Pallast und die Kaiserliche Capelle, das Meer schlug in langen Pausen gegen das Ufer, die Masten der Schiffe bewegten sich langsam und abgemessen hin und wieder, schon ruhete eine tropische Nacht auf Stadt und Hafen.

Zu dieser Zeit sind die Straßen von Rio de Janeiro am belebtesten.

Mit einigen meiner Freunde hatte ich einen nächtlichen Spaziergang nach Botafogo verabredet; ich traf sie in einem nahegelegenen Caffeehause. Dom Raphael Peru, ein gemäßigter Spanischer Royalist, und Senhor Canedo, ein Ultra-Republicaner aus Buenos Ayres, beide, ohnerachtet der Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen, gute Freunde und sich fast unentbehrlich, weil jener einen Gegenstand brauchte, dem er das Uebergewicht seines Geistes fühlen lassen konnte, dieser dagegen nichts mehr liebte, als die ausschweifenden Theorien einer Philosophie, welche in Süd-Amerika jetzt so an der Tagesordnung ist, wie sie es vor dreißig Jahren in Frankreich war, mit einem dem Gegenstande entsprechenden Aufwand von Worten zu Markte zu bringen. Ich habe häufig die Erfahrung gemacht, daß bei solchen Discussionen die Vertheidiger des Absolutismus gewöhnlich die Oberhand behalten. Das hat seinen guten Grund; sie sind ruhiger, feiner und kennen in der Regel ihren Gegenstand besser, während die Freiheitsschwindler selten wissen, was sie wollen, bald von einem Extreme ins andere fallen und sich durch ihre Leidenschaftlichkeit leicht zu Behauptungen verleiten lassen, welche gegen ihre eigenen Grundsätze streiten. In der Republik Buenos Ayres hatten erst neulich wieder Umtriebe zu Gunsten der Königlichen Parthei stattgefunden, die um desto gefahrdrohender waren, da sie den augenscheinlichen Beweis lieferten, daß auch

nach der Vernichtung der äußern Streitkräfte Spaniens in der Schlacht von Ayacucho im Innern der neuen Staaten selbst eine Parthei existirte, welche noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, das alte Colonialsystem wiederhergestellt zu sehen. Der Congreß von Buenos Ayres hatte Freiheit des Cultus decretirt; in den Provinzen hatte dieses Gesetz zu lautem Mißvergnügen und vielfachen Unruhen Veranlassung gegeben, die Königlichgesinnten benutzten diese Stimmung, um die neue Regierung gehässig zu machen, und während sie in der Republik intriguirten, wurde derselbe Gegenstand von einem ihrer treuesten Anhänger in der Hauptstadt des unendlichen Reichs von Brasilien nach allen Regeln der Dialectik gegen die Angriffe eines Ultra-Liberalen vertheidigt, der in diesem Kampfe unterliegen musste, weil er an Einsicht und Kenntnissen weit unter seinem Gegner stand und ihn nur an Leidenschaftlichkeit übertraf. So wie jetzt die Sachen im Spanischen Süd-Amerika stehen, thut die herrschende Parthei am besten, die Religion ganz aus dem Spiele zu lassen; Duldung mag geübt, aber nicht gepredigt werden. Jeder Schritt, den die Regierung darin vor oder rückwärts thut, kann die gefährlichsten Folgen haben. Brasilien hat Beides empfunden; als die Constitution allen Religions-Partheien Freiheit des Cultus zugestand, erregte dieser Artikel allgemeines Mißfallen in den Provinzen; als späterhin der Kaiser in einer Rede, welche er an die nach dem Süden bestimmten Truppen hielt, Brasilien das Reich des heiligen

Kreuzes nannte, wurde durchgängig darüber gelacht und Pfaffen benutzten diese Phrase zu jenem bittern Pasquill, wovon ich bei einer andern Gelegenheit gesprochen habe. Beiläufig erfuhr ich aus dieser Unterredung, daß der Contratto social ein sehr beliebtes Buch im Republikanischen Süd-Amerika sey. Wenn es wahr ist, daß Rousseau und Voltaire die Haupthebel der Französischen Revolution gewesen sind, so muß man vermuthen, daß sie auch jenseit des Meers einen ähnlichen Einfluß ausüben. Ich habe früher den Ursprung aller Revolutionen in der unbegränzten Ehrsucht weniger Menschen gesucht. Aber darin liegt die Ursach nicht allein; ein Theil des Volks muß zu ihren Umtrieben vorbereitet seyn, und das bewirkten die obenerwähnten Schriftsteller, ihre Werke mochten nun theilweise oder ganz verstanden werden. Dem gemeinen Haufen wird durch äußere Erscheinungen imponirt, er muß durch einige Redensarten geleitet werden, die in allen Theilen der Welt dieselben sind. Da es in Brasilien kein gemeines Volk giebt, (die schwarze Bevölkerung gehört zu den Sachen, nicht zu den Personen), so war der Kampf des alten Systems mit dem neuen bald entschieden; vielleicht dauert es aus demselben Grunde länger, ehe es sich völlig befestigen wird.

Aus den sterilen Gefilden der Politik führe ich dich in das reizende Halbdunkel einer tropischen Waldesnacht. Die Stadt hört bei der Catete Brücke auf. Längs Hecken und geschmackvollen Landhäusern läuft der Weg bis zum Meere fort. Da beginnt Botafogo, eine Reihe

schöner Landhäuser, die sich in einer sanftgebogenen Straße längs dem Ufer fortzieht. Der Französische Geschmack, ich möchte ihn hier lieber den Arabischen nennen, ist in den Gärten vorherrschend und passt sich auch am besten zur nächsten Umgebung. Die Natur bietet Englische Partien dar, die jede Nachahmung kleinlich erscheinen lassen, dagegen diese bunte Farbenpracht der Blumen, die wunderbare Form der Bäume und Stauden sich vortrefflich zu einem regelmäßigen, wenn gleich etwas steifen Ganzen vereinigt. Ein solcher Garten ist im Großen ein Shawl von Cachemire, worin sich auch jede Blume tausendmal wiederholt, ohne das Auge zu ermüden. Kleine Springbrunnen werfen ihre silbernen Strahlen gegen den nächtlichen Himmel, weiße Bildsäulen blicken gespensterhaft aus dem tiefen Grün der Büsche hervor, die süßesten Wohlgerüche erfüllen die Luft. Die schönsten Landhäuser liegen etwas von der Straße ab, im Garten selbst, am Fuße des Gebirges, ein wenig über der Fläche des Thals erhaben; die meisten sind im Maurischen Geschmacke erbauet, mit Kuppeln und Bogen von seltsamer Form und einer sanftaufsteigenden Treppe vor der Thür.

Ein tropischer Tag blendet das Auge, die Nacht verwirrt das Ohr mit ihren regellosen Concerten. Am Tage herrscht tiefes Schweigen in der Natur, Alles ruht, in stiller Farbenpracht glühen die Blumen, lautlos flattern bunte Schmetterlinge durch die dunkelblaue Luft, unhörbar bewegen sich geringelte Schlangen mit Blitzes-

schnelle

schnelle durch das hohe Gras. Sobald die Dämmerung eintritt, belebt sich die Natur; das Gesumse und Geschwirre von tausend Insecten erfüllt die Luft, das Wasser in den Sümpfen tönt wieder vom unharmonischen Gesange colossaler Frösche, die Vögel zwitschern im Gebüsch, Hunde bellen, Hähne krähen, in den Blättern der Bäume regt sich ein inneres Leben und selbst das Meer rauscht tiefer und voller.

In Botafogo nahmen wir bei einer interessanten Spanierinn ein frugales Abendessen in einer nach der Seeseite zu offenen Verenda ein. Man muß in Brasilien gewesen seyn, um die Zweckmäßigkeit der dortigen Bauart würdigen zu können. Dort hat das Haus eine ganz andere Bestimmung als im Norden von Europa; es soll Schutz gewähren gegen die brennenden Strahlen der Sonne, und zugleich der frischen Nachtluft den freiesten Durchgang erlauben. Jedes ächt Brasilische Haus erfüllt diesen doppelten Zweck mehr oder weniger, während die National-Eitelkeit der Engländer Gebäude errichtet hat, die sehr zweckmäßig eingerichtet seyn mögen, wenn sie in London ständen, hier aber fast unbewohnbar sind.

Da sitzen wir nun in der offenen Halle. Um die Säulen, welche das Dach tragen, schlingen sich Rosen und Jasmin, die Clicia hat ihr weißes Negligee angezogen, die Blätter der Mimosen sind zur Ruhe gegangen, Passionsblumen haben ihr kurzes Daseyn vollendet, die Strelitzia blüht in ungestörter Pracht. Die frische Seeluft zieht durch den phantastisch geschmückten Raum,

hell und ruhig brennen die weißen Wachskerzen unter den hohen gläsernen Glocken, eine piquante Cabidilla dampft uns entgegen. Der Wein von Alicante perlt in geschliffenen Gläsern, sein Feuer bringt das Blut in Wallung, mehr noch das reizende Augenpaar unsrer schönen Wirthinn, die in stolzer Sicherheit sich des Eindrucks freuet, den ihre vollendete Schönheit auf die verschiedenartigsten Naturen hervorbringt. In solchen Augenblicken wird keiner politischen Differenz mehr gedacht, und selbst Fremde verbrüdern sich aus dem einzigen Grunde, weil sie fremd in der fernen Fremde sind.

Die Straße, welche unter dem Gartenhause herläuft, wird nach und nach leer; hin und wieder tönt eine Guitarre durch die schweigende Nacht. Die tiefe Sehnsucht verliebter Herzen spricht sich in zarten Gesängen, Modinhas genannt, aus. Donna Jazintha mögen auch einige dieser Serenaden gelten; sie beachtet das nicht, und bald rächt sich verschmähete Liebe durch bittern Spott. Das bekannte Liedchen von Bocage: Annos, mezes, noctas, Dias wird unter ihrem Fenster gesungen. Wäre es übersetzbar, so würde ich nicht der Versuchung widerstehen können, es hier mitzutheilen, selbst auf die Gefahr, von einer zu empfindsamen Leserinn für anstößig gehalten zu werden.

Bis spät in die Nacht wird das einfache Souper fortgesetzt. Endlich giebt Donna Jazintha durch Klatschen in die Hände das Zeichen zum Aufbruch; Sclaven und Sclavinnen stürzen herein, um ihre Befehle zu ver-

nehmen. Dann macht sie ihren Gästen eine reizende Verbeugung, und mit einem Blicke, worin sie die ganze Kraft ihrer Liebenswürdigkeit legt, verläßt sie von ihrer Lieblingsſclavinn gefolgt, das luftige Zimmer. Wie viel Wünſche folgen ihr nach! —

3.

Am ersten April war der Kaiſer von seiner Reiſe nach Bahia zurückgekehrt; er blieb mit seiner Gemahlinn die Nacht an Bord des Linienſchiffes Dom Pedro. Die Stadt war erleuchtet. Eine Allee von jungen Palmen, durch Feſtons von Blumenkränzen und Lampen verbunden, führte vom Ausſchiffungsplatze bis zum Triumphbogen, der an der Ecke des Arſenals errichtet war. Den folgenden Tag gegen Mittag ſtieg der Kaiſer ans Land. Der Empfang war ſehr kalt; kaum hörte man hin und wieder ein Viva! und ſelbſt die deutſchen Miethlinge, welche vom Arſenal bis zur Kaiſerlichen Capelle en espalier aufgeſtellt waren, verhielten ſich ruhig. Sr. Majeſtät ſchien ſehr unzufrieden zu ſeyn.

Unter dem antarctiſchen Wendezirkel iſt der April die ſchönſte Jahrszeit. Die Luft fängt an ſich wieder abzukühlen, der Regen hat aufgehört, der Himmel iſt heiter und blau, die ganze Natur hat ein ſo friſches Anſehn,

als wäre sie eben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Dagegen sind die Sommermonate bei fast ununterbrochenem Regen so heiß, daß man kaum athmen kann; selbst die Nächte entbehren jene himmlische Kühlung, welche die regelmäßigen Seewinde den Theilen der Stadt zuwehen, die dem Hafen nahe liegen. Die Luft ist schwül und unbewegt, senkrecht fällt der Regen in Strömen herab, nur bei heftigen Gewittern erhebt sich der Sturmwind und wüthet um so stärker, je kürzere Zeit er zu dauern pflegt. Dann schwimmt die ganze Stadt unter Wasser, jede Straße bildet einen reißenden Waldstrom und selbst das Meer tritt aus seinen Ufern. Aber die Mauern der Häuser sind so massiv, daß man selten von bedeutenden Verwüstungen hört; wie Klippen widerstehen sie der Wuth der Wogen, und werden häufig den Schiffen im Hafen gefährlich, die der Orcan ankerlos gegen sie wirft. —

Die Illumination dauerte neun Tage; brillant war sie nicht, da viele Privathäuser gar nicht erleuchtet waren. Ueberhaupt findet ein wesentlicher Unterschied zwischen einer Europäischen und einer Brasilischen Illumination statt. In Rio de Janeiro weiß man nichts von schmutzigen Lampen oder dünnen Talglichtern; vor jedem Balcon brennen zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern unter weißen oder farbigen Glasglocken, dazwischen stehen geschmackvolle Blumenvasen, reizende Kinder lehnen sich leicht und gefällig an die eisernen Gitter, und blicken mit ihren schwarzen Augen in die sternhelle Nacht.

Der Anblick ist nicht glänzend, aber im höchsten Grade anständig, und selbst auf der Straße, mitten unter dem Volke, verläßt einen nie dieses Gefühl.

Vor dem Hause des Polizei-Ministers sah man unter einem Triumphbogen das sehr ähnliche Brustbild Dom Pedro's, von einem Sternenkranze umgeben, in Transparent, mit der Inschrift:

> Sieh', wie der friedliche Lorbeer seine Stirn schmückt, ein frischer Kranz unter glänzenden Sternen. Wie gerecht ist er, und wie fromm! Er blickt herab auf seine Völker, und blickt hinauf zum ewigen Himmel. O Rom! prahle nicht mehr mit dem alten Ruhm deines Numa; er wird durch Dom Pedro's Tugenden verdunkelt.

Zu beiden Seiten sah man die Gerechtigkeit und die Legitimität, Intrigue und Anarchie unter die Füße tretend.

Die Illuminations-Malerei ist noch in ihrer Kindheit. Alles ist zu schwerfällig von Holz erbauet, und von vorn mit Lampen erleuchtet. Das giebt nicht jenen magischen Schimmer der Transparente. Ein Triumphbogen vor der Academie war in einem reinen Geschmack und sehr schön ausgeführt; doch hatte auch dieser den eben erwähnten Fehler, und nahm sich deshalb bei Tage besser aus, als bei Nacht.

Auf dem Acclamationsplatze, sonst Campo da Santa Anna genannt, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, dem die Kaiserliche Familie vom Pavillon aus zusah, der in

der Mitte dieses ungeheuern Vierecks erbauet ist. Eine Colonade, mit Inschriften und Transparenten überladen, bildete die Fronte des Feuerwerks, welches mit vieler Präcision seine flüchtigen Bilder vor den Augen einer unzählbaren Volksmenge aufrollte. Im Hintergrunde brannten im reinsten, ruhigsten Feuer Obelisken und Pyramiden, von den verschiedenen Corporationen der Stadt zu Ehren Seiner Majestät errichtet. Eine übermäßige Schmeichelei in den Inschriften war nirgends gespart; bei alle dem fand ich die Idee sehr sinnig, dieselbe Inschrift in viererlei Sprachen (Lateinisch, Port., Franz. und Englisch) zu wiederholen. In einer Stadt, wie Rio de Janeiro, dem Mittelpuncte des Welthandels, liegt darin eine tiefe Bedeutung; in der Residenz eines deutschen Fürsten würde sie lächerlich seyn.

Als der Kaiser sich zuerst auf dem Balcon des kleinen Pallastes zeigte, wurde er von einer gewissen Classe von Menschen mit einem lauten Vivat begrüßt. Ein ziemlich zerlumpter Kerl trat dann aus dem Haufen hervor, und hielt eine kurze Anrede, die in ihrer natürlichen Gemeinheit ohngefähr folgendermaßen wiederzugeben wäre:

> Das getreue und tapfere Volk von Rio de Janeiro freut sich ganz unbeschreiblich, dich, Kaiserlicher Herr, wieder in seiner Mitte zu sehen. Während du die nördlichen Provinzen mit deiner himmlischen Gegenwart beglücktest, empfanden wir deine kurze Abwesenheit auf das schmerzlichste. Und

du selbst wirst einräumen müssen, daß, wohin du auch gekommen bist, du nirgends solche Leute gefunden haben wirst, wie wir es sind. In deinem unendlichen Reiche existirt nur Ein Rio de Janeiro. Viva o Imperador! vivo o povo fiel e heroico de Rio de Janeiro!

Diese Classe von Menschen, der Auswurf der freien Bevölkerung der Hauptstadt, werden Brigeiros (Tagediebe) genannt. Bald die Spione der Polizei und ihre Handlanger, bald im Solde politischer Umtriebler, die sich scheuen, ihre eigene Haut zu Markte zu tragen, bald Kuppler, und wenn sie gut bezahlt werden, wie man sagt, verwegene Banditen, sind sie zu jeder Schandthat fähig, frei von Gewissensbissen, die vielleicht ausgenommen, nicht vollständig das vollführt zu haben, wozu sie gedungen waren. Auch sie, wie alles Schlimme, verdanken der Revolution ihre Entstehung. Früher waren es harmlose Bettler, die von der religiösen Mildthätigkeit des Volks und der Gnade reicher Stiftungen lebten. Die Revolution eröffnete ihnen eine, ihrer Meinung nach, ehrenvollere Laufbahn und eine reichere Quelle des Verdienstes; jetzt sieht man nur noch alte Weiber und ganz kraftlose Männer an den Pforten der Klöster ein spärliches Almosen empfangen. Macht die Noth jene hin und wieder zu Bettlern, so fordern sie mit der größten Unverschämtheit eine reichlichere Gabe, wenn sie mit der ersten unzufrieden sind, und es soll gefährlich seyn, sie ihnen abzuschlagen.

Auch im Theater wurde der Kaiser vom Parterre aus haranguirt. Obgleich der Redner sehr anständig gekleidet war und sich zierlich und gut ausdrückte, so wußte doch jeder, was von diesem unwillkührlichen Erguß der tiefsten Verehrung und der heißesten Vaterlandsliebe zu halten sey. Der Kaiser hält viel auf diese äußeren Zeichen der Volksliebe, obgleich er, der sich um Alles bekümmert, und vorzugsweise um die Angelegenheiten der Polizei, sehr gut wissen muß, daß sie mit großen Summen bezahlt sind, wenn auch jeder einzelne nicht viel erhält, "für jede Bravour-Arie, wie sich einer dieser Kerle witzig genug ausdrückte, nur zwei Testons (10 mgr.)". So viel ist gewiß, dem Staate kostet die Unterhaltung einer zahlreichen öffentlichen und heimlichen Polizei jährlich über Eine Million, ungerechnet die vielen Strafgelder und willkührlichen Erpressungen, welche sich ihre Agenten erlauben.

Das Theater San Pedro de Alcantara ist eins der vortrefflichsten Gebäude der Stadt; die innere Einrichtung ist elegant und zugleich dem Clima angemessen. Die Kaiserliche Loge ist so reich und geschmackvoll verziert, daß man in den ersten Residenzen von Europa nichts prachtvolleres sehen kann. Ein vergoldetes Gitter läuft längs den Logenreihen her, und entzieht nichts von den Reizen der Frauen, die das Theater nur im höchsten Staate besuchen, den Augen der Zuschauer. Dagegen ist die Bühne selbst nur ärmlich decorirt, und die Idee, auf dem Vorhange die Hafenbay von Rio de Janeiro

darzustellen, muß eine unglückliche genannt werden, da kein Pinsel in der Welt fähig ist, von dem Schauspiele, welches die Natur dort jeden Tag aufführt, auch nur ein nothdürftiges Bild zu entwerfen.

Das Spiel auf der Bühne selbst ist lange nicht so anziehend, als das, welches in den Logen getrieben wird, wo die reizenden Cariocanerinnen mit alle dem Anstande und jener unbeschreiblichen Grazie, welche vorzugsweise das Erbtheil der Südländerinnen ist, die Huldigungen annehmen, die ihnen von ihren Verehrern dargebracht werden. Ein für Manche noch interessanteres Spiel wird in den nahegelegenen Caffeehäusern gespielt, — ich meine Faro. Da sieht man wahrlich ganz andere Physiognomieen, als an den grünen Tischen von Pyrmont oder Spaa, Physiognomieen von allen Farben, worin die verderblichste Leidenschaft ihre unauslöschlichen Züge gezeichnet hat. Beim Spiele allein ist der Brasilier nicht Herr seiner selbst; da verläßt ihn seine gewohnte Verstellungskunst, und ich glaube mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß sein Blut nicht mehr in Wallung ist, wenn er einem verhaßten Nebenbuhler den Dolch in die Brust stoßt, als in dem Augenblicke, wo das Schicksal eines Parolis von den Launen des Ohngefährs oder der Fertigkeit des Banquiers abhängt, der mit eisernem Gleichmuth hinter dem grünen Tische sitzt. Das letztere ist indessen in Rio fast unmöglich, da die Karten in einer silbernen Dose liegen, deren Deckel nur eben gelüftet wird, um sie einzeln darunter hervorzuziehen. Es möchte nicht

übel seyn, wenn diese Einrichtung auch in Deutschland, wo das Spiel und die Spieler im eigentlichsten Sinne in den Händen des Banquiers sind, eingeführt würde. In Italien wird, wie man sagt, die Karte auf den Tisch genagelt und jedes Blatt einzeln heruntergerissen, eine Vorsichtsmaßregel, die mir noch besser gefällt. Sieht man aber die Künste der Taschenspieler, so kommt man bald zu der Ueberzeugung, daß selbst alles dieses nicht hilft, wenn man es mit einem überlegenen Gegner zu thun hat.

4.

An einem der schönsten Tage des Julius beschloß ich mit mehreren Freunden, eine Promenade zu Pferde nach dem Carcovado zu machen. Eine kleine Hütte, dem Kloster der heiligen Theresa gegenüber, war zum Sammelplatz bestimmt; dort trafen wir uns mit Sonnenaufgang. Dieser Fleck hat etwas sehr Anziehendes. Die Stadt mit ihren stolzen Pallästen liegt zu den Füßen des Berges, dessen Abhang, so weit er der Cultur fähig ist, mit Orangenwäldern und Blumengärten bedeckt ist. Unmittelbar am Wege liegt die erwähnte Hütte; ein freund-

liches Schweizermädchen würzt das bescheidene Frühstück durch ihren ungekünstelten Frohsinn und durch den interessanten Contrast, den ihr jungfräulicher Liebreiz in Vergleich zu den üppigen Schönen der Hauptstadt darbietet. Sie heißt Louise; von uns Norddeutschen wurde sie Marianne genannt, zur Erinnerung an jene gefeierte Marianne, die unter ähnlichen Verhältnissen einen Ruf erlangt hat, dessen sich wenige Frauen unserer Zeit erfreuen.

Der freundlichen Hütte gegenüber erheben sich die finstern Mauern des Klosters mit ihren doppelt vergitterten Fenstern. Ach! wie manche Thräne des sehnsüchtigsten Verlangens und der bittersten Reue mag dort geflossen seyn! Jenen geheimnißvollen Schauder, den der größte Theil meiner Leser nur aus Romanen kennen wird, empfindet man in der Nähe dieses Gebäudes in der Wirklichkeit. Diese schwarzen, felsenfesten Mauern, diese engvergitterten Fenster scheiden die gottgeweihten Frauen, welche sie bewohnen, so ganz von der Außenwelt, daß kein Strahl ihres Auges sie durchdringt, kein Blick der Sonne durch sie fällt; kaum hört man den gedämpften Ton der Orgel, und den frommen Gesang, der sie begleitet. Hier ist der Scheidepunct des Lebens! Entsagung allen irdischen Freuden spricht sich im Character des ganzen Gebäudes aus; nur die Grab-Capelle ist glänzend weiß, als deute sie auf eine leichtere Zukunft hin.

Vom Kloster der heiligen Theresa an hebt sich der

Weg längs der Wasserleitung bis zu einer bedeutenden Höhe; hat man diese erstiegen, so läuft er mit ihr fast horizontal am Rande eines felsigten Gebirges hin. Rechts blickt das Auge in ein fruchtbares Thal, welches sich wie eine farbige Schlange bis nach San Christovão hinzieht. Ein Theil der Bay wird sichtbar; dann tritt die Catumbi und die Neustadt hinter den Bergen hervor. Je weiter man geht, desto reicher wird die Aussicht, bis sich endlich die Wasserleitung, und mit ihr der Weg zwischen den Bergen verliert. Jetzt verändert sich der Character der Umgebung ganz. Stadt und Hafen verbergen sich hinter dem Gebirge; dagegen erscheint links zwischen der Höhe, worauf man sich befindet, und dem eigentlichen Fuße des Carcovado ein sanftaufsteigendes Thal, von einem rauschenden Waldbache, der in zahllosen kleinen Cascaden dem Meere zueilt, in seiner ganzen Länge nach durchschnitten. Man nennt es das Bleicherthal. Stolze Palläste und ärmliche Negerhütten liegen friedlich in dem engen Raume nebeneinander. Gärten und Caffeepflanzungen steigen zu beiden Seiten der Berge in die Höhe, jeder Fleck ist benutzt, und selbst da, wo schon das nackte Gestein zu Tage liegt, erblickt man Anpflanzungen von Melonen und einzelnen Bananen, die aus den Spalten der Felsen üppig emporwachsen. In den Gärten herrscht eine Blumenpracht, die selbst von der bedeutenden Höhe aus, worauf man sich befindet, das Auge blendet. Die weißen Wände der Häuser verstecken sich theilweise hinter Lauben von Schlingpflanzen, deren goldglänzende Blüthen

sich mit dem frischen Grün der Blätter auf das angenehmste vermischen, einzelne Manglionen erscheinen wie in der Luft schwebende Gärten, mit den brennendsten Farben geschmückt; im hellsten Sonnenscheine erhebt sich die Strelitzia, eine farbige Pyramide, die von dieser Entfernung aus gesehen, eher einem Werke der Kunst gleicht, als der Natur; doch wer kennt alle Namen der wunderbaren Blumen und Pflanzen, welche die tropische Sonne ins Daseyn ruft, verbunden mit denen, welche Reichthum und Geschmack ihnen in diesen Gärten aus allen vier Welttheilen zugesellt hat.

Eine klare Quelle, ein mäßiger Bach gehört zu den Seltenheiten der Umgegend von Rio de Janeiro. Hier von der luftigen Höhe aus, hat man dieses reizende Schauspiel vor Augen. Und wie belebt sind nicht seine Ufer! Zahllose schwarze Wäscherinnen treiben hoch aufgeschürzt und bis ans Knie im Wasser stehend, unter Scherz und Gesang ihr mühseliges Geschäft. Die weiße Leinwand, welche auf der grünen Fläche zum Trocknen ausgebreitet ist, giebt ihr ein lebhaftes Colorit und dazwischen diese schwarzen Gestalten, die in jeder Bewegung eine eigenthümliche Grazie entwickeln, der Ton ihres Gesangs, das sanfte Gemurmel des Baches, das Schwirren der Insecten, welche die Luft erfüllen, der süße Wohlgeruch, welcher aus der Tiefe empordampft, Alles dieses versetzt den Geist in einen Zustand der Anschauung, worin jede frühere Erinnerung, jeder andere Gedanke, jedes fremde Gefühl untergeht.

Auf der Höhe des Berges läuft der Weg längs der Wasserleitung fort, die hier an einigen Stellen sehr verfallen ist. In der Nähe der Stadt ist der Canal ganz überwölbt, hier fehlte das Gewölbe hin und wieder oder wurde erneuet; das gab uns Gelegenheit, das Innere dieser bewunderungswürdigen Anlage in Augenschein zu nehmen. Am auffallendsten waren mir die geringen Dimensionen des Wasserstrahles, der ohngefähr einen Fuß breit und einen halben tief ist; seine Geschwindigkeit an dieser Stelle schlug ich zu zwei Fuß in einer Secunde an. Darnach würde sich eine Wassermenge von 86,400 Cubikfuß ergeben, welche durch diese Wasserleitung in 24 Stunden zur Stadt geführt wird. Indessen muß ich bemerken, daß meine Rechnung nur auf sehr oberflächliche Beobachtungen gegründet ist.

An der Quelle, die in mehreren, in den Felsen gehauenen Rinnen sich fast senkrecht vom Gebirge herabstürzt, fanden wir eine Dame sitzend, die von diesem Standpuncte aus, eine Zeichnung des Thals und der dasselbe umgebenden Berge entwarf. Ich muß gestehen, daß sie den glücklichsten gewählt hatte. Hier übersieht man das Thal in seiner ganzen Länge, ein schmaler Streifen der Bay wird sichtbar, das ferne Orgelgebirge begränzt den Horizont. Ich erfuhr von ihrem Begleiter, daß es die bekannte Mrß. Graham war, eine Dame, der die litterarische Welt ein vortreffliches Gemälde des sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes von Brasilien verdankt.

An dem krystallreinen Bassin gelagert, welches den Anfang der Wasserleitung bildet, nahmen wir das mitgebrachte Frühstück ein. Mrß. Graham, welche ganz gegen die Gewohnheit ihrer schönen Landsmänninnen sehr frey und ungezwungen war, bot uns von ihrer Chocolade an; wir tranken aus einer Tasse, aus einem Glase, wahrlich ein unerhörter Fall in der Lebensgeschichte einer Engländerinn. Sie war nicht jung mehr, nicht schön, aber durch ihre ungekünstelte Liebenswürdigkeit gewann sie alle Herzen. Als wir nach einigen Stunden der Ruhe unseren Weg fortsetzten, sagten wir Alle der vortrefflichen Frau ein herzliches Lebewohl, mit dem Gefühle, welches man immer empfindet, wenn einem unerwartet eine interessante Erscheinung begegnet, sey es in den glänzenden Sälen der großen Welt, oder in der tiefen Einsamkeit einer wilden Natur.

Die nächste Höhe, welche man von hier aus erreicht, trägt noch einige Spuren der Cultur, eine halbverfallene Hütte, ein paar Caffeebäume, ein wenig Mais, vom wuchernden Unkraut und wilden Gesträuch fast unterdrückt. Dann beginnt der neue Weg, welcher zur Spitze des Carcovado führt. Dieser Berg war noch vor wenig Jahren sehr schwer zu ersteigen. Gegen Osten erhebt er sich fast senkrecht aus den ihn umgebenden Urwäldern, in Westen verläuft er sich allmählig bis zur Koppe des Gebirges, dessen höchsten Gipfel er bildet. Der Weg ist im Zickzack durch Wald und Fels hinaufgeführt, vom Kaiser selbst sehr zweckmäßig angelegt und vortrefflich

unterhalten. Man reitet bequemer hinauf, als bis zur Spitze des Brockens, obgleich hier bei weitem größere Hindernisse zu besiegen waren, als bei irgend einer Europäischen Straße. Denn davon abgesehen, daß diese Seite des Berges aus großen Felsenmassen besteht, welche chaotisch durcheinander geworfen sind, ist der Boden mit einer so dichten Waldung bedeckt, daß man keinen Schritt darin thun kann, ohne sich mit dem Beile in der Hand den Weg durch die zahllosen Schlingpflanzen zu bahnen, wodurch Felsen und Bäume zu einem undurchdringlichen Gewebe vereinigt werden. Hin und wieder sickern kleine Quellen unter den Steinen hervor, sie alle sind in künstlichen Leitungen aufgefangen, die entweder in die Felsen gehauen oder von Ziegelsteinen aufgemauert sind und vereinigt jenen schwachen Wasserstrahl bilden, welcher sich in das Bassin des Aquaducts herabstürzt. Da der Weg, wie gesagt, im Zickzack läuft, so begegnet man derselben Quelle mehr als einmal; nirgends fehlt es am reinsten, frischesten Wasser, fast bis zur Spitze des Berges hinauf.

Auf der Hälfte des Weges steht ein offener Schuppen, wo man gewöhnlich die Pferde ruhen läßt. Dort lagerten wir uns im Schatten der Bäume, und tranken unsere letzte Bouteille Portwein aus. Kein Lüftchen regte sich, in der ganzen Natur herrschte tiefes Schweigen. Buntgeringelte Schlangen bewegten sich lautlos durch das hohe Gras, schlanke Eidexen blickten mit ihren klaren Augen aus den Spalten der Felsen hervor, kein Vogel wiegte sich auf den Zweigen der uralten Stämme

und

und erfüllte die Luft mit seinem Gesange. Es ist eine ganz eigenthümliche Empfindung, wovon man sich in diesen Wäldern ergriffen fühlt, ganz verschieden von der, welche das tonreiche Leben in unseren deutschen Hainen hervorruft. Unter den Wendezirkeln scheinen jene kleineren Singvögel fast ganz zu fehlen, welche die Europäischen Wälder mit ihrem Gesange beleben. Dort giebt es nur Raub- und Wasservögel, die sich hoch aus den Lüften auf ihre Beute niederstürzen, gesellige Papagaien, welche die Ebenen lieben, und den prächtigen Colibri, der mehr einem Schmetterlinge gleicht, als dem gefiederten Bewohner des Waldes.

Je mehr man sich der Spitze des Berges nähert, um desto lichter wird der Wald. Endlich erblickt man einen sechseckigen Pavillon und etwas höher, auf einem tafelförmigen Felsen, den Telegraphen mit einer hohen Flaggenstange. Dieses kleine Plateau, welches durch eine tiefe Kluft in zwei Hälften getheilt wird, ist mit einer hölzernen Gallerie umgeben und durch eine Brücke verbunden. Die Aussicht ist überraschend schön. Der Wald und das Gebirge liegen tief unter dem Standpuncte, worauf man sich befindet; nach der Meeresseite zu senkt sich der Felsen senkrecht herab. Das Steigen und Fallen der Höhen, welche zu seinen Füßen liegen, macht sich durch das mehr oder weniger lebhafte Grün der Bäume bemerklich, womit sie bekleidet sind. In den Thälern, die sich wie farbige Streifen weit in die Ur-Wälder hineinziehen, herrscht das regste Leben; die Ebene und der

Strand sind mit Wohnhäusern und Gärten bedeckt. Dazwischen liegen jene wunderbaren Land-Seen, welche vom Meere selbst nur durch einen schmalen Sandstreif getrennt sind, den die Brandung abwechselnd durchbricht und wieder erneuet. In einer mäßigen Entfernung von der Küste zieht sich eine Kette von Inseln, ihrem Zuge folgend, längs dem festen Lande hin; es sind die Palmen-Inseln. Isla redonda, mit einem schneeweißen Leucht-Thurme, spiegelt sich in dem klaren Krystall des Atlantischen Ozeans; jenseits erblickt das Auge nichts als Luft und Wasser, aber beides so unbeschreiblich farbig und strahlend, daß Feder und Pinsel sich vergebens daran versucht. Im Rücken liegt die Stadt mit ihren Kirchen und Palläſten, der Hafen und die Bay, von zahllosen Schiffen bedeckt. Von diesem Standpunkte aus übersieht man mit einem Blick die regellose Größe von Rio de Janeiro, die wie die Schlingpflanzen dieses Landes sich nach allen Seiten ausbreitet, wo sie Raum findet. Jenseit der Bay streben die phantastischen Massen des Orgelgebirges in die Höhe; folgt das Auge ihrem Zuge bis ins Innere des Landes, so schwindet die Spitze des Carcovado bis zu einer unbedeutenden Höhe herab selbst ganz nahe gelegene Berge überragen ihn. Wie man sagt, ist er 2200 Fuß hoch.

In dem Gebäude des Telegraphen fanden wir zwei alte Invaliden. Da man in Amerika nicht ängstlich für die Zukunft sorgt, so hatten wir unsere Provisionen bis auf den letzten Rest aufgezehrt, ehe wir noch den

Gipfel des Berges erreichten, indem wir uns gelegentlich mit der Hoffnung schmeichelten, dort für Geld und gute Worte wenigstens Farinha und Cachasse zu finden *). In dieser Hoffnung wurden wir aber getäuscht. Das Mittagsmahl der beiden Invaliden bestand aus gedörrtem Fleische (carne seco), auf Kohlen geröstet, und schwarzen Bohnen (feigaõ), reichlich mit Piment und Limonensaft gewürzt. Das gaben uns freilich diese guten Leute preis; aber den brennenden Durst, der darauf folgte, waren wir genöthigt, in krystallreinem Quellwasser zu löschen. Diesen gänzlichen Mangel an geistigen Getränken beschönigten beide mit derselben Ursache, nämlich jeder mit der Neigung seines Cameraden, das Vorhandene auszuleeren, obgleich sie gestanden, daß, da der Weg häufig von Fremden besucht würde, sie einen vortheilhaften Handel damit treiben könnten. Die Schuld mochte wohl an beiden liegen. Uebrigens ist Wasser ein vortreffliches Getränk, wenn man nichts anderes hat, und ein so süßes, wohlschmeckendes Wasser, wie das der Carioca, aus deren Quelle es geschöpft war, findet man in wenigen Theilen der Welt.

Nachdem die Pferde gefüttert waren und wir ein wenig im Kaiserlichen Pavillon ausgeruht hatten, mach-

*) Farinha — das Mehl der Manioc-Wurzel, dessen man sich in Brasilien statt des Brotes bedient. Cachasse — der inländische, sehr schlechte Zuckerbranntewein.

ten wir uns auf den Rückweg. Da wir Miethklepper ritten, eben so steif und abgetrieben wie ihre Europäischen Brüder in Göttingen oder Halle, so war es eine halsbrechende Arbeit. Indessen erreichten wir die Wasserleitung ohne irgend einen Unfall. Von hieraus ritten wir ins Thal hinab. Die erste Chacara, welche am Wege liegt, gehört einem deutschen Kaufmann, Franz S. Da kehrten wir ein und wurden von der anmuthigen Wirthinn auf das freundlichste empfangen. Früher war dieser Landsitz das Eigenthum des Grafen Hogendorp, der hier sein thatenreiches Leben auf eine höchst unglückliche Weise beschloß. An einem heißen Sommertage ging er, um sich abzukühlen, in einen Felsenkeller, der auf einer der höchsten Stellen des Gartens am Fuße des Gebirges liegt. Die schnelle Abwechselung der Temperatur mochte ihn nun ohnmächtig gemacht oder plötzlich getödtet haben; kurz seine Neger fanden ihn erst mehrere Tage nachher von wilden Thieren und Würmern schon halb verzehrt. Kein Stein bezeichnet die Stelle, wo man ihn begrub; die Erinnerung an ihn ist in Brasilien längst erloschen, denn er lebte dort in Armuth und Elend. Mir waren die wenigen Spuren, welche ich von ihm fand, deshalb interessant, weil ich ihn im Leben selbst gekannt hatte, und vielleicht ist es diese kurze Nachricht seines unglücklichen Todes für Manchen meiner Leser auch, da eben dieser Mann im Norden von Deutschland eine Rolle gespielt hat, die ihn bei Vielen unvergeßlich macht.

Leider war Herr S. nicht auf seiner Chacara, und

obgleich er von seiner reizenden Freundinn stündlich erwartet wurde, so erlaubte uns der heranbrechende Abend nicht, länger zu verweilen, da der Weg von der Höhe herunter und längs dem Bache durch das Austreten desselben sehr schlecht geworden war. Wir sagten der interessanten Betty Lebewohl und machten uns auf den Rückweg zur Stadt. Die Besitzer der verschiedenen Plantagen saßen vor den Thüren ihrer Häuser, oder genossen lustwandelnd die erfrischende Kühle des herrlichen Abends. Manches schöne Kind rief uns ihr Viva Senhor! zu, von jener eigenen Bewegung der Hand begleitet, worin die Brasilierinnen ihren höchsten Liebreiz entfalten. Das ist mehr ein Winken als ein Gruß, und der süße Flötenton der Stimme, der brennende Blick des Auges, die malerische Stellung des Körpers, verfehlen selten den lebhaftesten Eindruck auf das Herz des Mannes zu machen. Etwa zur Hälfte des Weges begegnete uns Herr S., der, wie der größte Theil der fremden Kaufleute in Rio de Janeiro, die Nächte auf seinem Landsitze zuzubringen pflegt. Auf seinen gütigen Vorschlag, mit ihm wieder umzukehren, konnten wir leider nicht eingehen; gewiß würden wir in seiner Gesellschaft einen höchst angenehmen Abend verlebt haben.

Schon hatte sich die Sonne hinter den Bergen versteckt, nur die leichten Wolken, welche auf den höchsten Spitzen des Orgelgebirges ruhten, wurden von ihren scheidenden Strahlen mit den glänzendsten Farben geschmückt. Diese schönen Augenblicke, wo Licht und

Schatten traulich sich verbinden, sind unter den Wendezirkeln so flüchtig, daß man den Uebergang von Tag zu Nacht kaum bemerkt. Der Bach floß mit sanftem Geplätscher über Steine und Wehre, die seinen Lauf zur Bequemlichkeit der Wäscherinnen häufig unterbrechen. Das reine Licht des Mondes spielte in dem dichten Laube der Bäume, welche von zahllosen leuchtenden Käfern belebt wurden, die abwechselnd ihr Licht zeigten und wieder auslöschten. Einzelne Negerinnen, mit ihrer weißen Last auf den Köpfen, gingen singend und flötend zur Stadt zurück, oder labten sich vor den Thüren der Venden mit einem Glase Cachasse. Wir ritten langsam der Catete zu. Der Abend war herrlich; die ganze Natur athmete Wollust und Wohlgeruch. An einem solchen Abend war es, als Senhor Franzisco die reizende Betty auf einem Steine am Wege sitzen sah, eine fleischigte Negerinn neben ihr, beide im Begriff, mit der Wäsche, welche sie den Tag über am Ufer des Baches gebleicht hatten, nach der Stadt zurückzukehren. Er hatte das frische Mädchen schon oft im Wasser gesehen, wo sie, die einzige Weiße unter zahllosen Negerinnen, sich dem mühseeligen Geschäfte des Waschens selbst unterzog. Er hatte sie gesehen und die Art ihrer Beschäftigung gab ihm Gelegenheit, nicht allein die zarten Züge ihres jugendlichen Gesichtes zu bewundern, sondern er bemerkte auch mit steigendem Wohlgefallen den kräftigen Bau ihrer Glieder, den etwas gebräunten Nacken, den runden Arm, den vollen ungefesselten Busen. Das Mädchen war ihm

interessant geworden; seine Phantasie hatte sich oft mit ihr beschäftigt. Die Gelegenheit war günstig; ohne sich viel um ihre früheren Verhältnisse zu bekümmern, bot er ihr einen Zufluchtsort in seinem Hause an. Betty fand seinen Vorschlag nicht verwerflich; statt nach der Stadt zurückzukehren, setzte sie sich zu ihm auf's Pferd, und im kurzen Gallop ging's mit der schönen Beute zur Chacara hinauf. Aus der Geliebten eines Englischen Bootsmanns auf Seiner Majestät Schiffe, dem Blossom, wurde sie gefeierte Gebieterinn eines reichen Kaufmanns von Rio de Janeiro.

5.

Wenn mich der gütige Leser mit einiger Theilnahme auf meinen Wanderungen durch Wälder und Felsen oder an den Gestaden des unbegrenzten Ozeans begleitet hat, wenn es meiner Feder gelang, ihn auf Augenblicke in die großartigen Umgebungen einer reichen Natur hineinzuzaubern, so habe ich nichts weiter gethan, als mit leichten Zügen ein treues Bild von dem wunderbaren Lande zu entwerfen, welches ich, durch Verhältnisse gebunden, als mein zweites Vaterland zu betrachten pflegte. Diesmal

will ich es versuchen, ein Gemälde anderer Art zu liefern: das Bild eines glänzenden Hofes, der in seinem bewegten Treiben, wie sehr ihm auch Europa als Muster vorschweben mag, doch eine gewisse Eigenthümlichkeit entwikkelt, welche den Gedanken, daß man sich auf der südlichen Halbkugel der Erde befindet, nie untergehen läßt. Sir Charles Stuart war den 18. Julius am Bord des Linienschiffes Wellesley im Hafen angekommen. Der Zweck seiner Sendung war schon lange vorher im Publico bekannt und vielfach besprochen. Als der Telegraph seine Nähe gemeldet hatte, versammelte sich eine ungeheure Menschenmasse auf dem Pallastplatze, um Zeuge eines Empfanges zu seyn, der ihrer Meinung nach Alles an Glanz und Festlichkeit übertreffen mußte, was die getreue und heroische Stadt im Verlauf ihrer politischen Erhebung je gesehen hatte. Wie sehr fühlten sich die guten Cariocaner getäuscht, als nichts von dem erschien, was sie erwarteten. Der Wellesley ging unter den gewöhnlichen Begrüßungen der Kriegsschiffe und der Festung vor Anker; Sir Charles fuhr ohne weitere Förmlichkeiten in seiner Chaloupe nach S. Christovaõ, und erst, nachdem die Nacht herangebrochen war, verlief sich die neugierige Menge, um jeder auf seine eigene Weise über einen Empfang zu grübeln, der ihren Erwartungen so wenig entsprochen hatte. So sind diese Leute: weil nicht von allen Forts eine königliche Salve gegeben, kein Feuerwerk am hellen lichten Tage abgebrannt wurde, mit einem Worte, weil es nichts für's Auge gab, schlossen sie daraus, daß

es mit der Unabhängigkeits-Erklärung von Seiten Portugals wohl noch nicht ganz im Reinen seyn möchte. In der That war mehrere Tage hindurch in allen Caffehäusern und allen Barbierstuben der Stadt von nichts anderem die Rede, als von Sir Charles und seinem kalten Empfange. Die Portugiesen trugen die Köpfe höher, während der ächte Brasilische Spießbürger von englischen Intriguen und einem erneueten Colonial-System sprach, wodurch die jugendliche Freiheit bedroht würde. Se. Excellenz erschien während der Dauer der Verhandlungen nie öffentlich; das war nicht der Weg, bei diesem Volke große Hoffnungen von den Resultaten seiner Sendung zu erregen. Alles vertröstete sich auf den 7. September, den Jahrestag der Unabhängigkeits-Erklärung, da man wußte, daß an diesem Tage Sir Charles seine erste feierliche Audienz haben würde.

Der Brasilische Calender ist voll von religiösen und politischen Festen. Beide zerfallen in zwei Classen: Kirchenfeste vom ersten Range (Dias Santos de Guarda) und kleine Feiertage (Dias Santos de Remissaõ), so wie es am Hofe große und kleine Gallatage giebt. Der 7. September ist also die merkwürdigste Epoche in der Geschichte des kaiserlichen Brasiliens, ein Tag von großer Galla. Gegen Mittag waren alle Equipagen der Stadt in Bewegung. Was zu den höheren Militair- und Civil-Autoritäten gehört, begab sich zum Pallast, alle in Uniform oder reichgestickten Hofkleidern; die hohe Geistlichkeit in violetten seidenen Chorröcken, mit weißen

Flormänteln darüber; die Mönche in ihrer Ordenskleidung. Eine Kaiserliche Wache paradirt zur Seite des Pallastes, und tritt jedesmal, wenn ein Minister vorfährt, an dessen Kutschenschlage ein Piqueur in Livree reitet, unter's Gewehr; dieselbe Ehre wird dem Bischof von Rio, dem würdigen Continho, und der Kaiserlichen Favoritin, Dona Dimitilia, Gräfin von Santos, erzeigt, so wie auch an diesem Tage dem Englischen Botschafter, Sir Charles Stuart. Gegen 12 Uhr kam dieser vorgefahren, mit ihm der Oberst Freemantle und einige andere Englische Officiere von der Armee; die von der Flotte fehlten, da kurz vorher der Admiral eine kleine Differenz wegen des Ceremoniels mit dem Seeminister gehabt hatte, ein Ehrenpunct, der an keinem Orte der Welt vielleicht mehr beachtet wird, als in Rio de Janeiro. Die Officiere von der Französischen Escadre, der Oesterreichische Agent, den man hier durchgängig den Emissair der heiligen Allianz nennt, die verschiedenen Consuln und einige andere ausgezeichnete Fremde hatten sich schon früher eingestellt und erwarteten die Kaiserliche Familie in einem der Säle des Pallastes, wo sich auch die Hofdamen der Kaiserinn und die Frauen der ersten Staatsbeamten zu versammeln pflegen. Unten auf dem Vorplatze des Schlosses, einer weiten, luftigen Halle, trieb sich ein buntes Gemisch von Officieren und Pfaffen, Kammerherren und Livreebedienten, mit Einem Worte Alles das umher, was einem solchen Feste durch seine Masse Glanz verleiht, ohne daß gerade auf die Persön-

lichkeit des Einzelnen viel ankömmt. An der Treppe war das Musik-Corps der sogenannten Paraquiten aufgestellt, in einer geschmackvollen und sehr reichen Uniform, dem Raube von Pernambuco, wo sich dieses Bataillon durch seine Zügellosigkeit, durch den Mord des Generals Filisberto (Bruders des Marquis von Barbacena) und durch zahllose Räubereien und Erpressungen berüchtigt gemacht hat. Als der Kaiser vorfuhr, ordnete sich die Hatschiergarde en espalier auf dem Vorplatze und der Treppe. Der Oberhofmarschall, Graf von Canto Gallo, empfing Sr. Majestät an der Thür, eine Art von Wappenherold trug die Fahne des Reichs vor ihm her; von den Ministern und den vornehmsten Hofbedienten umgeben, begab sich Dom Pedro mit seiner Gemahlin und der Prinzessin, Dona Maria da Gloria, nach dem Thronsaal, während eine rauschende Janitscharen-Musik den von ihm selbst componirten Kaisermarsch spielte. Einige Augenblicke nachher zeigte sich der Kaiser vom Balcon herab dem Volke und unterrichtete es mit wenigen Worten von dem Inhalte des mit Portugal unter Garantie Englands abgeschlossenen Vertrages. Ein lautes wiederholtes Vivat bewillkommte ihn, dazwischen donnerten die Kanonen des Forts der Schlangen-Insel, welches gerade dem Pallaste gegenüber liegt, ihr Kaiserliches Salut. Als der Kaiser vor vier Jahren zuerst in S. Paulo die Unabhängigkeit von Brasilien proclamirt hatte, erschien er einige Tage darauf in der Oper zu Rio de Janeiro mit einem goldgelben Streif am Arme, worauf

die Worte standen: Independencia ou morte. Seit dieser Zeit war es zum National-Zeichen geworden, welches von den Militair- und Civil-Personen am Arme getragen wurde, von der Geistlichkeit und einigen independenten Damen aber auf der Brust. Dieses Zeichen wurde jetzt, dem Beispiele des Monarchen zufolge, entfernt; Brasilien war vom Mutterlande als unabhängiges Reich anerkannt, die Freiheit war errungen, es bedurfte nicht mehr des Bluts, um sie zu bewahren.

Während dieses Ereigniß im Innern des Pallastes statt fand, drängte sich die Masse der Courenden langsam die Treppe hinauf. Es war ohngefähr zwei Uhr, als das Officiercorps unseres Bataillons den Saal erreichte, welcher nicht glänzend, aber sehr geschmackvoll decorirt ist. Zwei Thüren führen von der Treppe aus zu ihm; in einem Seitenzimmer befinden sich die Hofdamen, die nächste Umgebung des Hofs und alle diejenigen Personen, welche einer besonderen Beachtung werth sind. Alles übrige bildet sich ohne Berücksichtigung des Ranges zu einer langen Reihe, die sich allmählig dem Throne nähert. So wie man das vorderste Glied dieser Kette wird, macht man eine kurze Pause, geht dann auf den Thron zu, beugt auf seinen Stufen Ein Knie vor dem Kaiser und küsst ihm die Hand; dann der Kaiserinn und der Prinzessinn, unter Beobachtung desselben Ceremoniels und endlich entfernt man sich mit drei tiefen Verbeugungen aus der entgegengesetzten Thür.

Der Kaiser war in einer reichgestickten blauen Mar-

schallsuniform, weißen Unterkleidern und steifen Dragonerstiefeln, mit sämmtlichen Orden der beiden Reiche geschmückt. In der linken Hand hielt er den wallenden Federhut und den Säbel, worauf er sich von Zeit zu Zeit in einer höchst martialischen Stellung stützte. Seine Gemahlinn erschien in der Robe, mit einer in Gold und Silber gestickten Toque, strahlend von Brillanten. Desto einfacher war die Prinzessinn geschmückt. Das reizende Kind war im hellblauen Atlaskleide, mit einer Besetzung von Silberflor und Blumen garnirt, das blonde Haar in zarten Flechten um die reine Stirn gewunden, welche eine Fülle von Locken sanft beschattete. Darunter glänzt das dunkelblaue Auge schon von einem südlicheren Feuer; in den regelmäßig schönen Gesichtszügen des jungfräulichen Kindes, in ihrer freien und stolzen Haltung erblickt man das verjüngte Bild ihres ritterlichen Vaters, dessen Liebling sie ist.

Alle Fenster des Saales sind geöffnet, die frische Seeluft dringt ungehindert durch die herrlichen Räume. Der grünsammtne Baldachin des Thrones mit dem Wappen von Brasilien in Gold gestickt und reich mit goldenen Crepinen garnirt, wallt langsam hin und wieder. Das bewegte Leben draußen tönt mit dem Donner der Geschütze und dem Geläute der Glocken in diesen Gemächern wieder, denselben erfrischenden Duft der Orangenblüthen, der von Zeit zu Zeit die Straßen der Stadt durchzieht, athmet man auch hier, man sieht dieselben farbigen Gesichter, jene Mischung von Schwarz und Gelb,

welche die Nation characterisirt, hier in gestickten Kleidern und schwarzen Chorröcken oder in glänzenden Uniformen; es fehlt nichts als eine Leibgarde von Botecuden, welche statt deutscher Miethlinge die Thore des Pallastes bewacht, um die Idee zu vervollständigen, daß man sich am Hofe eines modernen Incas befindet. Tritt man nun vollends aus dem Pallaste heraus in das Gewühl der bunten Menge, blickt man über den Spiegel der Bay in das Reich der goldenen Sonne, so wird diese Täuschung noch größer. Auf den Bergen, welche die Ufer der Bay bekränzen, erheben sich noch die alten Wälder in ungestörter Pracht, derselbe farbige Himmel ruht über ihnen, die Sonne bricht sich eben so strahlend in den Wellen des Meeres, als an dem Tage, welcher dem glücklichen Cabral die Küsten dieses Landes zeigte. Drei Jahrhunderte sind vorübergegangen und noch immer bewahrt die Natur ihren eigenthümlichen Character. Sollte sie keinen Einfluß auf den Menschen ausüben, der sie bewohnt? Sollten die großartigen Erscheinungen, welche sie dem sinnlichen Auge darbietet, den Geist der Intrigue und gemeiner Habsucht nicht bändigen und das Feuer einer reinen Vaterlandsliebe in den Herzen ihrer Bewohner anfachen können? Diese Frage wird die Zukunft lösen. Ich wenigstens mag den schönen Glauben nicht aufgeben, daß dieses Volk, dem von seinen Vätern die Erinnerung ritterlicher Thaten als unveräußerliches Erbtheil hinterlassen ist, während es durch Geburt und Erziehung an ein reiches, von der Natur hochbegünstigtes

Land gebunden ist, mit der Zeit auch ein großes Volk werden wird, wie die Natur, in der es lebt. Dann mag es stolz seyn, auf den Namen eines farbigen Volks, den ihm Europäischer Dünkel und die Eifersucht des Mutterlandes beigelegt hat. Nie hat die Farbe über den Werth einer Nation entschieden. Weise Gesetze, eine liberal geübte Verfassung, kriegerischer Muth gegen seine Feinde, und unerschütterliche Rechtlichkeit in seinen inneren Verhältnissen, das sind die Grundpfeiler nationaler Größe. Und wahrlich der Keim zu diesen vortrefflichen Eigenschaften liegt im Herzen eines jeden Brasiliers verborgen.

6.

Eines Morgens bestieg ich eine jener elenden Barken, welche von Rio de Janeiro nach Porto-Estrella und den übrigen kleinen Häfen am jenseitigen Ufer der Bay fahren, und, wie die Europäischen Marktschiffe, eine regelmäßige Verbindung der Umgegend mit der Hauptstadt unterhalten. Ich hatte die Absicht, die Manioca zu besuchen, ein Landgut des Herrn von Langsdorf, wovon in deutschen Journalen viel gefabelt ist und

welches namentlich der Ritter von Schäffer in seinem Werke: Brasilien, wie es nicht ist, als ein Wunder von Cultur geschildert hat. Es war im tropischen Nachsommer, als ich diese Reise machte, der Regen hatte aufgehört, der Himmel, obgleich noch von einzelnen Wolken umzogen, entfaltete bald hier bald da sein prächtiges Farbenspiel wieder, die Sonne blickte neugierig und wie verwundert aus ihrem weißen Nebelschleier hervor, und gerade weil dieser Anblick unter den Wendezirkeln so selten ist, gefiel er mir um desto mehr, da er an Europa erinnerte, wo man die einfache Pracht des Sonnenlichts und eines ungetrübten Himmels fast nie erblickt.

Das Schiff, worauf ich zufällig gerathen war, eins der zerbrechlichsten Fahrzeuge, die es giebt, war mit allerhand Menschen angefüllt, die sich unter dem Schilfdache, welches den größten Theil des Raumes bedeckt, jeder sein Plätzchen suchten, nicht sowohl um gegen die Strahlen der Sonne geschützt zu seyn, als im Fall des Regens, den man wohl erwarten konnte, im Trockenen zu sitzen. Der farbige Brasilier fürchtet die Sonne weniger als den Regen, und wenn ich nicht irre, war ich der einzige Weiße vom reinsten Blute unter allen meinen Reisegefährten, obgleich die Gesellschaft aus mehr als vierzig Personen bestand. Der Patron der Barke, eine jener kräftigen Gestalten, die ihr Daseyn einer glücklichen Racen-Vermischung verdanken, empfing mich mit der übertriebenen Höflichkeit, welche diesen Menschen jedesmal zu Gebote steht, wenn Vortheil oder Laune sie

ihnen

ihnen in Anwendung zu bringen heißen; die bunte Gesellschaft im Raume räumte mir sogleich den Ehrenplatz, eine mit einer Matte bedeckte Bank, nahe am Steuerruder, ein, und lagerte sich, nachdem ich mich gesetzt hatte, auf Kisten und Körben, womit das Schiff beladen war, in malerischen Gruppen um mich her. Ein frischer Wind bließ in das aus hundert Lappen zusammengeflickte Seegel; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit führte der Patron seine Barke zwischen den im Hafen vor Anker liegenden Schiffen hindurch, bis zum Vasco da Gama, dem Rumpfe eines riesenhaften Linienschiffes, welches auf der äußersten Rhede vor Anker liegt und zum Gefängnisse für Galeeren-Sclaven benutzt wird. Der Wind war Nordwest, so ungünstig wie möglich, um nach Porto-Estrella, unserm Bestimmungsplatze, zu kommen; wir mußten laviren, aber auch das brachte uns um Nichts vorwärts, da der alte Kasten nicht zu regieren war und zudem das Segel bei jeder Wendung durchsichtiger wurde, ja zu befürchten stand, daß es bei erster Gelegenheit über Bord gehen würde. Mit einem kräftigen Fluche befahl der Patron, es herabzulassen und zu den Rudern zu greifen. Langsam und in abgemessenen Pausen durchschnitten die langen, schwerfälligen Ruder das Wasser, jeder Schlag ward von dem eigenthümlichen Laut begleitet, womit der Neger eine ungewöhnliche Kraftäußerung dem Ohre bemerkbar macht, eine Art von Keuchen, ähnlich dem der Pferde, wenn sie gezwungen sind, alle ihre Kräfte anzustrengen. Sechs

wohlgenährte spiegelblanke Sclaven führten die Ruder, ein Theil der farbigen Ladung legte freiwillig mit Hand an; dennoch kamen wir fast nicht aus der Stelle, da das Schilfdach, womit diese Schiffe bedeckt sind, dem Winde einen zu großen Spielraum darbot, und es wie ein ausgespanntes Segel rückwärts trieb. Langsam bewegten wir uns auf der von Wirbelwinden gekräuselten Fläche der Bay fort, während die Schiffe, welche uns begegneten, pfeilschnell der Stadt zuflogen.

Der farbige Theil der Bevölkerung von Brasilien bietet der Beobachtung eines Physiologen den interessantesten Stoff dar. Im Bau des Körpers, in den Gesichtszügen, im Haar und den Augen dieser Menschen bemerkt man die verschiedenen Gradationen aller Ragen, die zu ihrer Entstehung beigetragen haben. Merkwürdig ist es, daß bei solchen, welche aus Verbindungen der Ur-Einwohner mit Negern entsprungen sind, sich die krause Wolle der Haare und das glänzende Schwarz der Augen weit eher verliert, als bei eigentlichen Mulatten, während sich die Afrikanischen Gesichtszüge länger erhalten, als bei diesen, wo sie in der dritten Generation kaum noch bemerkbar sind. Quarteronen, die hin und wieder ganz weiß sind, haben nicht selten ein sehr krauses, schwarzes Haar, und noch ganz die Augen ihrer Mütter; wunderschöne Augen:

„funkelnde Sterne einer rabenschwarzen Nacht."

Basileo da Gama *).

*) Basileo da Gama, einer der vorzüglichsten Brasili-

Caboclen dagegen schlichte, sehr starke, schwarze Haare, und den eigenthümlichen Stern, den man nur im Auge des Amerikaners bemerkt. An einer anderen Stelle habe ich, wenn ich nicht irre, diese Augen mit denen der Eideren verglichen, womit sie eine überraschende Aehnlichkeit haben.

Unterdessen hatte eine wohlbeleibte Negerinn im Vordertheil des Schiffes eine Restauration errichtet, und bewirthete uns mit vortrefflichem Caffee. Als ihre Tochter, ein frisches Mädchen von zwölf Jahren, mir den Becher brachte, nannte sie mich Excellenz und küßte mir die Hand; so viel vermag in diesem Lande die Farbe, und wenige Ventinen, wenn man sie zur rechten Zeit zu spenden weiß. Der Patron des Schiffes nannte mich Ew. Herrlichkeit. Anfangs amüsiren solche Titel, man gewöhnt sich aber bald daran, und dann beachtet man sie nicht mehr, als alle anderen Formen der Anrede. Ich glaube unseren Europäischen Excellenzen geht es eben so.

---

schen Dichter, lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Er schrieb ein episches Gedicht: Uraguay, ausgezeichnet durch seine poetischen Schönheiten, berüchtigt als Pasquill gegen die Jesuiten, deren Verdienste um einen großen Theil von Süd-Amerika längst allgemein anerkannt sind und sich in den neuesten Zeiten bewährt haben. Der allegirte Vers ist aus der Quitubia, einem Gedichte, welches die Kriege der Portugiesen in Angola beschreibt.

Zwölf Jahre, dieses Blüthenalter der Afrikanerinnen! in diesen zwölf Jahren liegt hin und wieder ein so unendlicher Liebreiz, daß man leicht die schwarze Farbe übersieht. Die jungen Negerinnen sind in der Regel voll und fest, eine angenehme Freundlichkeit malt sich in ihren Zügen, eine natürliche Grazie herrscht in allen ihren Bewegungen, Hände und Füße sind plastisch schön. Die dunkelrothen, etwas aufgeworfenen Lippen, die glänzend weißen Zähne, laden zum Kusse ein; im Auge strahlt ein so eigenthümliches Feuer, der junge Busen hebt sich voll sehnsüchtigen Verlangens, — es ist schwer, allen diesen Reizen zu widerstehen. Selbst der würdige Clapperton theilte oft dieselben Empfindungen, welche mich in diesem Augenblicke bewegten, und er schämte sich ihrer nicht. Weshalb sollte ich mich durch Europäischen Stolz verleiten lassen, ein Gefühl zu verleugnen, welches nicht aus niederer Sinnlichkeit entsprang, sondern aus reinem Wohlgefallen an einem Meisterstücke der Schöpfung? Das Mädchen, welches vor mir stand, konnte in ihrer Art für ein solches gelten; sie war, um mich der Worte des Engländers zu bedienen: a beautifull Negro lady.

Zwischen blühenden Inseln ging die Fahrt etwas schneller. An eine derselben legten wir an, um Mittag zu machen. Ein freundliches kleines Haus, von fünf oder sechs Negerhütten umgeben, blickte aus einem goldglänzenden Orangenwalde hervor. Der Besitzer der Chacara, ein alter Portugiese, welcher hier den Rest sei-

ner Tage in philosophischer Ruhe verlebte, empfing mich mit gewohnter Gastfreiheit und theilte sein einfaches Mittagsmahl mit mir, ein excellentes Fricassee von Rindsfüßen, die man sonderbar genug in Brasilien Rindshände (maõ de vacco) nennt. Die Portugiesische Kochkunst, wie die Chinesische, liebt alle Arten von Gallerte; darin ist sie unübertreffbar. Ihre Brühen sind immer sehr piquant, statt schwarzen Pfeffer gebraucht man Piment (Ay in der Landessprache genannt), Knoblauch wird in der Regel den Zwiebeln vorgezogen; zu der Suppe nimmt man geriebenen Käse. Der schwere Portugiesische Wein harmonirt wundervoll mit den stark gewürzten Speisen, und das Dessert, tropische Früchte, die man nirgends besser haben kann, kühlt auf eine angenehme Weise den verbrannten Gaumen.

Gegen Abend setzten wir unsere Reise fort. Da der Wind günstig geworden war, so konnten wir segeln; aber es wurde bald so stürmisch, daß das zerrissene Seegel stückweise über Bord flog. Dabei fiel der Regen in so dichten Tropfen, daß an kein Steuern mehr zu denken war. Porto Estrella bei einem solchen Wetter zu erreichen war unmöglich; unter Donner und Blitz liefen wir auf den flachen Strand der Insel Itarajara, die Neger sprangen ins Wasser, ein großer Theil unser Passagiere folgte ihnen sogleich; mit vereinigten Kräften zogen sie die Barke ans Land.

Als der Regen nachgelassen hatte, sah ich mich in der Nähe eines stattlichen Klosters, welches auf einer

sanften Anhöhe mitten zwischen Gärten und reichen Feldern lag. Die Fronte des Gebäudes bildete ein nach der Seeseite zu offener Bogengang, den eine breite aufgemauerte Terrasse trug; die Treppe war von Reben überschattet. Eben läutete man Ave-Maria; die Weiber griffen zum Rosenkranz, die Männer nahmen die Hüte ab und hielten ihr stilles Gebet. Diese periodische Unterbrechung des gewöhnlichen Treibens hat immer einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. In einem Lande, wo Alles nach Verdienst oder Genuß jägt, ist es eine sehr erhebende Erscheinung, wenn man Menschen von allen Ständen und Farben sich zu gleicher Zeit an ein höheres Wesen wenden und ihm im Gebete huldigen sieht. Ist dies nicht bloß gedankenlose Ceremonie, was man nicht annehmen kann, so muß man eine Einrichtung loben, wodurch selbst das roheste, ja das verderbteste Gemüth gezwungen wird, sich gelegentlich den Eingebungen einer besseren Regung zu überlassen. Ich ahnete nicht, daß ich noch im Verlauf desselben Tages eine Erfahrung machen sollte, welche mir bewies, daß unsere ganze Philosophie nur auf sehr schwachen Füßen steht, wenn das religiöse Gefühl erwacht. Aber Zeit und Umgebung, das ganze Leben muß diesem Augenblicke vorangearbeitet haben; sonst wird er, wie viele andere, in denen eine höhere Stimme zum Menschen spricht, spurlos vorübergehen.

Unter dem Bogengange des Klosters setzte ich mich auf eine der steinernen Bänke, welche in der ganzen Länge des Gebäudes längs der Mauer herlaufen; ein

Sclave trat heraus und brachte mir Brot und Wein in einem silbernen Becher, ihm folgte ein Mönch mit einem Korbe auserlesener Orangen. Ich stehe auf und danke ihm, dann läßt er sich bei mir nieder und giebt mir Gelegenheit sein Gesicht zu beobachten, eine jener scharfen Physiognomien, die sich im Profil am besten ausnehmen. Ich weiß nicht, welche Erinnerungen bei dem Anblick dieses Mönchs in mir erwachten. Schweigend betrachte ich ihn eine halbe Minute, er scheint auf gleiche Weise verwundert; wir beide suchen nach früheren Erinnerungen, um dieses Begegnen daran zu knüpfen. Plötzlich redet er mich deutsch an: Sie, mein Herr, sind ein Deutscher, und ich bin es auch. Wir beide haben uns unter andern Verhältnissen gesehen, ja ich möchte behaupten, wir haben uns oft gesehen und gesprochen, wenn gleich mein Gedächtniß mich über das Wo und Wann unserer früheren Bekanntschaft im Stiche läßt. Nennen sie mir ihren Namen. Ich nannte den meinigen. Er dachte einen Augenblick nach. Ich heiße Marcelin, fuhr er fort; in der Welt hieß ich Eduard W. Knüpft sich keine ihrer Erinnerungen an diesen Namen?

Sie sind derselbe Eduard W., rief ich aus, den ich in Göttingen gekannt habe, den ich späterhin in Berlin wiedersah, wo ein gleiches Studium uns oft zusammenführte, derselbe Eduard W., der die Seele jenes geistreichen Cirkels war, welcher sich im Hause des Geheimenraths T. zu versammeln pflegte! Und jetzt hier, in diesem Gewande? —

Ein leichtes Lächeln flog über die ernsten Züge des Mönchs. Nicht allein das Gewand habe ich vertauscht, sagte er, auch der innere Mensch, welcher darunter steckt, ist ein anderer geworden. Hören sie meine Geschichte.

Marcelin, einst der lebenslustige, nach Lebensgenuß jagende Eduard, dieser Mann, dessen kecke Dreistigkeit im Urtheilen wie im Handeln ich oft bewundert hatte, erzählte mir jetzt eine Geschichte, die mich tief bewegte. Was ich dabei empfand, verschweige ich dem Leser; nur den Wunsch kann ich nicht unterdrücken, daß beim Lesen derselben in ihm ähnliche Empfindungen aufgeregt werden mögen, als die waren, welche in mir erwachten, als der Mönch sie mir erzählte. Marcelin war kein geistesarmer, lebensmüder Anachoret, in der Kraft des reichen Mannsalters stand er vor mir, die gefällige Ordenskleidung der Benedictiner verlieh seinem Aeußern eine imponirende Würde; eine Fülle lichtbrauner Locken umgab wie ein Kranz sein geschorenes Haupt; in seinen Augen brannte jenes ruhige Feuer, welches für den Spiegel eines mit sich und der Welt versöhnten Gemüthes gilt.

Marcelin's Geschichte.

Ich bin in einem Lande geboren, wo weder die Natur noch der Cultus der Kirche den Geist zu religiösen Empfindungen erheben; in der Erziehung, welche man mir gab, wurde alles vernächlässigt, wodurch dieser Sinn hätte erweckt werden können; schon in zartester

Jugend fühlte ich mich von den Strudeln der modernen Philosophie fortgerissen. Ich wurde Sceptiker, mehr durch eine kindische Eitelkeit verführt, als durch die Beweise eines Systems überzeugt, welches allen Glauben verwarf und jede Erkenntniß verdächtig machte. Durch das Studium der Mathematik verwöhnt, zu einer Reihe von unumstößlichen Wahrheiten zu gelangen, fragte ich mich manchmal: wohin führt diese Philosophie, die wohl einreißen kann, aber nicht wieder aufbauet? Je weiter ich ging, um desto größer wurde mein Durst nach Wahrheit. Ich theilte das Schicksal des Tantalus: das Wasser floh meine Lippen in dem Augenblicke, wo ich es zu erreichen wähnte. Selbst die Grundpfeiler meiner Lieblingswissenschaft, der Mathematik, sah ich durch die Methaphysik erschüttert; statt Wahrheit, wonach ich strebte, gewann ich nur die Ueberzeugung, daß auf alle menschliche Erkenntnisse nicht viel zu bauen sey. Damals war ich auf einem guten Wege, zu dem Ziel zu gelangen, wohin mich jetzt die bittersten Erfahrungen des Lebens geführt haben, auf dem Wege zum Glauben. Mein Geist nahm eine entgegengesetzte Richtung. Jugendliches Blut brauste in meinen Adern, heftige Leidenschaften erwachten in meiner Seele; die Mittel, sie zu befriedigen, standen nicht immer mit der Tugend im Einklange, sie ward mir lästig, weil sie mich in meinen Neigungen beschränkte. Da bildete ich mir ein neues System, welches sich ihnen vortrefflich anpaßte. In der Mathematik wähnte ich den Schlüssel zur physischen

Welt gefunden zu haben. In ihr sah ich eine Erscheinung sich nach unveränderlichen Gesetzen an die andere reihen, und eine Kraft, starr und unerklärbar wie das Schicksal, welche das Weltall bewegte und erhielt. Auf Analogien aus der physischen Welt gründete ich mein Moral-System. In den Operationen des Geistes erblickte ich dieselbe zusammenhängende Kette von Ursach und Wirkung, welche in der Natur herrscht; die Idee eines freien Willens ließ ich als unhaltbar fallen, ohne sie gab es keine moralische Zurechnung mehr, und das war gerade der Punkt, den ich erreichen wollte. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie leicht sich die Ueberzeugungen eines Menschen seinen Bedürfnissen anpassen. Im Schooße der Sünde lebte ich mit einem sehr ruhigen Gewissen. Göttliche und menschliche Gesetze verachtend, gab ich mich allen Genüssen hin, welche die Welt bietet; ich wurde ihrer überdrüssig und empfand oft den körperlichen Schmerz der Abspannung, nie jenen geistigen, der aus den Selbstvorwürfen einer zerknickten Seele entspringt. Ich wurde Soldat, weil der Krieg meinen Leidenschaften einen größeren Spielraum darbot. Der Friede gab mich meinen Studien wieder; sie beschränkten sich auf Mathematik und Naturlehre. Meine Philosophie schien mir so fest in meiner Ueberzeugung begründet, daß es mir nicht einfiel, sie noch einmal einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Einige Jahre darauf bereisete ich Deutschland und die benachbarten Länder. Berufs-Geschäfte führten mich in den katholischen Theil

meines Vaterlandes. Ich lebte mehrere Jahre, fast der einzige Protestant, unter lauter Katholiken, und dort war es, wo zum Erstenmale ein gewisses religiöses Gefühl in meiner Seele aufkeimte. Der geheimnißvolle Pomp des Cultus erfüllte mich mit der Ahnung eines höheren Wesens, welches die schwache menschliche Vernunft nie erkennt, und dessen Größe nur der Glaube ermißt. Ein bewegtes Leben, viele Geschäfte und die Zerstreuungen der Welt drängten es immer in den Hintergrund meiner Seele zurück. Bis dahin hatte das Glück mich auf meinen Wegen begleitet. Aber ich wurde arm, weil ich ein großer Verschwender war. Das Unausbleibliche geschah; meine gewohnte Lebensweise überstieg bald die Kräfte meines Vermögens; ich mußte mich beschränken, mich aus einem Strudel von Genüssen herausreißen; in Armuth und Einsamkeit fand ich Muße, an den verworrenen Zustand meiner Seele zu denken. Das Resultat dieser Forschung war nicht befriedigend. Ich hatte nicht die Kraft mich zu bessern. Keinen meiner Ansprüche wollte ich aufgeben. Ich verließ Europa, um in der neuen Welt ein neues Vaterland zu suchen. So kam ich zu den glücklichen Gestaden von Brasilien. Aber das Glück fand ich dort nicht. Eine langwierige und schmerzhafte Krankheit brachte mich dem Tode nahe. Gefühle, die ich in Europa oft betäubt hatte, erwachten mit neuer Kraft in meinem Herzen. Ich empfand eine Leere in meinem Innern, die keine Sophismen auszufüllen vermochten; sie gelten wohl in den glänzenden Salons der

vornehmen Welt, im Schooße der Freude, nicht auf dem einsamen Krankenlager eines Sterbenden, vom Vaterlande, von Freunden und Verwandten entfernt. Was ist das Leben ohne die Idee einer vergeltenden Zukunft? — Ich versuchte zu beten, ich konnte nicht beten; mein Geist war jeder religiösen Erhebung unfähig. Langsam erholte ich mich wieder. Die überraschende Pracht der Natur, ein tiefblauer und ewig heiterer Himmel wirkten wohlthätig auf mein erkranktes Gemüth. Ich faßte den feierlichen Vorsatz, mich zu bessern, und als ob der Himmel mein Gelübde bestätigen wollte, erschien in demselben Augenblicke, wie ich es aussprach, der Priester mit dem Allerheiligsten. Unwillkührlich sank ich auf die Knie, ich schlug mich auf die Brust, und rief mit der Stimme meiner Seele: Herr sey mir Sünder gnädig! Zum Erstenmale fand ich Thränen; ich betete aus der Tiefe meines Herzens.

Die Reise nach der Manioca gab ich auf. Ich zog es vor, einige Tage auf dem reizenden Eilande Itarajara zu bleiben, wo nicht allein Marcelin, sondern sämmtliche Mönche sich beeiferten, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Das Klosterleben war mir nicht neu, in Rio de Janeiro selbst wohnte ich in einem solchen; aber hier stellte es sich mir in seiner ganzen ursprünglichen Reinheit dar. Durch die Lage der Insel von der übrigen Welt geschieden, beschränkten sich die guten Väter auf sich selbst, ihre Sclaven baueten einen üppigen Boden, in allen Anlagen herrschte eine Ordnung

und Zweckmäßigkeit, die bewunderungswürdig war. Jeder war, die wenigen Augenblicke abgerechnet, welche die Feier der Messe und die vorgeschriebenen Gebete in Anspruch nahmen, vollkommen Herr seiner Zeit, und benutzte sie seiner Neigung gemäß. Leichte Garten-Arbeiten, Jagd und Fischerei, die Ausübung irgend einer mechanischen Fertigkeit, beschäftigten die Mehrsten. Eine kleine Bibliothek begünstigte den geistigen Verkehr; ein einfaches Mahl vereinigte Alle zu geselliger Mittheilung. Ich kann es nicht leugnen, daß während dieser wenigen Tage eine große Neigung zu einem contemplativen Leben in mir erwachte. — Wozu führt das wirre Treiben der Welt? Was bleibt von allen ihren Genüssen als die bitterste Enttäuschung? Was gilt Reichthum, Macht und Ehre, wenn man sie auf die Wagschale einer höheren Erkenntniß legt? Was ist selbst Frauenliebe mehr, als eine bunte Phantasmagorie, die nur auf Augenblicke ergötzt, aber in tiefe Nacht versinkt, wenn die Lichter des Verlangens ausgelöscht sind? — Zu solchen Betrachtungen ist der Geist nicht immer aufgelegt, die Resultate, wozu sie führen, bleiben den mehrsten Menschen verborgen oder dringen sich ihnen nur durch die schmerzlichsten Erfahrungen auf. Daher kömmt es, daß viele erst im hohen Alter, wenn ihre ganze Kraft gebrochen ist, dahin gelangen, und dann ruft die Welt: Seht den Schwachkopf, die Sünde hat ihn verlassen! Und leider hat sie auf gewisse Weise Recht, so zu urtheilen. Wohl mir, daß auf den lieblichen Höhen von Ita-

rajara ein besserer Geist in mir erwachte, dem ich Ruhe in den Stürmen des Lebens und Hoffnung auf eine seelige Zukunft verdanke; ein Geist, der mich der Furcht überhebt, je so schimpflich beurtheilt zu werden.

7.

Fast alle Europäer, die nach Amerika kommen, reisen dort hin, in der Absicht reich zu werden. Das war auch mein Plan gewesen; aber ich sah mich, wie der größte Theil meiner Reisegefährten, bitter getäuscht. Arm und krank, von allen Hülfsquellen entfernt, war ich genöthigt, das kümmerliche Geschäft eines Dollmetschers zu treiben, und eine Sprache, welche ich unter ganz anderen Aussichten erlernt hatte, welche mir das Idiom der seeligsten Genüsse gewesen war, die Sprache des Camoens, durch den gemeinsten Verkehr mit Matrosen, Zollbedienten und Krämern zu entwürdigen.

Zu dieser Zeit wohnte ich in Botafogo, eine Stunde von der Stadt entfernt. Das Dorf ist im Harbzirkel längs dem Strande einer kleinen Bay erbauet; die Häuser liegen nahe an einander und haben größtentheils nur ein Stockwerk; das des Russischen Vice-Consuls, der

Pallast des Herzogs von Alafões, die Quinte von George March, und ein im Mauriſchen Styl ausgeführtes Gebäude von Antonio Moreiro, ſind Landſitze, die ſich eben ſo ſehr durch ihre Lage und durch die Schönheit der ſie umgebenden Gärten, als durch den Reichthum der Architectur auszeichnen, womit jeder ihrer Beſitzer dem Geſchmacke der Nation gemäß, wozu er gehört, ſie geſchmückt hat.

Ich bewohnte ein kleines Landhaus in der Mitte dieſes herrlichen Amphitheaters. Aus den Fenſtern des Saals blickte ich über den ruhigen Spiegel der Bay auf das Fahrwaſſer von Rio de Janeiro und das Fort Villaganhaõ. Rechts liegen die Feſtungen S. Joaõ und Praya Vermelha, zwiſchen beiden der Zuckerhut, der, von dieſer Seite aus geſehen, die regelmäßigſte Form darbietet, weiterhin der Telegraphenberg; vor ihm ziehen ſich waldigte Höhen bis ans Felſenufer der Bay, welche den flachen Strand von Botafogo begrenzt. Nach und nach wird der Wald ausgerottet; wo vor einem Jahre noch ſchlanke Palmen aus dem undurchdringlichen Chaos der Mimoſen emporſtrebten, erheben ſich jetzt weiße Landhäuſer, von blühenden Gärten umgeben. Links liegt einer jener zirkelrunden Berge, welche man in der Umgegend von Rio de Janeiro häufig findet; an ihn lehnt ſich der Garten des Ruſſiſchen Vice-Conſuls. Dort wendet ſich die Straße vom Meere ab und führt in gerader Flucht nach der Catete, einer Vorſtadt von Rio de Janeiro.

Faſt jeden Morgen ging ich dieſen Weg zur Stadt.

Wo das Meer ihn bespült, folgt er den sanften Schwingungen, welche die Natur liebt; von Hecken und Mauern eingefaßt, bildet er eine gleichmäßige Straße; bei der Catete-Brücke verliert er seinen ländlichen Character. Aber blickt man über die Dächer des Hauses auf das herabhängende Gebirge, hört man von der andern Seite das harmonische Rauschen der Wogen; giebt man sich ganz den großartigen Eindrücken hin, welche die Natur hervorruft, so vergißt man leicht, daß man sich in der bewegten Vorstadt einer glänzenden Residenz befindet.

Wo diese anfängt, ist schwer zu bestimmen. Die Kirche Maria da Gloria und der gegenüberliegende Pallast des Grafen Pontos, mit seinen Gärten, haben noch ein ländliches Ansehen. Weiterhin drängen sich die Berge bis nahe ans Meer, und lassen nur Raum für eine Reihe von Häusern, die mehr unter als an den felsigten Höhen erbauet sind. Erst bei der Kirche da Lapa entfaltet sich die Stadt nach allen Seiten. Rechts liegt der öffentliche Garten, links der Aquaduct, welcher in einer doppelten Bogenreihe die Höhe Santa Theresa mit der von S. Antonio verbindet, zwischen beiden das Kloster Ajada, ein riesenhaftes Gebäude, welches trotz seiner vergitterten Fenster keinen düsteren Anblick gewährt, da die tropische Sonne im reinsten Lichte auf der weißen Fläche blitzt, während das frische Grün der Bäume allenthalben über die hohen Mauern der weitläuftigen Gärten einen lieblichen Schatten wirft.

Gewöhnlich wählte ich den Weg längs dem Meere,

um

um zur Hafenstadt zu gelangen. Die kleine Kirche Nossa Senhora dos Navegantes lehnt malerisch am Fuße des alten Forts von S. Sebastiaõ; ein schmaler Fußsteig führt am Rande des Meeres bis zur Misericordia. Rastlos arbeiten die Wogen an der Zerstörung dieses Weges, einzelne Felsenstücke stürzen in die Tiefe hinab, andere hängen schwebend über den weiten Spalten des Ufers, Ueberreste von Gebäuden, welche die See begrub, blicken aus ihrem Grunde hervor; das Ganze bietet das Bild jenes ewigen Kampfes dar, den die Natur mit der Kunst führt, eines Kampfes, wo der Sieg oft lange unentschieden sich endlich immer auf die Seite derjenigen Kraft neigt, die keiner fremden Hülfe bedarf, um sich zu erneuen, während die Werke der Menschen, vergänglich wie sie selbst, in Staub zerfallen, woraus beide geboren sind.

Unter dem Portal der Kirche fand ich gewöhnlich einen Bettler sitzen, der keiner Worte bedurfte, um mein Mitleid zu erregen. Es war einer jener Unglücklichen, welche mit der Elephantiasis behaftet sind; so nennt man in Brasilien diejenige unheilbare Krankheit, wodurch die Füße und die unteren Theile auf Kosten des ganzen übrigen Körpers zu einer unförmlichen Dicke anschwellen, die ihnen das Ansehen von Elephantenfüßen giebt. In den Zügen Antonio's lag so viel frommes Vertrauen, bei dem tiefsten Schmerz über seinen elenden Zustand eine so milde Freundlichkeit, daß ich mich lebhaft zu ihm hingezogen fühlte. Selten ging ich vorüber, ohne ihm ei-

nige Ventinen zu schenken; er empfing sie schweigend, aber in seinen Augen lag der sprechendste Ausdruck der herzlichsten Dankbarkeit; ich glaubte durch ihren reinen Spiegel seine Empfindungen lesen zu können, die Empfindungen eines Engels, nicht die eines sündlichen Menschen!

Eines Tages ging ich wieder bei der Kirche Nossa Senhora dos Navegantes vorüber und fand meinen Bettler wie gewöhnlich auf der steinernen Bank unter dem Portale sitzend. Als er mich kommen sah, zog er den Hut und machte mit der Hand jene gefällige Bewegung, womit der Brasilier grüßt. Ich dankte ihm und sagte: Armer Antonio, du forderst ein Almosen von mir, und ich selbst bin ärmer als du. Dann verließ ich ihn, ohne ihm ein Geschenk zu machen, weil das, was ich sagte, leider die bitterste Wahrheit enthielt. Indessen dachte ich nicht weiter daran; wie sehr wurde ich aber überrascht, als am andern Morgen Antonio mir entgegen kam, ein schmutziges Papier in der Hand haltend. Mit sanfter Stimme bat er mich, das nicht zu verschmähen, was er mir aus gutem Herzen anzubieten wage. Ich entfaltete das Papier und fand ein Billet von 10 Milreis. Welche Empfindungen überwältigten mich! Ach, leider muß ich es gestehen, es war nicht sowohl Rührung über die Großmuth des Bettlers, als verletzter Stolz, welcher mir Thränen auspreßte. Ich, der Gegenstand des Mitleids eines Bettlers! — Schweigend gab ich ihm sein Billet zurück; schweigend entfernte ich mich, während der from-

me Bettler mich der Gnade der heiligen Jungfrau empfahl, die sein gläubiges Vertrauen nie getäuscht hatte.

Diesmal war es weder die himmlische noch eine irdische Jungfrau, welche Antonio's fromme Gebete in Erfüllung brachte. Auf dem Zollhause ersuchte mich ein französischer Schiffs-Capitain mit ihm zur Gräfinn von Santos zu fahren, um ihre Interceſſion in einem Proceſſe, welcher beim Priſengerichte anhängig war, zu vermitteln. Dieſer Weg, Recht zu ſuchen, war mir nicht unbekannt, obgleich ich nie die Ehre gehabt hatte, mich der allmächtigen Frau in einer ſo kitzlichen Angelegenheit zu nähern. Indeſſen kannte ich das Formelle ähnlicher Verhandlungen recht gut und fuhr daher in einer leichten Barke voll Vertrauen nach S. Chriſtovaõ; der Franzoſe begleitete mich. Beim Pallaſt der Gräfinn ſtiegen wir ans Land und wurden ſofort vorgelaſſen. D. Dimitilia ſaß im tiefſten Negligé beim Frühſtück, der Haushofmeiſter und einige Kammerfrauen bedienten ſie. Ausführlich mußte ich ihr die Angelegenheit meines Clienten vortragen, dann entließ ſie uns mit der Weiſung, im Vorzimmer zu warten, bis der Mordom uns von ihrem Entſchluſſe in Kenntniß ſetzen würde. Es dauerte auch nicht lange, als dieſer erſchien. Ihro Excellenz wären nicht abgeneigt, ſagte er, ſich mit der Sache des Capitains zu befaſſen, ich möge ihn fragen, ob er 1000 Milreis daran wenden wolle, für einen ſicheren Erfolg könne indeſſen die Gräfinn nicht einſtehen. Der Capitain entſchloß ſich ſogleich; Schiff und Ladung

standen auf dem Spiel; die geforderte Summe schien ihm nicht übermäßig. Mit dem Versprechen, am nächsten Morgen das Geld zu bringen, verließen wir den Pallast der Gräfinn; der Mordom begleitete uns bis zur Barke.

Die Nacht blieb ich am Bord der Amelie, die ohne Steuerruder im Hafen lag. Das Schiff war an der Mündung des La Plata Stroms aufgebracht und als gute Prise nach Rio de Janeiro geschickt; seine Ladung bestand aus Pulver, Eisen und Tauwerk. Man beschuldigte den Capitain, daß er versucht habe, mit Gewalt die Blokade zu durchbrechen; seine Angelegenheiten standen sehr mißlich, das hatte ihm der Graf de Gestas selbst nicht verhehlt. Dieser, damals französischer General-Consul und Chargé d'affaires am Hofe von Rio de Janeiro, hatte ihm auch den Rath gegeben, sich an die Gräfinn von Santos zu wenden. Als Kaiserliche Favorite vermochte sie alles über ihren erhabenen Gebieter. Cabinets-Justiz gilt in keinem Lande mehr als in Brasilien, dem constitutionellsten Staate der Welt.

Mit Anbruch des Tages fuhren wir zum zweiten Male nach St. Christovão. Im Portefeuille des Capitains befanden sich 1000 Milreis in Bankzetteln; eine Kiste Champagner wurde als freiwilliges Geschenk der geforderten Summe hinzugefügt. Die Gräfinn nahm das Geld selbst in Empfang, eine Quittung darüber wurde nicht gegeben, für den Champagner dankte sie mit der herablassenden Freundlichkeit, wodurch sie alles um sich her bezaubert. Beim Abschiede reichte sie uns beiden die

Hand zum Kusse, nachdem sie vorher den Handschuh ausgezogen hatte. Dies wird für ein Zeichen ausgezeichneter Achtung gehalten.

Schon glaubte ich die Sache abgemacht, da folgte eine Scene, die mir besser gefiel, als alle vorhergehenden. Im Begriff, den Pallast zu verlassen, ruft mich der Mordom zurück und führt mich auf sein Zimmer. Dort giebt er mir 50 Milreis, mit der Erklärung, es sey Sitte des Hauses, dem Courtier 5 pCt. zu zahlen. In der besten Laune empfehle ich mich seiner Freundschaft und der Gnade seiner Gebieterinn. Ihro Excellenz wird sie in ähnlichen Angelegenheiten immer gern bei sich sehen, antwortet er mir. Ich gehe schnell zur Barke hinab, wo der Capitain auf mich wartet, und bin ehrlich genug, ihm unterweges die ganze Geschichte zu erzählen. Nur einem Neuling in kaufmännischen Geschäften, wie ich es war, ist eine solche Aufrichtigkeit zu verzeihen. Bezahlung für meine Mühe verlangte ich vom Franzosen nicht, ich glaubte schon hinreichend empfangen zu haben; ein Dutzend Bouteillen vortrefflichen Bordeaux, die er mir zum Geschenk bot, schlug ich nicht aus.

Einige Tage nachher fand ich meinen Bettler an der gewohnten Stelle wieder. Ich trat zu ihm und gab ihm 5 Milreis: für deine Vermittelung bei der heiligen Jungfrau, guter Antonio! sagte ich. Der arme Junge sah mich ganz erstaunt an, es fehlte wenig, er hätte Mirakel gerufen. In einem Lande, wo die Phantasie des Volks sich oft damit beschäftigt, trägt jedes außerge-

wöhnliche Ereigniß dazu bei, diesen Glauben zu nähren. Ich fühlte mich nicht berufen, ihn zu bekämpfen, ja in keiner Periode meines Lebens bin ich geneigter gewesen, mich selbst seinem geheimnißvollen Einflusse hinzugeben. Der Glaube, unter einer unmittelbaren höheren Leitung zu stehen, ist der beste Trost im Unglück, aber die ganze Kraft des Stolzes muß gebrochen seyn, wenn man sich seiner beseeligenden Wirkungen theilhaftig machen will. Bei mir war dies noch nicht der Fall; ich war zu sehr Weltkind, als daß es mir möglich gewesen wäre, alle Ansprüche an Glück aufzugeben; jenes passive Vertrauen, welches ein unbedingter Glaube fordert, vertrug sich nicht mit meinen übrigen Lebens-Ansichten.

Rückblicke auf die neueste Geschichte von Brasilien und politische Lage des Reichs. 1826.

Der Vertrag von Amiens hatte Europa den Frieden gegeben; indessen war diese Waffenruhe von kurzer Dauer. Napoleons unersättliche Eroberungssucht und Englands eiserne Politik fachten bald die Flamme des Krieges von allen Seiten wieder an. Portugal, Britanniens alter Bundesgenosse, erkaufte von Frankreich mit bedeutenden Aufopferungen eine Art von Neutralität. Da diese aber mit dem Continentalsystem, welches Napoleon in seiner größten Ausdehnung in Kraft treten zu lassen beschloß, im offenbaren Widerspruche stand, so ward es für Portugal bald unmöglich, sich länger in einer Lage zu behaupten, die sowohl in politischer als mercantilischer Hinsicht die vortheilhafteste für dieses secundäre Reich war. Der Prinz Regent befand sich in einer ähnlichen Verlegenheit, als der König von Dänemark zu derselben Zeit. Napoleon verlangte, daß er seine Häfen den Engländern schließen solle, und England würde ihn, wenn er sich diesem Befehle unterworfen hätte, seiner Colonien oder wenigstens des größten Theils ihrer Einkünfte beraubt haben; seine Flotte wäre verloren gegangen und Portugals ganzer Handel zerstört. In einer so kritischen Lage mußte ein rascher Entschluß gefaßt werden. Der Staatsrath berathschlagte über die

Maßregeln, welche die Königliche Familie im Fall einer feindlichen Invasion zu ergreifen habe; der Plan, den Sitz der Regierung nach Brasilien zu verlegen, kam zur Sprache; der Prinz Regent, wie man sagt, vom Grafen von Barca überredet, entschloß sich, Portugal zu verlassen. Den 29sten November 1807 kam der Hof in San Salvador an.

San Salvador de Bahia, die alte Hauptstadt von Brasilien, und der erzbischöfliche Sitz dieses Reichs, empfing den Regenten mit dem lebhaftesten Jubel. Die Hoffnung der Einwohner, er werde diese Stadt zum Mittelpunkt der Regierung und zu seiner Residenz erwählen, ging nicht in Erfüllung. Nach einem kurzen Aufenthalte verließ der Prinz Bahia und begab sich nach Rio de Janeiro, wo er mit der ganzen Königlichen Familie und einem großen Gefolge den 22sten Januar 1808 ankam. In diesem vielleicht zufälligen Umstande liegt der Keim einer gefährlichen Rivalität zwischen dem Norden und Süden von Brasilien, der sich in der Folge der Zeit vielfach ausgesprochen und mehr als einmal zu blutigen Unruhen Veranlassung gegeben hat. Die Vortheile, welche es einer Stadt gewährt, der Mittelpunkt der Geschäfte und der Sitz eines Hofes zu seyn, sind so in die Augen springend, daß die Vereitelung einer solchen Hoffnung selbst die beste Stimmung des Volks verderben muß. Dazu kommt noch, daß bei der ungeheuren Ausdehnung dieses Landes es auch für die Provinzen nicht gleichgültig seyn kann, wo der Sitz der Regierung

ist. Die Verbindung mit dem Mutterlande war für den Norden von Brasilien fast leichter, schneller und sicherer als mit der neuen Hauptstadt. Grund genug zu einer Unzufriedenheit, welche durch spätere Ereignisse anderer Art noch mehr genährt wurde.

Rio de Janeiro wurde also der Mittelpunkt der Regierung. Die Tribunäle und Verwaltungsbehörden, die sich früher in Lissabon mit den Angelegenheiten der Colonie Brasilien beschäftigt hatten, traten in der neuen Hauptstadt wieder in Kraft. Ein wesentlicher Unterschied, der in der Natur der Sache begründet war, wurde aber wenig berücksichtigt. Brasilien war seit dem Augenblicke, daß der Regent es betreten hatte, keine Colonie mehr; der geborne Brasilier hatte rechtliche Ansprüche auf Theilnahme an der Regierung und Verwaltung seines emancipirten Vaterlandes. Eine überwiegende Hofpartei und ein Heer alter Beamten, die dem Regenten gefolgt waren, schloß ihn aber von dieser billigen Theilnahme aus. Die Geschäfte gingen im gewohnten Schlendrian fort. Als späterhin das Mutterland von den Franzosen verlassen wurde, bildeten sich in Lissabon die alten Tribunäle wieder; ihren Einfluß auf Brasilien hatten sie verloren; jedes Land hatte von einander unabhängige Central-Behörden.

Die Engländer gewannen bei diesen Veränderungen am mehrsten. Der Handel von Brasilien, durch strenge Zollgesetze beschränkt, kam fast ganz in ihre Hände, weil sie durch diese begünstigt wurden. Statt 25 pCt. vom

Werthe aller eingeführten Waaren bezahlten sie nur 15. Uebrigens wurden fast alle Monopole beibehalten und der Zwischenhandel im Innern nach wie vor durch die widersinnigsten Zollgesetze erschwert.

Dies und andere Mißbräuche machten die neue Regierung nicht beliebt. Freilich gewann die Hauptstadt unendlich, und dort fühlte man am wenigsten, daß ein großer Theil der Hoffnungen, welche die Ankunft des Regenten im Lande erregt hatte, nicht in Erfüllung gingen. Indessen zeigten sich auch hier Reibungen, die bald jedes gute Vernehmen zwischen den europäischen Portugiesen und den gebornen Brasiliern vernichteten. Es giebt Elemente in der bürgerlichen Gesellschaft, die sich ewig bekämpfen; hier waren es Adelstolz und Geldstolz. Dazu kam, daß die Mängel der Regierung einer schärfern Critik ausgesetzt waren, als zu der Zeit, wo weite Entfernung sie den Blicken des Publikums entzogen und daß überhaupt die Intelligenz des Volks reißende Fortschritte gemacht hatte. Die Portugiesen erhoben ihr Vaterland über Alles und die Brasilier ließen sie nicht selten fühlen, daß sie es wären, die ihnen ein neues gegeben, und statt dankbarer Brüder habsüchtige Harpyen aufgenommen hätten. Der Regent, von höfischen Schmeichlern umgeben, kannte die Lage des Reichs nicht; seiner natürlichen Gutmüthigkeit folgend, glaubte er durch Gnadenbezeugungen, die er Einzelnen spendete, das Glück seiner Völker zu begründen; seine Gemahlinn intriguirte nach gewohnter Weise und verwickelte Brasilien

in einen eben so unnützen als kostspieligen Krieg mit den spanischen Besitzungen am La Plata, indem sie behauptete, ihr gebühre die Regentschaft von Spanien diesseit und jenseit des Meers, weil ihre Brüder sich im Zustande der Gefangenschaft befänden. Im Sinne der Politik mochte sie Recht haben; indessen war es unklug gehandelt, ohne Parthei in den insurgirten spanischen Colonien Ansprüche geltend zu machen, die um so gehässiger erschienen, als National-Eifersucht mit in's Spiel kam. Auch beschränkte sich dieser Krieg nur auf die sogenannte Banda Oriental, wo Artigas an der Spitze seiner Guachen mit abwechselndem Glücke bald gegen die Generale der Republik Buenos-Ayres, bald gegen die Königlichen Truppen focht. Der zweifelhafte Besitz von Montevideo ist die einzige Frucht eines Kampfes gewesen, der Brasilien viel Menschen und Geld gekostet hat.

Der Tod der geisteskranken Königinn, Dona Maria, war von keinem Einfluß. Brasilien besaß jetzt einen König, wie es vorher einen Prinz Regenten besessen hatte; der Name war verändert, die Persönlichkeit Joaõ VI. war dieselbe geblieben. Der Titel eines Königreichs, den man dem Lande 1815 gab, war eben so wenig von wichtigen Folgen. Der Glanz des Hofes wurde vermehrt, Rio de Janeiro erhob sich mit reißender Schnelligkeit zu einer prachtvollen Residenz, — das System der Regierung und die Mängel in der Verwaltung blieben dieselben; die Provinzen waren unzufrieden; im Norden regte sich ein republikanischer Geist, durch das Bei-

spiel der benachbarten Freistaaten angeregt; die europäischen Portugiesen benutzten ihn, um dem Könige den Aufenthalt in Brasilien zu verleiden, indem sie sich mit der unsinnigen Hoffnung schmeichelten, dieselben Verhältnisse, welche früher zwischen dem Mutterlande und der Colonie bestanden hatten, unmerklich wieder hergestellt zu sehen, sobald der König Brasilien verlassen und Lissabon wieder zum Sitz der Regierung für beide Reiche gemacht haben würde. Sie ahneten nicht, daß von Europa aus der Impuls kommen würde, wodurch ihre Wünsche erfüllt werden sollten.

Ein Aufstand, der 1816 in Pernambuco ausbrach, war ganz dazu geeignet, dem König über die gefährliche Lage seines überseeischen Reichs die Augen zu öffnen, und der Graf von Arcos, Gouverneur von Bahia, gerade der Mann, der am wenigsten die Persönlichkeit des Monarchen berücksichtigte, um ihn über die eigentlichen Motive dieser Revolution zu täuschen. Martinez, ein republikanischer Schwärmer, verstand die Kunst, Menschen zu exaltiren, bis zu dem Grade, daß selbst die Geistlichkeit für seine gefährlichen Pläne empfänglich wurde. An der Spitze einer neuen Regierung taugte er zu nichts. Während man in Pernambuco über einen Verfahrungs-Entwurf deliberirte und die verschiedenen Constitutionen von Europa theoretisch erwog, handelte Graf Arcos. Eine Armee marschirte zu Lande gegen die Stadt; eine Flotte blokirte den Recif (so wird der Hafen von Pernambuco genannt); Martinez wurde am 13ten Mai 1817 geschla-

gen, bei Serinhaõ gefangen und einige Tage darauf erschossen; mit ihm verschiedene Geistliche, welche Theil an der Revolution genommen hatten. Die Stadt ergab sich. Viele der angesehnsten Einwohner waren compromittirt und büßten in den Gefängnissen von Rio de Janeiro für ihr unkluges Unternehmen und einen kurzen Traum von republikanischer Freiheit. Im Jahre 1825 war der Proceß mehrerer dieser Unglücklichen noch nicht beendigt, welches als Beweis dienen mag, wie langsam der Gang der Justiz in Brasilien ist. Außerdem enthält diese Geschichte noch eine große Lehre für solche Menschen, die zu politischen Umwälzungen geneigt sind, nämlich die: daß eine sogenannte Constitution nicht die Hauptsache zur Befestigung einer neuen Regierung gegen äußere Angriffe ist, sondern eine Armee. Eine solche zu organisiren hatte Martinez vernachlässigt und deshalb unterlag er, und mit ihm die neue Republik, fast ohne Widerstand. Er und seine Unglücksgefährten starben mit ausgezeichnetem Muthe.

Anfangs schien es, als ob die Regierung einigen Nutzen aus diesem unerwarteten Ereignisse gezogen hätte. Der König berief den Grafen von Arcos, ehemaligen Vicekönig von Brasilien, als Minister nach Rio de Janeiro, und man hoffte von seiner Klugheit und Festigkeit die Abstellung vieler Mißbräuche, welche sich mehr als je in die Verwaltung des Landes eingeschlichen hatten. Der innere Verkehr unter den verschiedenen Provinzen lag fast ganz darnieder; die Einkünfte des Staats

verringerten sich, während einzelne Individuen Schätze auf Schätze häuften; die Käuflichkeit der Gerichte überstieg alle Begriffe. Ein unglücklicher Krieg mit den spanischen Insurgenten schwächte die Finanzen, ohne zu einem erwünschten Resultate zu führen; Armee und Flotte befanden sich in dem erbärmlichsten Zustande. Der Graf dos Arcos brachte eine General-Reform in Vorschlag, aber eine starke Opposition, durch den Hof gebildet, machte es ihm unmöglich, sie durchzusetzen. Der König fühlte sich durch seine rücksichtslose Aufrichtigkeit verletzt; häuslicher Kummer reizte seine Empfindlichkeit noch mehr, — da trafen Nachrichten aus Lissabon ein, die, unerwartet wie sie kamen, ganz dazu geeignet waren, ihn aus seinem Königlichen Gleichgewichte zu bringen.

Die Revolution von Cadix hatte Spanien eine Constitution gegeben; das Beispiel dieses Landes war nicht ohne Einfluß auf den Nachbarstaat geblieben. Es schien, als solle Byron's prophetischer Vers erfüllt werden:

If Spain es free, it frees more than itself!

Am 5ten September 1820 überbrachte die Brigantine Providencia die officielle Anzeige von der Revolution in Porto. Die Einwohner von Rio, durch die letzten Ereignisse auf wichtige Veränderungen vorbereitet, nahmen diese Nachricht mit lebhafter Freude auf; der Hof war in der größten Bestürzung. Im Staatsrathe sprach Graf Arcos für die Annahme des constitutionellen Systems; der Minister Villa nova de Portugal dagegen. Man rechnete viel auf die Ankunft des Lord Beresford im

Tagus. Eitle Hoffnung! als ob ein General durch seine Gegenwart eine Revolution dämpfen könnte, deren Haupthebel die Armee selbst war, welche er commandiren sollte. Indessen hütete man sich wohl, entscheidende Schritte zu thun. Die Einberufung der Cortes ohne Königliche Sanction wurde freilich für ungesetzlich erklärt; aber demohnerachtet versprach der König in Person nach Europa zu kommen oder einen seiner Prinzen zu schicken, und wies die Beschwerden der Nation, so wie ihren Wunsch nach einer constitutionellen Verfassung, nicht von der Hand.

In Bahia wurde die portugiesische Constitution am 10ten Februar 1821 proclamirt, und zwar hier, wie im Mutterlande, durch das Militair. Der Graf de Palma, Gouverneur der Provinz, wurde in seinem eigenen Pallaste verhaftet und nach Rio geschickt; eine Junta bildete sich, ohne daß man Verhaftungs-Befehle aus der Hauptstadt erwartete. In Para waren es auch portugiesische Truppen, welche am Neujahrstagsmorgen die Constitution proclamirten. Pernambuco befand sich in einer gefährlichen Gährung. Die grausame Strenge des Generals Luiz de Rego gegen eine Bande sogenannter Sebastianisten, und viele Verhaftungen, die er in der Stadt vornehmen ließ, um eine angebliche Revolution zu unterdrücken, machten das Volk nur geneigter, sich für eine constitutionelle Regierung zu erklären. Jedoch blieben die Truppen dem Könige treu.

Während die Bewohner der Hauptstadt ungeduldig

einer bestimmten Erklärung des Königs entgegen sahen, beschäftigte ein anderes Ereigniß höchst sonderbarer Natur das Publikum und gab zu den mannichfachsten Gerüchten Veranlassung. Die Gemahlinn eines angesehenen Kaufmanns, Manoel Carneiro Leaco, auf der Catete wohnhaft, wurde bei ihrer Rückkehr aus dem Theater vor der Thür ihres Hauses ermordet. Der Thäter wurde ergriffen. Man behauptete im Publikum, er sey von einer anderen hohen Person zu diesem Morde gedungen, ja, man machte diese Person öffentlich namhaft, ohne daß die Regierung ernstliche Maßregeln ergriff, Gerüchten zu steuern, wodurch die Königliche Familie selbst compromittirt wurde. Die Königinn wohnte zu dieser Zeit gewöhnlich, von ihrem Gemahle getrennt, auf der Catete, und vielleicht gab der zufällige Umstand, daß sie eine nahe Nachbarinn der Ermordeten war, zu einem Gerede Veranlassung, wovon man nicht behaupten kann, ob demselben Wahrheit oder Erdichtung zum Grunde lag.

Mittlerweile dauerte in Rio de Janeiro der Zustand der Ungewißheit fort. Der König, dem von allen Seiten die dringendsten, aber auch die widersprechendsten Vorstellungen gemacht wurden, kam zu keinem festen Entschlusse. Der Graf dos Arcos rieth ihm wiederholt, der Stimme des Volks Gehör zu geben, und freiwillig eine Constitution zu proclamiren, die ihm in wenig Tagen aufgedrungen werden möchte. Denn schon bemerkte man unter den Truppen verdächtige Bewegungen und hatte die sichersten Beweise, daß sie entschlossen seyen, dem

Bei-

Beispiele ihrer europäischen Kameraden in Porto und Lissabon zu folgen. In der Stadt trug man sich mit den seltsamsten Gerüchten. Bald sagte man, der König beabsichtige, sich heimlich zu entfernen; bald, der Kronprinz werde nach Portugal geschickt werden. Da langte der Graf Palma von Bahia in der Hauptstadt an. Durch ihn erfuhr der König die Vorfälle im Norden von Brasilien. Diese, wie die Stimmung des Volks und der Truppen, die sich laut genug aussprach, waren nicht vermögend, den Monarchen zu einem entscheidenden Schritte zu bewegen. Statt zu handeln, hielt er täglich Betstunden.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem politischen Treiben der Hauptstadt von Brasilien ist, daß man die beabsichtigten Schritte der Parteien sowohl, als der Regierung, lange vorher im Publico weiß, ehe sie wirklich in Ausführung gebracht werden. So wußte man, daß mehrere Officiere und einige der angesehensten Einwohner der Stadt sich täglich auf einem Schiffe im Hafen vereinigten, um über die Maßregeln zu berathschlagen, welche ergriffen werden müßten, um den König zur Annahme der Constitution zu bewegen. Deshalb kam es nicht unerwartet, als sich am 26sten Februar die Truppen bei Tagesanbruch auf dem Theaterplatze, wo gewöhnlich die Paraden der Wachen statt finden, versammelten, die Zugänge des Platzes mit Geschütz besetzten und eine drohende Stellung annahmen. Der König befand sich mit seiner Familie in San Christovaõ. Der

Augenblick war gekommen, wo er dem Verlangen des Volks nachgeben mußte; die Annahme der portugiesischen Constitution wurde im Staatsrathe beschlossen und der Kronprinz zur Stadt geschickt, um den versammelten Truppen den Entschluß des Monarchen mitzutheilen.

Dom Pedro, ein jugendlicher Held, mehr Brasilier als europäischer Portugiese, betrat in diesem kritischen Augenblicke zum Erstenmale die Bühne der politischen Welt. Von Natur kraftvoll gebildet und früh an ein tropisches Clima gewöhnt, hatte er seine Jugend unter ritterlichen Uebungen in großer Freiheit verlebt. Antheil an der Regierung hatte er nie gesucht; auch war es die Hauptsorge eines mißtrauischen Ministeriums gewesen, ihn selbst dann davon fern zu halten, als seine Vermählung mit einer österreichischen Prinzessinn ihm einige Ansprüche auf Theilnahme an der Regierung, oder wenigstens auf eine Stimme im Staatsrathe gab. Seine Popularität hatte ihn beim Volke, sein kriegerischer Anstand bei den Truppen beliebt gemacht. Als er zu Pferde auf dem Platze erschien, wurde er mit dem Rufe: es lebe die Constitution! empfangen. Von dem Balkon des Theaters verlas er im Namen des Königs eine Bewilligungs-Akte der portugiesischen Constitution, die er dann selbst zu Pferde nach San Christovaõ überbrachte, um sie dem Könige zur Unterschrift vorzulegen. Diese erfolgte sogleich, mit ihr die Ernennung eines neuen Ministeriums. Der Prinz beschwor darauf die Constitution im Namen seines Königlichen Vaters unter dem Donner

der Geschütze und dem lauten Jubel der versammelten Menge. Dann erst fuhr der König zur Stadt und beschwor mit Thränen im Auge gleichfalls die Constitution im Regierungspallaste. Am Abend war die Stadt illuminirt; Feuerwerke und öffentliche Festlichkeiten feierten den Triumph des constitutionellen Systems.

So war diese Revolution, wie es schien, unter den günstigsten Auspicien vollendet; aber die Nachwehen folgten bald. Schon das war ein schlimmes Zeichen, daß fast in allen Provinzen das Militair es gewesen war, welches den ersten Impuls zur Annahme der Constitution gegeben hatte. Durch den günstigen Erfolg, den seine Kühnheit gehabt hatte, wurden die Bande der Subordination noch lockerer, und bald glich die portugiesische Armee mehr einer Rotte zügelloser Janitscharen, als einem disciplinirten Europäischen Truppen-Corps. Durch ein Decret vom 7ten März zeigte der König dem Volke seine bevorstehende Abreise an und verfügte über die Wahl der Abgeordneten zu den Cortes der vereinigten Königreiche. Viele Portugiesen machten sich bereit, dem Könige zu folgen. Natürlich hatte dies einen nachtheiligen Einfluß auf den Cours der Staatspapiere; das baare Geld verschwand mit einer Schnelligkeit, welche das Publicum beunruhigte. Auch sprach man von einem Deficit in der Bank von vier Millionen Cruſaden. Um ihren Credit zu heben, wurde sie für eine Nationalbank erklärt und setzte ihre Baarzahlungen regelmäßig fort; für die Provinz war dies von großem Nachtheil; alles gemünzte

Gold und Silber wurde von den Portugiesen fortgeschleppt.

In einer Wahlversammlung, welche auf der Börse gehalten wurde, kam dieser Gegenstand zuerst zur Sprache. Da diese aus den angesehensten Kaufleuten der Stadt bestand, welche die gefahrvolle Lage des öffentlichen Credits zu würdigen wußten, so beschlossen sie, vom Könige die Errichtung einer provisorischen Junta, ein Embargo auf alles portugiesische Eigenthum, und die Annahme der spanischen Constitution zu fordern. Der König willigte in Alles. Als er sich aber vom ersten Schreck erholt hatte, gab er Befehl, die Versammlung mit Gewalt auseinander zu treiben. Ein Jägerbataillon besetzte die engen Straßen, welche nach der Börse führen und feuerte durch die Fenster auf die Versammlung, ohne daß eine Aufforderung an sie ergangen wäre, sich zu trennen; viele wurden getödtet und verwundet. Die Verhandlungen des vorigen Tages wurden durch ein Königliches Decret für null und nichtig erklärt und die portugiesische Constitution aufs neue bestätigt.

Die Soldaten benutzten diese augenscheinliche Schwäche der Regierung, die Stadt mit Furcht und Schrecken zu erfüllen; Raub und Erpressungen beschönigten sie unter dem Vorwande gesetzlicher Verhaftungen. Dieser anarchische Zustand dauerte mehrere Tage und beschleunigte die Abreise des Königs. Am 26sten April segelte der Monarch mit seiner Familie und einem Gefolge von mehreren tausend Personen von Rio ab, nachdem er sei-

nen Sohn, den Kronprinzen Dom Pedro von Alcantara, zum Königlichen Stellvertreter und Prinz Regenten von Brasilien ernannt hatte. Wie man sagt, nahm Sr. Majestät an ungemünztem Gold und Silber und baarem Gelde etwa 60 Millionen Cruſaden mit. Wie viel bedeutender mögen diejenigen Summen geweſen ſeyn, welche durch die ihn begleitenden europäiſchen Beamten dem Lande entzogen wurden.

So war alſo Braſilien ſich ſelbſt überlaſſen. Der Zuſtand des Landes glich dem eines durch Aderlaß geſchwächten Fieberkranken, deſſen häufige Paroxismen eine nahe Criſis erwarten laſſen. Man hatte die portugieſiſche Conſtitution vor ihrer Abfaſſung beſchworen, es war demnach ganz in der Ordnung, daß man ihre von den Cortes in Liſſabon entworfenen Grundlagen beſchwor, ehe ſie angekommen waren. Vergebens ſetzte ſich der Prinz Regent gegen dieſe ſinnloſe Uebereilung; die Truppen drohten; das Miniſterium war uneinig; in den Verſammlungen der Wahlherren herrſchte eine leidenſchaftliche Heftigkeit, die zu keinem Reſultate führte. Um die Gemüther zu beſchwichtigen, willigte der Prinz in das Verlangen der Truppen, ja er ward ſogar genöthigt, eine proviſoriſche Junta zu bilden, welche Theil an der Regierung hatte. Seine Lage wahr ſehr unangenehm. Der Schatz war erſchöpft; die Provinzen ſchickten kein Geld ein; Bahia ſchloß ſich dem Mutterlande an; in Pernambuco regte ſich der alte republikaniſche Geiſt; der Prinz fühlte ſich durch ſeine Umgebung gebunden; ſein Wille

war gut, aber alle Reformen, die er in Ausführung bringen konnte, beschränkten sich auf sein Hauswesen, welches er der strengsten Oeconomie unterwarf. Die Mißbräuche in der Regierung und Verwaltung waren zu tief eingewurzelt, als daß er sie ohne gewaltsame Mittel hätte abstellen können. Die Treue der Truppen war zweifelhaft, auch hatte Erfahrung schon gezeigt, wie gefährlich es sey, sich ihrer zu bedienen; die verschiedenen Factionen kannten weder ihr wahres Interesse, noch ihre eigentlichen Kräfte; das Ministerium war verhaßt, weil es größtentheils aus Portugiesen bestand, die wegen ihrer Anhänglichkeit an die alte Regierung verdächtig waren; der Prinz, dem von allen Seiten die widersprechendsten Vorstellungen gemacht wurden, der bei dem besten Willen die Unmöglichkeit einsah, Ruhe und Ordnung in dieses politische Chaos zu bringen, versank in eine Art von Muthlosigkeit, die ihn fast vermocht hätte, nach Europa zurückzukehren. Die Liebe des Volks, welche er nie verlor, und das Versprechen, welches er seinem Königlichen Vater gegeben hatte, Brasilien unter jeder Bedingung dem Hause Braganza zu erhalten, waren die einzigen Motive, welche ihn im Lande zurückhielten.

Unterdessen führten die Cortes in Lissabon nach der Ankunft des Königs eine ganz andere Sprache, als sie früher gethan hatten, wo man das überseeische Reich schonen zu müssen glaubte, weil man von dort aus eine Reaction befürchtete. Die amerikanischen Deputirten, welche der Zahl nach bei weitem weniger waren, als die

europäischen, wurden überstimmt, ihre additionellen Vorschläge wurden verworfen und endlich sogar beschlossen, die Central-Regierung von Brasilien aufzulösen, und durch einzelne Provinzial-Verwaltungen, denen ähnlich, die in den verschiedenen Provinzen von Portugal existirten, zu ersetzen. Dadurch fand sich der Prinz bewogen, sein Interesse genau mit dem der Nation zu vereinigen, und beide Theile gewannen dadurch, er das wankende Vertrauen des Volks, das Volk einen festen Vereinigungspunkt, der um so mehr Noth that, da der Militair-Despotismus der portugiesischen Soldaten von Tage zu Tage wuchs. Bald sprach man laut davon, Dom Pedro zum Kaiser auszurufen. Der bekannte Vers:

Du wirst einst Peter der Vierte seyn,
Das bringt uns aber den Teufel nichts ein;
Besser für uns, wärst'e
In Rio Kaiser Peter der Erste.

den man an den Thüren des Regierungspallastes angeschlagen fand, erregte in der Hauptstadt eine lebhafte Bewegung. Es fehlte nicht viel, so wurde der voreilige Wunsch des Volks erfüllt, ehe man noch der Zustimmung der Provinzen gewiß war. Alle diese Ereignisse waren nicht vermögend, die portugiesischen Cortes aus ihrer Verblendung zu reißen; sie verließen sich auf die Treue des Militairs, welches sie stark genug glaubten, ihre Beschlüsse selbst gegen den Willen der Nation in Ausfüh-

rung zu bringen. Durch ein Decret, welches den Prinzen zurückrief und die Central-Regierung von Brasilien vernichtete, beschleunigten sie nur die Emancipation des Landes. Die südlichen Provinzen vereinigten sich sofort mit der Hauptstadt; die dringendsten Vorstellungen wurden dem Prinzen, der sich scheinbar zur Abreise rüstete, vom Senat, der Kammer und den Municipal-Verwaltungen von S. Paulo und Villa Rica überreicht, um ihn zum Bleiben zu bewegen. In allen spricht sich mehr oder weniger die Drohung aus, Brasilien werde sich sofort von Portugal losreißen, sobald der Prinz es verlassen werde. Ueberhaupt gab es zu dieser Zeit, selbst in der Hauptstadt, eine starke republikanische Partei; das Beispiel der Pernambucaner, denen es geglückt war, sich der portugiesischen Truppen unter dem General Luiz do Rego zu entledigen, war nicht ohne Wirkung geblieben. Verließ der Prinz Brasilien, so war das letzte Band zerrissen, welches dieses Reich an Portugal knüpfte; die verschiedenen Provinzen würden einzelne Freistaaten gebildet haben. Die Reden der Deputationen, die öffentlichen Blätter und die Stimme des Volks erklärten dies unumwunden. Der Prinz, um das Schlimmste zu verhüten, beschloß zu bleiben. Es ist selbst nicht unwahrscheinlich, daß, indem er anscheinend als Rebell auftrat, er nur die geheimen Instructionen seines Königlichen Vaters erfüllte. War es ihm überdies zu verdenken, daß er sich ein Reich zu erhalten suchte, welches unwiderruflich für Portugal verloren war?

Der Entschluß des Prinzen, welcher dem Senat der Kammer am 22sten Januar 1822 eröffnet wurde, erregte im Publico eine unbeschreibliche Freude. Dieser offenbare Beweis seines Ungehorsams gegen die Beschlüsse der portugiesischen Cortes galt als die sicherste Garantie für die Unabhängigkeit von Brasilien. Vergebens versuchte General Avilez den Entschluß des Prinzen durch Ueberredung und Gewalt wankend zu machen. Sein europäisches Truppen-Corps bildete nur einen kleinen Haufen gegen die ganze bewaffnete Volksmenge von Rio, gegen eine gut organisirte Miliz und die brasilischen Bataillone, welche zur Besatzung der Stadt gehörten. Die Ungleichheit der Streitkräfte war so in die Augen fallend, daß er capitulirte, ehe er sich schlug. Seine Truppen mußten die Hauptstadt verlassen und sich vorläufig nach Praya Grande, jenseit der Hafenbay, begeben, wo Dom Pedro's persönlicher Muth ihren letzten Widerstand besiegte und sie zur Einschiffung zwang. Dem Regenten kostete die Treulosigkeit des Generals Avilez ein großes Opfer; der Prinz, Joaõ Pedro starb auf dem Schoße seiner Kaiserlichen Mutter, welche in dieser kritischen Periode nach S. Cruz floh, da man den Ausbruch der Feindseligkeiten in der Stadt erwartete. Das portugiesische Truppen-Corps segelte am 16ten Februar nach Lissabon ab.

Kurze Zeit nachher erschien eine portugiesische Escadre auf der Barre von Rio de Janeiro, welche einige Bataillone zur Verstärkung des Corps von Avilez unter

dem Befehle des Generals M. Souza an Bord hatte. Der Prinz wies sie zurück, und ergriff zugleich solche energische Maßregeln, daß sie wieder absegelten, ohne einen Landungsversuch zu machen.

Selbst nach diesem offenbaren Act der Widersetzlichkeit gegen die Befehle der Cortes gab der Prinz nicht ganz die Hoffnung verloren, ein gutes Vernehmen mit dem Mutterlande zu erhalten, obgleich das Verhältniß beider Staaten zu einander durch dieses Ereigniß ein ganz anderes geworden war, und die nächsten Folgen davon sich leicht voraus sehen ließen. Dom Pedro, vom Einfluß einer bewaffneten Partei befreiet, die der Revolution den ersten Anstoß gegeben hatte, verlor mit ihr das einzige Gegengewicht gegen die Anmaßungen des Volks, welches, wenn es auch seiner Persönlichkeit ausschweifend huldigte, dennoch ein gewisses Mißtrauen gegen seine politischen Absichten nicht verhehlte, so lange das natürliche Band nicht zerrissen war, welches ihn an Portugals alten Herrscherstamm knüpfte. Für ihn war dieses Band und die Aussicht auf eine doppelte Krone von höherer Bedeutung, als die Eitelkeit und Eigenliebe des Volks, an dessen Spitze er sich durch eine sonderbare Verkettung der Umstände gestellt sah, einräumen wollte. Brasilien, ein unendliches Reich, in jugendlicher Kraft und Schönheit zu einer unermeßlichen Bedeutung emporgestiegen, während Portugals alter Ruhm, mit dem Glanze eines Thrones erblich, der Jahrhunderte hindurch nur in einem künstlichen Colonial-System Nahrung ge-

funden hatte, dieses System für immer vernichtet, beide Reiche von einander getrennt, in die Schalen einer Wagschale gelegt; nach welcher Seite mußte sie sich neigen? Für das Volk war diese Frage längst entschieden. National-Stolz und Freiheits-Sinn, beide um so gewichtiger, weil sie im Erwachen waren, hingen sich an einen Wagebalken, während die Inconsequenz der europäischen Gewaltthaten vieles hemmte oder gar vernichtete, welches der portugiesischen Seite den Ausschlag hätte geben können. Indessen ist es augenscheinlich, daß der Prinz selbst mehr als Einmal schwankte; in einer Vorstellung, welche er seinem Vater über die Entfernung der portugiesischen Truppen machte, sucht er sein eigenes Betragen zu entschuldigen, und entwickelt die Gründe, weshalb es sich dem Willen des Vaters gefügt habe, mit jener Vorsicht, welche den sichersten Beweis gewährt, daß er es mit keiner der beiden Parteien ganz verderben wollte. Von einer Trennung Brasiliens vom Mutterlande ist in diesem Documente noch gar nicht die Rede; als Organ des Volks verlangt er in sehr gemäßigten Ausdrücken Beibehaltung der Central-Regierung im Lande selbst, ohne Beeinträchtigung der Rechte des Königs als Souverain, oder der portugiesischen Cortes als gesetzgebende Macht.

Diese ließen sich indeß durch Nichts aus ihrer Verblendung reißen, ja ihr wahnsinniger Hochmuth ging so weit, daß sie weder die Persönlichkeit der überseeischen Deputirten, noch den National-Sinn des Volks schon-

ten, welches durch sie repräsentirt wurde, bald von gewaltsamen Maßregeln sprachen, um rebellische Unterthanen wieder zum schuldigen Gehorsam zu bringen, bald durch unerwartete Bewilligungen ihre eigene Schwäche beurkundeten, im Allgemeinen aber ein System der Falschheit und der Inconsequenz in Anwendung brachten, wovon die Geschichte der Iberischen Revolutionen leider zahlreiche Beispiele darbietet. Auf sie warf sich der Haß des ganzen brasilischen Volks, und der Prinz benutzte ihn mit vieler Klugheit, um seine eigene Partei oder vielmehr das Interesse seiner Familie zu verstärken. Schon hatten sich die südlichen Provinzen in ihren Repräsentationen „vereinigte Provinzen von Brasilien" genannt; Bahia, obgleich von einem portugiesischen Truppen-Corps besetzt, schloß sich der neuen Regierung an; de facto war die Unabhängigkeits-Erklärung geschehen, selbst der Titel: „immerwährender Vertheidiger von Brasilien" den der Prinz zu dieser Zeit annahm, deutete wenigstens auf die Möglichkeit hin, daß sie angefochten und vertheidigt werden müsse. Das Volk wünschte aus einem sehr richtigen Instincte Krieg, weil es darin das wirksamste Mittel gegen die Intriguen der Cortes und die sicherste Bürgschaft für die eben gewonnene Unabhängigkeit sah. In Bahia kam es zuerst zu blutigen Auftritten. Madeira, von den Cortes zum Oberbefehlshaber (General das Armas) ernannt, schlug die brasilischen Milizen, welche sich seinen Befehlen nicht unterwerfen wollten, mitten in der Stadt, und hauste darin

mit seiner räuberischen Rotte auf eine unmenschliche Weise; weder Kirchen noch Klöster wurden verschont. Von den Cortes in Lissabon wurde sein Betragen gebilligt; ein brudermörderischer Krieg schien unvermeidlich. Selbst der Zusammenhang der inneren Provinzen von Brasilien war gefährdet; Minas Geraes drohte, sich von der Hauptstadt loszureißen und einen eigenen König zu wählen. Nur der Gegenwart Dom Pedro's gelang es, die Revolution zu dämpfen und diese wichtige Provinz dem Lande zu erhalten.

In der Hauptstadt begriff man zuerst, daß nun durch eine allgemeine Versammlung der Repräsentanten sämmtlicher Provinzen die lockeren Bande wieder befestigt werden könnten, welche die verschiedenen Theile des Reichs nothdürftig vereinigten. Der Senat der Kammer sprach in einer Vorstellung vom 20sten May 1822 diesen Wunsch dringend aus. Der Prinz installirte vorläufig einen Staatsrath, bestehend aus den General-Procuratoren der sämmtlichen Provinzen, um mit ihnen über die Lage des Reichs zu berathschlagen, welcher sich aber für incompetent erklärte und gleichfalls die Berufung einer constituirenden Versammlung forderte. Diese wurde demnach vom Prinzen bewilligt; zugleich entwickelte er in einem Manifeste an die Völker seines Reichs, und in einem zweiten an die befreundeten Regierungen und Nationen die Gründe, welche ihn bewogen, den Befehlen der Cortes und seines Königlichen Vaters, den er für den Gefangenen einer revolutionairen Partei erklärte, nicht

Folge zu leisten. In beiden Actenstücken, die sich durch einen außerordentlich brillanten Styl auszeichnen, ist von einer absoluten Trennung Brasiliens vom Mutterlande nie die Rede; die Rechte des Königs werden anerkannt, nur eine besondere National-Repräsentation verlangt und überhaupt alle Beschwerden der Nation nicht sowohl gegen die vollziehende Gewalt (den König) als gegen die Cortes gerichtet, deren eigensüchtiges Betragen mit den stärksten Farben gezeichnet wird. Der Ruf: Einigkeit und Unabhängigkeit, wozu der Prinz seine Völker ermahnt, und die Aufforderung an die nördlichen Provinzen, mit Gewalt die Truppen eines Monarchen zu verjagen, dessen Rechte er nicht bestreitet, klingen freilich etwas sonderbar dazwischen; indessen bietet die Geschichte häufig Beispiele dar, daß eine Partei eine andere vorgeblich befehdet, um die Rechte desjenigen zu vertheidigen, der an ihrer Spitze steht. Der Augenblick war aber nicht fern, wo dieses Blendwerk aufhören sollte. In San Paulo wurde der Prinz bewogen, die Unabhängigkeit von Brasilien öffentlich zu erklären. Mit einer grünen Cocarde und einem goldenen Streif mit der Inschrift: Independencia ou morte (Unabhängigkeit oder Tod) am linken Arm, erschien er den 15ten September zu Rio in der Oper und wurde mit rauschendem Beifall empfangen. Die portugiesische Escadre verschwand. Am 12ten October wurde der Prinz zum constitutionellen Kaiser ausgerufen, am 1sten December mit seiner Gemahlinn feierlich gekrönt. Eine zusammenhängende Kette

von glänzenden Festlichkeiten bezeichnete dieses für Brasilien so wichtige Ereigniß.

Obgleich der Kaiser in einer Proclamation vom 21sten October den portugiesischen Gewalthabern vier Monate zugestanden hatte, um die Verhältnisse beider Reiche auf eine friedliche Weise festzustellen, so zwangen ihn doch die neuesten Beschlüsse der Cortes, welche alle seine Schritte für revolutionair erklärten und ihn sogar mit Ausschließung von der Thronfolge drohten, zu kriegerischen Maßregeln, ehe noch diese Frist abgelaufen war. Schon unter dem 11ten December wurde ein Embargo auf alle portugiesischen oder nach Portugal bestimmten Schiffe gelegt; alles portugiesische Eigenthum wurde sequestrirt, und die Ertheilung von Kaperbriefen verfügt; eine eigentliche Kriegserklärung erfolgte nicht. Die Armee, welche sich in einem bedauerungswürdigen Zustande befand, unzufrieden, weil sie schlecht und unregelmäßig bezahlt wurde, und deshalb zu gefährlichen Umtrieben geneigt, wurde neu organisirt und der Sold der Officiere erhöht. Für seine persönliche Sicherheit errichtete der Kaiser ein Fremden-Corps, welches unter den Befehl eines Franzosen, des Obersten Bellard, gestellt wurde. Auch bewog er den Lord Cochrane, als Admiral in seine Dienste zu treten; eine Menge englischer und amerikanischer Seeofficiere folgten diesem glücklichen Condottiere. In der Armee sowohl als in der Marine erregte beides die größte Unzufriedenheit, und auch das Volk, von einem übermäßigen Freiheitsschwin-

del ergriffen, durch die Agenten einer republikanischen Partei bearbeitet, welche die Presse und die öffentliche Stimmung geschickt zu benutzen wußte, gab sein Mißfallen laut zu erkennen. Der Kaiser glaubte nur durch strenge Maßregeln die ihm übertragene Souverainität sichern zu können. Er griff die Partei der Dämagogen in ihren geheimsten Schlupfwinkeln an, indem er sich zum Großmeister sämmtlicher Freimauer-Logen erklärte und sie bald darauf alle schloß. Zugleich wurden die Redacteure der vorzüglichsten Zeitschriften zur Verantwortung gezogen; einige wurden bestraft, andere entgingen durch die Flucht einer willkührlichen Strenge, die ihre beabsichtigte Wirkung dennoch verfehlte. Die Popularität des Kaisers ging verloren, ja sein Leben kam mehr als Einmal in Gefahr. Hätte er schon damals das System angenommen, welches er nachher befolgte, das System einer liberal geübten Regierung, so würde er klüger gehandelt haben. Es scheint indessen, als ob unter dem Purpurmantel ein eigner Dämon stecke, welcher den, der damit bekleidet ist, unwiderstehlich hinreißt, mit den äußeren Zeichen der höchsten Macht sich auch ihres ganzen Vorrechts zu bedienen. An der Spitze des Ministeriums stand Jose Bonifazio d'Andrade, ein wissenschaftlich gebildeter Brasilier, von den ausgezeichnetsten Talenten. Abwechselnd dem Despotismus dienend und der Freiheit huldigend, kann er als Prototyp südamerikanischer Umtriebler gelten, die fast ohne Ausnahme gelegentlich ein System mit dem anderen vertauscht haben,

in

in der Regel aber jenen feinen Tact zu bewahren wußten, ihre Handlungen immer den Umständen gemäß abzumessen.

Am 3ten May 1823 eröffnete der Kaiser die constituirende General-Versammlung durch eine Rede, welche die obenerwähnten Vorgänge obenhin berührt und mit dem milden Ausdruck: gesetzgebende Maaßregeln, bezeichnet und entschuldigt. Auch der auswärtigen Verhältnisse und des Krieges mit Portugal geschieht nur in kurzen Worten Erwähnung. Seine vorzüglichste Sorgfalt ist darauf gerichtet, die Versammlung auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche aus einem übertriebenen Freiheitsschwindel des Volks und einer demagogischen Tendenz seiner Stellvertreter entspringen. Spätere Ereignisse rechtfertigten die Besorgnisse des Kaisers. Denn schon am 29sten Juli beschloß die Assemblée mit großer Stimmenmehrheit, daß ihre Beschlüsse selbst dann in Kraft treten sollten, wenn auch der Monarch ihnen seine Sanction verweigern würde. Der Zeitpunkt, den der Congreß gewählt hatte, die souveraine Macht zu beschränken, wurde durch zufällige Ereignisse begünstigt. Der Kaiser war durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde in seiner gewohnten, raschen Thätigkeit gehemmt; Bonifazio d'Andrade hatte als Minister resignirt, und wenn gleich seine Entfernung den Anschein hatte, als geschähe sie auf Verlangen der ultra-liberalen Partei, so bewies der Erfolg gerade das Gegentheil, indem er und seine Brüder als Mitglieder des Congresses die Opposition in

dieser Versammlung am eifrigsten verstärkten; der größte Theil der Armee, diejenigen Bataillone, auf deren Treue der Kaiser am mehrsten rechnen konnte, wurden bei der Belagerung von Bahia gebraucht; das neugeworbene Fremden-Corps, schlecht organisirt, und von einem Führer ohne Talent befehligt, erregte den Haß des Volks und der Milizen; ein Theil der Truppen erklärte sich offen für die Beschlüsse der Assemblée und gab dadurch das ansteckende Beispiel einer Aufsätzigkeit, die um so gefährlicher war, je mehr sie im Verlaufe der Revolution der Erfolg begünstigt hatte. Die Bewohner der Hauptstadt wurden durch die öffentlichen Blätter bearbeitet, welche mehr als je eine republikanische Tendenz verriethen. Dagegen versäumte der Kaiser nicht, in seinen Proclamationen gegen die ehrgeizigen Absichten derjenigen Deputirten zu eifern, welche unter der Maske des Liberalismus ihre selbstsüchtigen Pläne zu verbergen und ihr eigenes schwankendes Glück auf den Trümmern des Vaterlandes zu gründen suchten. Die Commission zur Entwerfung der Constitution hatte unterdessen ihre Arbeit vollendet. Diese erschien unter dem Titel: Projeito da Constitucaõ politica para o Imperio do Brasil, und wurde sofort in der gesetzgebenden Versammlung (Assemblea Constituinte e legislativa, diesen Namen gab man der Vereinigung beider Kammern, um den gehässigen der Cortes zu vermeiden) verhandelt. Obgleich der Kaiser sie späterhin verwarf, so ist sie doch im Wesentlichen mit derjenigen übereinstimmend, welche er den 25sten März

1824 beschwor. Es scheint mir überflüssig, mich weiter über ihren Inhalt auszulassen, da sie in vielen europäischen Zeitschriften vollständig abgedruckt ist.

Die glänzenden Siege der Kaiserlichen Truppen in den nördlichen Provinzen, und die Eroberung von Bahia, belebte den Muth des Kaisers von Neuem, und bewog ihn, gegen die demagogische Partei in der Hauptstadt solche Maßregeln zu ergreifen, die seinem Stolze besser zusagten, als das zwecklose Unterhandeln, worauf er sich anfangs, durch die Umstände gezwungen, beschränkt hatte. General Madeira, portugiesischer Befehlshaber in Bahia, schiffte sich Anfangs Juli mit allen Truppen, welche unter seinem Commando standen, ein, und verließ die Stadt nicht ohne bedeutenden Verlust, indem mehrere Schiffe vom Blokadegeschwader des Lord Cochrane beim Auslaufen genommen und als Prisen aufgebracht wurden. Gegen das Ende der Belagerung, welche zu Lande vom General Lima geleitet wurde, befand sich die Stadt in der traurigsten Lage. Viele tausend ihrer Einwohner verließen sie gezwungen oder freiwillig, um der Hungersnoth zu entgehen, welche in ihr herrschte. General Madeira, dessen Streitkräfte sich auf ungefähr 2500 Mann beliefen, während das Corps der Kaiserlichen Generale mehr als doppelt so stark war, sah sich zuletzt auf das engste eingeschlossen; Hülfe von außen war nicht zu erwarten; er beschloß demnach sich einzuschiffen. Mit dem Raube von Bahia beladen, dessen Beschützer und Vertheidiger er sich lange genannt hatte, segelte er nach

Portugal ab. Lord Cochrane begnügte sich, einzelne Transportschiffe zu nehmen, ohne sich auf einen eigentlichen Angriff gegen das portugiesische Kriegsgeschwader einzulassen. Er befolgte hierin sein altes Princip: den Krieg als eine Art von Handelsspeculation zu betreiben, deren höchste Aufgabe ist, mit wenig Gefahr den reichsten Gewinn zu erzielen. Merkwürdig aber ist es, daß die portugiesische Kriegsflotte nicht den Versuch machte, ihn selbst anzugreifen, um so den Transportschiffen einen freien Weg zu bahnen, da sie ungleich stärker war, als das Blokadegeschwader des Lord Cochrane. Maranhaõ und Para, wo sich schwache portugiesische Besatzungen befanden, wurden bald nachher ohne Blutvergießen genommen. Als Belohnung für seine Dienste wurde Lord Cochrane zum Marquis von Maranhaõ ernannt.

Bis auf Pernambuco, welches fortdauernd eine republikanische Verfassung bewahrte, waren demnach alle nördlichen Provinzen dem Kaiserlichen Scepter unterworfen. In der Hauptstadt nahm dagegen die Gährung immer mehr zu. Die liberale Partei im Congreß, wie sie sich selbst nannte, während sie in den Proclamationen der Regierung mit dem gehässigen Namen: Demagogen, bezeichnet wurde, suchte die Kaiserliche Macht so viel als möglich zu beschränken; ein Theil der Truppen war bestochen; das Volk wurde durch das beunruhigende Gerücht in Bewegung gesetzt, als unterhandle man von Seiten des Hofes mit dem Mutterlande; durch die Ankunft des Grafen do Rio Mayor erhielt dies einige

Wahrscheinlichkeit. Indessen benahm sich der Kaiser bei dieser Gelegenheit sehr klug. Um die Stimmung des Volks wieder zu gewinnen, verweigerte er jede Communication, sowohl mit dem oben erwähnten Unterhändler seines Königlichen Vaters, als auch mit dem General Luiz Oliveiro Pinto, welcher in gleicher Eigenschaft über Bahia nach Rio de Janeiro gekommen war, da beide die Unabhängigkeit von Brasilien nicht als Grundlage ihrer Unterhandlungen anzuerkennen befugt waren. Die Commissarien erklärten sich im Sinne ihres Königlichen Herrn, und schienen selbst zu glauben, daß ein großer Theil der Hindernisse, die einer Vereinigung der beiden Reiche entgegenständen, durch die Vernichtung der portugiesischen Cortes beseitigt sey. Eine solche Schlußfolge fand begreiflich unter den damaligen Verhältnissen wenig Beifall. Die portugiesischen Cortes waren den Brasiliern verhaßt gewesen, weil sie das Land in der alten Colonial-Abhängigkeit erhalten wollten; aber eine unumschränkte Regierung war es ihnen noch mehr. Das Ministerium sowohl als die General-Versammlung bestimmten den Kaiser, den Grafen do Rio Mayor sofort nach Portugal zurück zu senden. Ein Schriftwechsel fand nicht statt, ja der Kaiser weigerte sich sogar, die Privatbriefe seines Vaters und anderer Glieder seiner Familie anzunehmen. Der Graf do Rio Mayor kehrte nach Lissabon zurück, ohne daß man ihn einer schriftlichen Antwort würdigte.

Ein unbedeutender Vorfall gab endlich dem Kaiser

Gelegenheit, eine General-Versammlung aufzulösen, deren Majorität nicht geneigt war, sich seinem Willen zu fügen. Ein auf der Ruadireita wohnender Apotheker wurde in seinem eigenen Hause von mehreren Officieren der Armee überfallen und gemißhandelt. Nach der Constitution ist eine solche Verletzung der persönlichen Sicherheit ein Verbrechen, welches die schärfste Ahndung nach sich zieht. Da aber weder die Polizei sich in diese Sache mischen, noch die Militair-Behörden die Klage des Apothekers berücksichtigen wollten, so wandte er sich an die General-Versammlung. Sie beschloß, nach lebhaften Debatten über ihre Competenz, auf den Antrag des Deputirten Antonio Carlos de Andrade: daß die Angeklagten, im Fall sie vor den ordentlichen Gerichten ihres Verbrechens überwiesen werden würden, aus dem Reiche zu verbannen seyen. Der Kaiser befand sich während dieser stürmischen Verhandlung, an welcher das Volk auf den Gallerien den größten Antheil nahm, in der Stadt, wo er im Pallast die Resignationen seiner sämmtlichen Minister empfing. Dieses unerwartete Ereigniß und die Volksbewegungen in der Nähe des Pallastes selbst bestimmten den Monarchen gegen Abend nach S. Christovaõ zurück zu kehren, wo er diejenigen Truppen, auf deren Treue er rechnen zu können glaubte, um sich versammelte. Einige Tage nachher, den 12ten November, verlangte der Kaiser, nachdem er die Truppen gemustert und sich ihrer Stimmung versichert hatte, durch eine eigene Botschaft die Ausstoßung einer großen Anzahl de-

magogischer Deputirten aus der General-Versammlung. Diese erließ dagegen ein Decret, welches die Entfernung der fremden Truppen bis auf 10 Stunden von der Hauptstadt befahl und erklärte die Sitzung für permanent. Vergebens versuchte der Kaiser durch wiederholte Botschaften seines neuen Ministeriums die Versammlung zu bewegen, sich in seinen Willen zu fügen und sich freiwillig aufzulösen. Die Gemüther waren zu aufgeregt, um den Gründen der Klugheit Gehör zu geben; wahrscheinlich rechnete die Versammlung auch auf eine thätige Mitwirkung des Volks in dem Falle, daß der Kaiser gewaltsame Maßregeln ergreifen würde. Darin irrte sie aber. Denn als dieser gegen 2 Uhr mit etwa 500 Mann in die Stadt rückte, fand er nicht den geringsten Widerstand. Die Versammlung wurde durch ein Decret aufgelöst, welches ein Adjudant des Kaisers dem Präsidenten zustellte. Die Gebrüder Andrade und verschiedene andere Deputirte wurden verhaftet. Die Stadt ward drei Tage hintereinander illuminirt.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit eine Parallele zwischen dem würdevollen Betragen dieser Versammlung und derjenigen zu ziehen, welche, im Mutterlande durch eine ähnliche Catastrophe bedroht, sich in einer solchen Erbärmlichkeit darstellte, daß die Geschichte kein ähnliches Beispiel von feiger Zweideutigkeit bewahrt. In Rio de Janeiro behauptete die constituirende Versammlung bis zum Augenblicke ihrer gewaltsamen Auflösung das gefährliche Recht der freien Berathung, in-

dem sie über die wichtigsten Angelegenheiten discutirte. Die Deputirten sprachen eben so rücksichtslos als sie früher gethan hatten, obgleich ihnen die drohende Gefahr nicht unbekannt seyn konnte und sie von der Heftigkeit des Monarchen Alles zu befürchten hatten. Als das Decret des Kaisers, welches ihre Auflösung verfügte, der Versammlung eröffnet war, befahl der Präsident die gewöhnliche Abschrift desselben in die Register; zugleich wurde auf seinen Antrag eine feierliche Protestation gegen dieses willkührliche und gesetzwidrige Verfahren aufgenommen, so dringend auch Zeit und Umstände eine schleunige Entfernung anriethen. Dann erst erklärte sich die Versammlung für geschlossen, und jeder suchte sich so gut als möglich der Ungnade des Kaisers zu entziehen. Als sich im Frühjahr 1827 die apostolische Armee Lissabon näherte, beschäftigten sich die Cortes mit den erbärmlichsten Kleinigkeiten, über das Costüm, die Ordnung des Sitzens u. s. w.; jeder hütete sich mit feiger Aengstlichkeit, einen Blick auf politische Interessen zu werfen, die in Gefahr waren, binnen wenig Tagen über den Haufen geworfen zu werden. Das Bestreben der Versammlung, sich eine Hinterthür offen zu halten, spricht sich in allen Verhandlungen dieser Zeit deutlich genug aus. Englische Bajonette haben die Constitution eine Zeit lang aufrecht erhalten. Sie ist gefallen, wie ihr fremder Schutz fehlte. Wie konnte man diejenige Energie, welche erforderlich ist, ihre Grundsätze sowohl gegen den Willen des Regenten als des Volks zu vertheidigen,

denen man sie aufdringen wollte, von den Mitgliedern einer Versammlung erwarten, deren Feigheit und Schwäche sich schon so offenkundig gezeigt hatte? In Brasilien ist das ganz anders. Dort ist die Constitution aus dem Geiste des Volks hervorgegangen. Deshalb wird sie sich halten, so lange nicht andere Ereignisse ein anderes System herbeiführen werden.

Dom Pedro, der gewiß mehr als irgend ein europäischer Monarch von jener Neigung zum Selbstherrschen beseelt ist, die so unwiderstehlich ist, daß ihr die Fürsten aller Zeiten und aller Nationen sehr oft die Ruhe ihres Lebens, allen Lebensgenuß, ja ihr Leben selbst zum Opfer gebracht haben, begriff demohnerachtet, daß sein Thron, auf eine constitutionelle Basis gegründet, dieser Stütze nicht entbehren könne. Die erste Versammlung war aufgelöst, ohne ihren Zweck erfüllt zu haben; der Entwurf einer Constitution war das Einzige, was sie als Spur ihres Daseyns hinterlassen hatte. Ihre Elemente zerstreuten sich nach allen Theilen des unermeßlichen Reichs, und es war zu befürchten, daß derselbe Geist der Aufsätzigkeit, den sie vereinigt gezeigt hatten, in den Provinzen einen fruchtbaren Boden finden möchte, worin er zu Anarchie und blutigem Bürgerkrieg emporwachsen werde. Der Kaiser berief demnach sofort eine neue National-Versammlung, um ihr die von ihm modificirte Verfassung vorzulegen. Da diese aber nur theilweise zusammentrat, indem wegen der Kürze der Zeit die entfernteren Provinzen ihre Deputirten nicht zur Haupt-

stadt schicken konnten, so wurden in allen Städten des Reichs die Register eröffnet und über die Annahme der Constitution abgestimmt. Die Mehrheit war in der Hauptstadt entschieden für sie; dagegen waren in den meisten Provinzen die Stimmen sehr getheilt. Der Kaiser zauderte noch eine Zeit lang, um wenigstens den Schein für sich zu haben, als berücksichtige er die Wünsche und Bedürfnisse sämmtlicher Provinzen. Die Constitution war unter dem 11ten December 1823 dem Senat der Kammer von Rio de Janeiro vorgelegt, von den Ministern und dem Staatsrathe unterzeichnet. Den 25sten März 1824 wurde sie vom Kaiser feierlich beschworen.

Pernambuco war jetzt die einzige Provinz, welche die Autorität des Kaisers nicht anerkannte. Carvalho, ein geborner Brasilier, benutzte den alten republikanischen Geist dieser Stadt, um sich an die Spitze einer Insurrection zu stellen, welche die Absicht hatte, eine Föderativ-Verfassung für den Norden von Brasilien ins Daseyn zu rufen. Von der Kaiserlichen Regierung bedroht, beschloß er, die Unabhängigkeit der Provinz mit den Waffen zu vertheidigen. Die natürliche Lage der Stadt, welche von der Seeseite durch ein Felsenriff (das sogenannte Recife) gegen jeden Angriff zu Wasser geschützt wird, und deren Festungswerke sich in einem sehr guten Zustande befanden, machte sie fast unüberwindlich. Demohnerachtet widerstand sie den vereinigten Angriffen des Generals Lima, welcher mit etwa 2000 Mann die Be-

lagerung zu Lande leitete, während der Marquis von Maranhaõ den Hafen blokirte, nicht lange. Carvalho's Truppen waren schlecht disciplinirt; ein großer Theil der Einwohner hatte sich geflüchtet; der republikanische Geist verlor sich, je näher die Gefahr kam; nach einem kurzen Bombardement ergab sich die Stadt. Carvalho flüchtete an Bord eines englischen Schiffes; General Ferreira zog mit einem Theile der Besatzung ins Innere des Landes; andere Häupter der Insurrection wurden gefangen, nach Rio de Janeiro geführt, und dort hingerichtet. Lima blieb als Civil- und Militair-Gouverneur in Pernambuco.

Um diese Zeit erfüllte ein Ereigniß anderer Art die Gemüther mit Abscheu und Schrecken, obgleich es glücklicherweise ohne weitere Folgen blieb. Der General Filisberto Caldeira (Bruder des Marquis von Barbacena) Gouverneur von Bahia, wurde von seinen eigenen Truppen ermordet. Ein Bataillon der Besatzung, gewöhnlich die Paraquiten genannt, berüchtigt durch seine Raubsucht und Indisciplin, erhielt Befehl nach Rio de Janeiro zurück zu kehren. Statt Folge zu leisten, drangen sie in den Pallast des Gouverneurs, ermordeten den unglücklichen Filisberto, und versuchten es, sich der Stadt zu bemächtigen. Mehr durch Ueberredung als durch Gewalt wurden sie endlich bewogen sich einzuschiffen. Das auffallendste ist, daß späterhin dieses Bataillon weder aufgelöst noch die Mörder bestraft wurden, obgleich man

allgemein behauptete, die Officiere selbst hätten ihre Soldaten zu dieser Schandthat verführt.

Zu Anfang des Jahrs 1825 schien die Kaiserliche Regierung in allen Theilen des unermeßlichen Reichs hinlänglich befestigt. Zwar hielt sich Ferreira noch im Norden von Brasilien, unter der Hand von den großen Grundbesitzern unterstützt, welche, durch das Beispiel der benachbarten Freistaaten angesteckt, eine republikanische Verfassung wünschten. Eine mehrjährige Dürre hatte die nördlichen Provinzen so von allen Subsistenzmitteln entblößt, daß es den Kaiserlichen Truppen unmöglich war, mit Erfolg im Innern des Landes zu operiren. Beide Parteien beschränkten sich auf einen Guerilla-Krieg, wovon die Resultate nicht bekannt wurden. Dagegen nahmen die Unruhen im Süden des Reichs einen ernsthafteren Character an. Montevideo war seit 1817 in den Händen der Portugiesen geblieben. Im Jahre 1823 erklärte der General Lecor (Baron von Laguna) diese Provinz unter dem Namen Cisplatina für einen Bestandtheil des brasilischen Reichs, nachdem sich das Corps des portugiesischen Generals, Alvaro da Costa, welcher anfangs den Versuch machte, Montevideo dem Mutterlande zu erhalten, theilweise aufgelöst hatte. Mochten nun die spanischen Einwohner dieser Provinz eine solche Vereinigung wirklich gewünscht haben, was indessen sehr unwahrscheinlich wird, wenn man den Nationalhaß der beiden Nationen in Erwägung zieht, oder hat, wie sich ein französischer Schriftsteller (Dufey) sehr

naiv ausdrückt, unser Völkerrecht ein so dringendes Bedürfniß nach Rechtsanhalt, daß jede auch im Wesentlichen erzwungene, nur scheinbar freiwillige Anerkennung ein Rechtstitel für die Zukunft wird, um Unterthanenpflichten zu begründen, so wollte doch dieser Grundsatz den Bewohnern der Banda Oriental nicht einleuchten. Montevideo selbst blieb freilich, von einer bedeutenden brasilischen Besatzung im Zaume gehalten, ruhig; die Umgegend aber befand sich fortdauernd in einem Insurrectionszustande, der sehr bald die Kaiserlichen Truppen nöthigte, sich auf die Stadt allein zu beschränken, deren Festungswerke, welche früher vom General Rondeau geschleift waren, wieder hergestellt wurden. Lavaleja stand an der Spitze der Insurgenten. Um Festigkeit zu gewinnen, suchte er sich der Republik Buenos-Ayres anzuschließen, welche freilich anfangs sein Verlangen öffentlich verwarf, während sie ihn fortdauernd in Geheim unterstützte, späterhin aber die Maske fallen ließ, und die Banda Oriental für einen Föderativ-Staat der Argentinischen Republik erklärte.

In der Hauptstadt schien man anfangs von den Unruhen in der cisplatinischen Provinz wenig Notiz zu nehmen. Erst als der brasilische General Fructuoso Ribeiro (im dortigen Curial-Styl, welcher, wie schon früher erwähnt ist, epitheta ornantia liebt, der Verräther genannt) mit etwa 800 Mann der Besatzung von Montevideo zu den Insurgenten überging und Lavaleja mit seinen Guanchen bis vor die Thore der Stadt streifte,

ergriff man ernstliche Maßregeln, diesen Theil des Reichs zu sichern. Einmal angenommen, daß Montevideo ein integrirender Bestandtheil von Brasilien ist, erfordert es die Ehre des Staats und ein eigener Artikel der Constitution, es auf jede mögliche Weise zu erhalten. Von Seiten der Klugheit hingegen betrachtet, wäre es besser gewesen, wenn der Kaiser in dieser Angelegenheit dieselbe Mäßigung beobachtet hätte, welche er späterhin zeigte, als nach der Schlacht von Ayacucho die spanische Provinz Chiquito sich Brasilien anzuschließen wünschte und vom Gouverneur von Mattogrosso schon in Besitz genommen war, eine Handlung, die öffentlich getadelt und vom Kaiser für ungesetzmäßig erklärt wurde. Mit großen Aufopferungen wurden Truppen und Kriegsbedürfnisse nach Montevideo gesandt. Die Spannung mit der Republik Buenos-Ayres wurde immer stärker und führte endlich einen kostspieligen Krieg herbei. Die Kaiserlichen Waffen unterlagen der rohen Tapferkeit und der ungewohnten Kriegsweise der Guanchen. Das Bataillon Imperador wurde bei Coinha das Gallinhas überfallen und fast ganz aufgerieben. Montevideo mußte mit ungeheuren Kosten zur See verproviantirt werden. Die Finanzen des Staats wurden geschwächt und der Krieg führte zu keinem günstigen Resultate.

In diesem kritischen Augenblicke verließ der Marquis von Maranhaõ die Dienste des Kaisers. Er erschien vor der Bay von Rio de Janeiro auf dem Linienschiffe Dom Pedro, und verlangte den augenblicklichen

Verkauf sämmtlicher portugiesischen Prisen, welche im Hafen lagen, um sich und seine Leute bezahlt zu machen. Nachdem einige Tage ohne Erfolg hin und her parlementirt war, begab er sich an Bord der Fregatte Piranga nach Maranhaõ, wo er aus den öffentlichen Cassen 400,000 Cruſaden nahm und damit nach England segelte. Die Piranga kehrte nach Rio de Janeiro zurück; aber alle fremden Officiere hatten das Schiff mit ihrem Admiral verlassen. Für den Kaiser war dieses Ereigniß um so unangenehmer, da der Krieg mit Buenos-Ayres unvermeidlich schien und die Blokade des La Plata schon beschlossen war.

Unterdessen wurden die Verhältnisse mit dem Mutterlande durch Englands Vermittelung regulirt, und die Aussicht auf einen nahen Frieden mochte wohl ein Hauptgrund gewesen seyn, wodurch sich Lord Cochrane bewogen fühlte, die Kaiserlichen Dienste zu verlassen. Mit dem brasilischen Ministerium war er schon seit längerer Zeit über den Fuß gespannt; dies ging so weit, daß er dem Seeminister keine amtliche Mittheilung machte, noch ähnliche von ihm erhielt, sondern nur von der Person des Monarchen direct Befehle empfing und mit ihm allein correspondirte. Sein Betragen läßt sich einigermaßen rechtfertigen. Der Verkauf der portugiesischen Prisen wurde geflissentlich verzögert, da mehrere Mitglieder des Prisengerichts selbst dabei betheiligt waren, oder Verwandte und Freunde hatten, welche sie zu gelinderen Maßregeln stimmten. Das lag in der Natur

der Sache; obgleich beide Reiche mit einander Krieg führten, so waren doch nicht alle Handelsverbindungen abgebrochen und der Verlust traf ebensowohl brasilische Unterthanen als Portugiesen, wenn alles Eigenthum condemnirt wurde, worauf Lord Cochrane Anspruch machte. Alle Hebel wurden daher in Bewegung gesetzt, um ein durchgreifendes Verfahren zu hintertreiben. Bei der Käuflichkeit der Gerichte gelang dies und der edle Lord sah sich in Gefahr, einen großen Theil seiner wohlerworbenen Beute zu verlieren. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er verließ Brasilien, um einen neuen Schauplatz für seine Thaten, oder wenn man lieber will, für seine Speculationen zu suchen. Daß er sich bezahlt machte, so gut es gehen wollte, wer kann ihm das verdenken!

Den 18ten Juli kam Sir Charles Stuart im Hafen von Rio de Janeiro an. Die Unterhandlungen begannen sofort unter persönlicher Mitwirkung des Kaisers zu San Christovaõ. Am 7ten September ward die Unabhängigkeit Brasiliens von Seiten Portugals durch den Englischen Botschafter öffentlich anerkannt. Für die Ratificationen der Tractate ward eine möglichst kurze Frist bestimmt. Die Stadt war einige Tage hindurch erleuchtet.

Dieses wichtige Ereigniß wurde vom Volke mit dem Enthusiasmus aufgenommen, den der Hof erwartete. Nicht allein mißgönnte man dem guten Könige Dom Joaõ VI. den leeren Titel eines Kaisers von Brasilien

silien, welchen er sich vorbehielt; der aufgeklärtere Theil des Publikums fürchtete auch, daß gerade in der wiedererneueten Verbindung mit dem Mutterlande der Keim zu neuen Banden der Knechtschaft verborgen läge. Die Persönlichkeit Dom Pedro's und seine wiedergewonnene Aussicht auf eine doppelte Krone rechtfertigten diese Besorgnisse einigermaßen. Dazu kam noch, daß die gegenseitigen Entschädigungen der Kriegsverluste, welche im Tractat stipulirt waren, augenscheinlich zu Gunsten Portugals ausfallen mußten, und daß England sich für seine Mühe, in dieser Angelegenheit den Vermittler gespielt zu haben, durch große Handelsbewilligungen reichlich bezahlt gemacht hatte. Der Zustand der Finanzen war nicht befriedigend. In einer Handelsstadt, wie Rio de Janeiro, wirkt das Sinken des öffentlichen Credits entscheidend auf die Stimmung des Publikums. Alles baare Geld, welches die Münze lieferte, wurde zur Bezahlung der Truppen im Süden und für Kriegsbedürfnisse verwandt. In der Hauptstadt sah man fast nichts als Papiergeld und Kupfer.

Am Jahrestage der Acclamation (12ten October) versammelte der Kaiser alle Truppen der Garnison auf dem Campo de S. Anna; mit den Milizen mochten ihrer etwa 10,000 Mann seyn. Es war das letzte Mal, daß die Bewohner der Hauptstadt eine so bedeutende Kriegsmacht vereinigt sahen. Denn bald nachher wurde der Kaiser durch wiederholte Unfälle im Süden genöthigt, seine besten Bataillone zur Verstärkung nach Montevideo

zu schicken. An demselben Tage wurden eine Menge neuer Adelspromotionen bekannt gemacht. Gewiß ist es, daß der Kaiser sich dadurch eine Menge Personen verpflichtete und enger an das Interesse der Krone band; indessen ist die Hülfe Weniger gegen Viele immer mißlich, und man kann dreist annehmen, daß er ungleich mehrere der größten Grundbesitzer, welche nicht in den Adelsstand erhoben wurden, beleidigte, als er dem monarchischen System dadurch Anhänger erwarb, daß er der Eitelkeit einiger mit neuen Titeln schmeichelte. Größtentheils waren es Personen aus seiner nächsten Umgebung, welche zu dieser Ehre gelangten; Minister, Generäle und die höheren Hofchargen wurden zu Grafen und Baronen ernannt. Daß übrigens eine solche glänzende Anerkennung ihrer Verdienste nicht immer gegen die Ungnade des Kaisers schützte, zeigte sich wenige Wochen nachher, indem sämmtliche Minister, mit Ausnahme des Kriegs- und See-Ministers, ihre Stellen verloren. Der Marquis von Barbacena, Filisberto Brant, welcher von seiner Mission nach England zurückgekehrt war, und Geld geschafft hatte, wurde zum Finanz-Minister ernannt. Die übrigen sind unbekannte Namen; ihre früheren Verdienste waren es ebenfalls, und während ihrer kurzen ministeriellen Laufbahn fanden sie keine Gelegenheit sich auszuzeichnen. Der Kriegs-Minister, Baron von Lage, ein sehr talentvoller Mann, obgleich man ihm nicht ohne Grund den Vorwurf macht, daß er häufig willkührlich verfährt, erhielt sich fortdauernd in der Gunst des Kaisers.

Beim Volke und der Armee war er auf gleiche Weise gehaßt und gefürchtet.

Eine neue Expedition nach Montevideo wurde vorzüglich deshalb sehr getadelt, weil der Kaiser einige schwache Abtheilungen Milizen dazu mitbestimmte. Da er keine andere Cavallerie disponibel hatte als solche, so sah er sich zu dieser harten Maßregel durch den Drang der Umstände genöthigt. Der Rest bestand größtentheils aus Rekruten, unglücklichen Halbwilden aus den nördlichen Provinzen (Cabocles), die bald dem ungewohnten Clima und den Strapazen des Kriegs unterlagen. Da die Kosten ihrer Ueberfahrt mit Zollzetteln gedeckt wurden, so las man einige Tage darauf an der Thür der Alfandega die Inschrift:

„Hier sammelt man Almosen zu Seelenmessen
„für unsere nach dem Süden geschickten Trup-
„pen!“

ein treffendes Pasquill, dessen Verfasser unbekannt blieb, obgleich die Polizei alles aufbot, um ihn zu entdecken.

Während man eine officielle Kriegs-Erklärung gegen Buenos-Ayres erwartete, erfreute die Kaiserinn ihren Gemahl durch die Geburt eines Prinzen. Glänzende Feste feierten dieses glückliche Ereigniß. Aus der erwarteten Kriegs-Erklärung wurde aber nichts, sondern die Feindseligkeiten mit der Republik begannen ohne weiteres. In Brasilien, wo die Regierung jeden ihrer Schritte mit äußerem Glanze umgiebt, erscheint dies auffallend. Die Müssiggänger der Hauptstadt hatten sich auf eine

prächtige Cavalcade von Herolden und Trompetern gefreuet. Daß diese ausblieb, machte ihnen gewiß eben so viel Kummer, als eine Niederlage zur See oder der Verlust einer Schlacht. Admiral Lobo erhielt das Commando des Blokade-Geschwaders vom La Plata-Strom. Der Baron von Lagana (Lecor) blieb Militair- und Civil-Gouverneur von Montevideo.

Zu dieser Zeit fand eine merkwürdige Verhandlung zwischen dem englischen Gesandten und dem Kaiserlichen Ministerium statt. Sie betraf einen brasilischen Marine-Officier, den Capitain T—r. Dieser hatte früher in der englischen Flotte gedient, war des Unterschleifs beschuldigt und, um der Untersuchung zu entgehen, desertirt. In Brasilien, wo frühere Verhältnisse nicht berücksichtigt werden, fand er ein zweites Vaterland. Unter Lord Cochrane hatte er es bis zum Fregatten-Capitain in der Kaiserlichen Marine gebracht. Seine ausgezeichneten Verdienste, mehr noch seine Verbindung mit einer der ersten Familien des Landes, erwarben ihm die Gnade des Kaisers. Schon bezeichnete man ihn allgemein als Befehlshaber des Blokade-Geschwaders, als von Seiten der englischen Gesandtschaft dem Kaiser die bestimmte Erklärung gemacht wurde, daß jedes englische Kriegsschiff den Befehl erhalten habe, sich der Person des Capitains T—r zu bemächtigen, sobald derselbe den Hafen verließe. Der Kaiser sah sich genöthigt nachzugeben und T—r blieb zu Hause. Um ihn einigermaßen für diese Beschimpfung zu entschädigen, ernannte ihn

Sr. Majestät späterhin zum Commandeur des Ordens vom südlichen Kreuze, indem er zugleich dadurch zu erkennen gab, wie wenig er sich um die Ansichten Englands kümmere. Bei einem Monarchen, welcher geneigter ist, den Eingebungen seiner Laune als einer ängstlichen Politik zu folgen, kann dies nicht auffallend erscheinen. Sittliche Berücksichtigungen haben bei Dom Pedro kein Gewicht.

Zu Anfange des Jahrs 1826 führte der Kaiser seinen längst beschlossenen Plan, die nördlichen Provinzen zu besuchen, aus. Er schiffte sich auf dem Linienschiffe Dom Pedro primeiro ein, dessen Commando der Admiral Farinha erhielt. Die Kaiserinn begleitete ihn auf dieser Reise; in ihrem Gefolge befand sich die Favoritinn des Monarchen, Dona Dimitilia, Gräfinn von Santos, die gleichfalls wenige Tage nach der Niederkunft der Kaiserinn den Kaiser mit einem Sohne beschenkt hatte, welcher den Titel eines Herzogs von San Paulo erhielt, aber bald nach der Geburt starb. Sir Charles Stuart und der General Freemantle schifften sich auf einem Dampfboote ein und folgten dem Kaiser nach der alten Hauptstadt von Brasilien. Ein englisches Kriegsschiff und ein französisches begleiteten die Kaiserliche Escadre, die aus dem Linienschiffe Dom Pedro, einer Fregatte und mehreren kleineren Schiffen bestand, an deren Bord sich das zahlreiche Gefolge des Kaisers und ein Theil der Ehrengarde befand, ein Corps, welches sich durch seine reiche, geschmackvolle Uniform ganz vorzüglich zur näch-

sten Umgebung eines Monarchen eignet, der militairische Pracht liebt, zugleich aber auch die Kosten der Reise bedeutend erhöhte, da jeder Gemeine den Rang eines Rittmeisters hat, und außerhalb der Stadt dieselbe Gage genießt als ein solcher; außerdem der Transport der Pferde eine große Anzahl Schiffe erforderte, die unter den kriegerischen Verhältnissen, worin sich der Staat befand, zu wesentlicheren Zwecken benutzt werden konnten. Unterwegs begab sich der Kaiser mehrere Male an Bord des französischen Kriegsschiffes, das englische besuchte er nicht; der französische Admiral erhielt die Orden des Reichs, der englische nicht, und die öffentlichen Blätter gefielen sich darin, diesen Umstand besonders hervorzuheben, gleichsam als suche der Kaiser in dieser geflissentlichen Vernachlässigung eine Art von Genugthuung gegen die Anmaßungen der englischen Admiralität, denen er als die schwächere Seemacht nachzugeben gezwungen war.

Die Regierungsgeschäfte wurden während der Abwesenheit des Kaisers von einer provisorischen Regentschaft wahrgenommen, welche aus den Ministern, dem Staatsrathe und einigen anderen ausgezeichneten Personen bestand. Präsident derselben war der Marquis von Palma. Sie sowohl als das Publikum der Hauptstadt verhielt sich während der Abwesenheit des Monarchen sehr ruhig. Hin und wieder erlaubte sich nur ein oder das andere liberale Blatt Aeußerungen, welche durch ihre Freisinnigkeit auffielen, weil man sich ihrer seit einiger Zeit entwöhnt hatte. Die Journale der Regierung dagegen wa-

ren voll von den Beschreibungen der Festlichkeiten, welche bei der Ankunft des Kaisers in Bahia statt gefunden hatten, und vom Lobe des guten Geistes, der die nördlichen Provinzen beseele. Auch war es eine der ersten Handlungen des Kaisers nach seiner Rückkehr, daß er den Redacteur des Verdadeiro liberal, Mr. Chappuis, einen gebornen Franzosen, einsperren und ohne weitere Untersuchung nach Europa zurückschaffen ließ. Unter den lächerlichen Beschuldigungen, welche gegen diesen Zeitungsschreiber in servilen Blättern vorgebracht wurden, sind die folgenden wegen ihrer Zusammenstellung merkwürdig:

1) habe sich der Redacteur des Verdadeiro liberal die Aeußerung erlaubt: Sir Charles Stuart thäte besser, sich um seine Geschäfte zu bekümmern, als auf die Schmetterlingsjagd zu gehen;
2) habe er behauptet: es sey ein Beweis der Rohheit und des Aberglaubens der Einwohner von Rio de Janeiro, daß sie alljährlich den armen Judas am Sonnabend vor Ostern in effigie aufhingen, da ihm aller Wahrscheinlichkeit nach Gott längst seine Sünden verziehen habe.

Manchem meiner Leser mögen diese und ähnliche Ereignisse kleinlich erscheinen und nicht des Erzählens werth. Ich mache keine Ansprüche auf den Rang und die Würde eines Geschichtsschreibers; einfach und unparteiisch erzähle ich die Tagesbegenheiten wie ich sie erlebt

habe. Ein vollendetes Bild davon zu entwerfen, ist der Zukunft vorbehalten.

Auch den Bischof von Rio de Janeiro, den würdigen Coutinho, ließ der Kaiser seine Ungnade empfinden, weil er sich geweigert hatte, die Taufe des jungen Herzogs von San Paulo persönlich zu verrichten. Dieser ergriff den gewöhnlichen Ausweg der höheren katholischen Geistlichkeit, verließ die Hauptstadt und begab sich auf eine Zeit lang in seine Diöcese, bis der Unmuth des Kaisers vorüber war. Filisberto Brant wurde einer ähnlichen Ursache wegen aus dem Finanz-Ministerio entfernt. Er sollte die allzugroße Freigebigkeit des Kaisers gegen die Gräfinn von Santos gemißbilligt haben; so erzählte man im Publikum. Ob dies gegründet ist oder nicht, ist schwer zu entscheiden. Genug er verlor seine Stelle als Finanz-Minister und wurde als Befehlshaber der Armee nach dem Süden geschickt.

Der Admiral Lobo wurde durch Pinto Guedes im Commando des Blokade-Geschwaders abgelöst und bei seiner Rückkehr sofort auf die Festung San Joaõ eingesperrt. Man beschuldigte ihn der Bestechung, und das scheinbar mit vielem Grunde, da die Blokade des La Plata-Stroms wirklich sehr nachlässig betrieben wurde. Der Kaiser selbst sagte in seiner scherzhaften Weise von diesem Admiral: Lobo (zu deutsch Wolf) scheert die Schafe, aber er frißt sie nicht. Von Pinto Guedes erwartete man auch nicht viel Gutes. Er war zu alt und zu reich, um ein vorzüglicher Admiral zu seyn.

Von dem wahren Zustande der Angelegenheiten im Süden erfuhr man in der Hauptstadt wenig Zuverlässiges. Waren auch die Zeitungen voll von Siegesnachrichten, so wurden sie nicht selten durch die Schiffe, welche als unbrauchbar zurückkehrten, und durch die Verstärkungen, welche fast täglich nach Montevideo geschickt wurden, Lügen gestraft. Directe Nachrichten kamen nicht an oder wurden auf der Post zurückgehalten; ja es war gefährlich, eine Correspondenz mit Buenos-Ayres zu führen. Mehrere Individuen wurden deshalb verhaftet, das machte andere in ihren Aeußerungen vorsichtig. Vom Kriege wurde wenig gesprochen, aber der Friede allgemein gewünscht. Wie man sagte, hatte England die Vermittelung desselben übernommen, und Lord Ponsonby wurde erwartet, um die desfallsigen Verhandlungen einzuleiten. Als Basis des Friedens sollte Montevideo zum Freihafen unter englischem Schutze erklärt und die Banda Oriental als selbstständige Republik anerkannt werden. Beide Bedingungen sagten weder dem Stolze des Kaisers noch der Nation zu; der Monarch sah in jeder Gebietsschmälerung eine Beeinträchtigung seiner souverainen Rechte; der unterrichtete Theil des Publikums fürchtete mit mehr Grund eine englische Handels-Suprematie auf der südlichen Halbkugel.

So war die Lage des Reichs, als am 24sten April die Nachricht vom Tode des Königs von Portugal in Rio de Janeiro ankam. Einzelne Kanonenschüsse, welche von fünf zu fünf Minuten von den Forts und den

Kriegsschiffen gegeben wurden, verkündigten den Bewohnern der Hauptstadt dieses wichtige Ereigniß. An demselben Tage war eine neue Expedition nach Montevideo abgegangen; sie bestand aus 2 Fregatten, 1 Brigg und 4 Transportschiffen, welche Truppen und Kriegsbedürfnisse an Bord hatten. — Der Tod des Königs regte die Gemüther lebhaft auf. Der Kaiser selbst ließ sich mehrere Tage nicht sehen, was bei seiner Lebensweise und der rastlosen Thätigkeit, die man an ihm gewohnt ist, auffallen mußte. In der Kaiserlichen Kapelle wurden große Vorbereitungen zu einer glänzenden Todtenfeier getroffen. Diese fand auch einige Tage nachher mit der ganzen feierlichen Pracht statt, welche der katholische Cultus bei ähnlichen Gelegenheiten zu entfalten pflegt.

Der Entschluß des Kaisers, die Krone Portugals, die ihm nach dem Rechte der Erstgeburt und der Erbfolge zugefallen war, seiner ältesten Tochter, der Prinzessinn Dona Maria da Gloria, abzutreten, wurde früher im Publikum bekannt, als Dom Pedro selbst sich darüber erklärte (Decret vom 3ten May). Es war dies die natürliche Lösung eines schwierigen Knotens, wodurch, wie es schien, alle Parteien diesseit und jenseit des Meers befriedigt werden würden. Der Herzog von Alafões, welcher als Gesandter der provisorischen Regentschaft an Bord des Linienschiffes Dom Joaõ VI. im Hafen ankam, wurde zwar anfangs mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt; der Zweck seiner Sendung führte indessen bald Differenzen herbei, welche ihm oder vielmehr der

Gesandtschaft, an deren Spitze er stand, die Ungnade des Kaisers zuzogen. Als Verwandter des Kaiserlichen Hauses blieb er freilich fortdauernd in San Christovaõ; aber den Wachen wurde durch einen eigenen Tagesbefehl anbefohlen, keine Honneurs vor ihm zu machen, wie es zuerst geschehen war. An einem Hofe, wo man es mit dem militairischen Ceremoniel sehr genau nimmt, ist das Salutiren der Wachen, das Senken der Fahne, und ähnliche Ehrenbezeugungen, welche bestimmt vorgeschrieben werden, ein sicherer Maßstab für die Gestaltung politischer Verhältnisse. Diplomatische Unterhandlungen können als verfehlt betrachtet werden, wenn sie aufhören, oder gar, wie hier der Fall war, eine geflissentliche Vernachlässigung öffentlich befohlen wird. Die Portugiesische Legation, deren Seele der Erzbischof von Lacedämon war, handelte im Sinne der apostolischen Partei, indem sie die schleunige Rückkehr des Kaisers verlangte. Dom Pedro war nicht geneigt, sich ihrem Willen zu fügen, da er wohl wußte, daß ein solcher Schritt ihn der Krone Brasiliens berauben würde. Durch die Constitution war er gebunden; er durfte Brasilien nicht ohne Einwilligung der General-Versammlung verlassen, und die würde unter den obwaltenden Verhältnissen schwerlich erfolgt seyn, und wäre sie erfolgt, ihm nicht eine Krone gesichert haben, welche ihm mehr galt, als die des Mutterlandes. Indem er sich als den natürlichen Erben von Portugal betrachtete, gründete er darauf das Recht, über dieses Reich nach eigener Willkühr zu verfügen; er schenkte es

seiner Tochter, der Prinzessinn Dona Maria da Gloria, und gab zugleich dem Lande eine Constitution, um dadurch seinen Anordnungen Nachdruck und Haltung zu verschaffen. Der Prinz Dom Miguel wurde zum demnächstigen Gemahl der jungen Königinn bestimmt. Durch diese Verbindung glaubte der Kaiser den Ansprüchen seines Bruders zu begegnen und eine Partei für seine Pläne geneigt zu machen, welche ihre Absicht, die portugiesische Thronfolge zu verändern, schon bei Lebzeiten Dom Joaõ's laut ausgesprochen hatte und nur die Rückkehr des Prinzen nach Lissabon erwartete, um ihn zum Könige auszurufen. Dona Maria da Gloria wurde als Königinn von Portugal dem Hofe und der Nation vorgestellt; das Linienschiff Dom Joaõ VI. sollte nach Livorno segeln, um Dom Miguel nach Brasilien herüberzuführen. Der Kaiser handelte in dieser Angelegenheit ganz den Regeln der Staatsklugheit gemäß; nur Eins berücksichtigte er nicht: den ungeheuren Unterschied, welcher zwischen dem Gemahl einer constitutionellen portugiesischen Königinn und einem absoluten Monarchen dieses Reichs statt findet *). Welchen dieser beiden Titel

*) Der Gemahl einer portugiesischen Königinn hat keinen Theil an der Regierung, und wird erst dann König genannt, wenn er mit der Königinn einen Sohn oder eine Tochter gezeugt hat (Portug. Const. Cap. IV.) Die Brasilische Constitution enthält eine ähnliche Bestimmung. Art. 120.

Dom Miguel vorgezogen hat, haben die Ereignisse der neuesten Zeit gelehrt.

Die gesetzgebende Versammlung sollte constitutionsmäßig den 3ten Mai eröffnet werden; da aber die vorgeschriebene Anzahl der Mitglieder bis zum diesem Zeitpunkte noch nicht eingetroffen war, so fand die Kaiserliche Sitzung erst im Juni statt. Der Kaiser begab sich im höchsten Staat in den Saal der Assemblée, worin sich beide Kammern vereinigt hatten, und hielt vom Throne herab eine Rede, in welcher er der demagogischen Tendenz der letzten Versammlung und ihrer außergewöhnlichen Auflösung kurz erwähnte, mit Bedauren von dem Kriege in Süden und den Aufopferungen sprach, welche er nothwendig mache, dann zu den Finanzen überging, deren Zustand er als befriedigend darstellte, und endlich die Versammlung ermahnte, ihre Geschäfte mit Ordnung und Mäßigkeit zu betreiben. Diese Rede und die Erinnerung an die Ereignisse des Jahrs 1823 hatten dann auch die Wirkung, daß beide Kammern einen Geist der Unterwerfung entwickelten, welcher dem Kaiser gefallen mußte. Nur Einmal sah er sich genöthigt, eine militairische Demonstration zu machen (24sten Aug.), indem er die Truppen der Besatzung 24 Stunden unter den Waffen ließ. Dies hatte auch die erwünschte Wirkung; eine Vorstellung, worin der Kaiser gebeten war, keine Milizen nach den südlichen Provinzen zu schicken, wurde von der Kammer der Deputirten, von welcher sie ausgegangen war, wieder zurückgenommen, und der Monarch

ergriff diese Gelegenheit, in einem Decrete die Assemblé auf Kosten der vorigen zu loben, welche sich freilich bei einer ähnlichen Gelegenheit etwas energischer betragen hatte.

Ich schließe hier den kurzen Abriß einer Revolutionsgeschichte, die in mancher Hinsicht zu merkwürdigen Betrachtungen veranlaßt. Meiner Neigung, Blicke in die Zukunft zu werfen, weiß ich zu widerstehen; deshalb enthalte ich mich bei dieser Gelegenheit, die sogenannte portugiesische Frage aufzunehmen und zu beleuchten, so interessant sie auch ist. Aber eine andere Frage erlaube ich mir, die sich jeder selbst beantworten mag: Würde es nicht für den europäischen Stolz empörend seyn, wenn ein moderner Cazike Eines der ältesten Reiche von Europa wie eine Colonie beherrschen, ja nur den geringsten Einfluß auf ein Land ausüben könnte, welches die Wiege jener Welt-Entdecker war, denen er sein neues Reich verdankt? — Schmach über die alte Welt, wenn es schon jetzt so weit mit ihr gekommen ist!

Deutsches Corps in Brasilien;
Fortsetzung der Geschichte des Verfassers.

Colonisation.

(Schluß.)

Zu Anfange des Jahrs 1823 errichtete der Kaiser zu seiner persönlichen Sicherheit ein Fremden-Corps (Corpo dos Estrangeiros); dieses bestand aus einem Grenadier-Bataillon und wurde unter den Befehl des Obersten Bellard gestellt. Schweizer, aus der Colonie Neu Freyburg (Canto Gallo), bildeten den Stamm desselben; Vagabonden von allen Nationen, verlaufene Matrosen und verunglückte Handwerker schlossen sich ihnen an. Da die Capitulation nur auf drei Jahre lautete, der Sold der Gemeinen beträchtlich war und einzelne Beispiele eines außerordentlichen Avancements dem Ehrgeize Raum ließen, so waren bald einige hundert Mann zusammengebracht. In der Wahl der Officiere war man nicht schwierig; Bellard selbst, ein ehemaliger Sergeant der Pariser National-Garde, verstand vom Dienste nichts, desto besser wußte er als Kaufmann seinen Vortheil

wahrzunehmen. Da er Haupt-Lieferant für das Corps war, so handelte er ganz im Sinne eines solchen. Von den bedeutenden Summen, welche die Ausrüstung desselben kostete, floß der größte Theil in seine Tasche; man kann sich nichts elenderes denken, als die Montirungsstücke und die Armaturen, welche er zu sehr hohen Preisen lieferte. Dem Kaiser gefiel er, weil er ein sehr angenehmes Aeußere hatte; seine Unverschämtheit ersetzte Talent und Erziehung; beides fehlte ihm.

In Brasilien, wo die alten portugiesischen Militair-Benennungen noch im frischen Andenken sind, ist ein Sergento-Mor eine bedeutende Person. Bei den Milizen ist dieser Titel fortdauernd gebräuchlich; er bezeichnet den Chef eines Districts oder einer Brigade. Bellard war, wie gesagt, Sergeant-Major in der Pariser National-Garde gewesen; einer glücklichen Uebersetzung der französischen Benennung verdankte er seine Erhebung zum brasilischen Obersten.

Indessen macht der Schnurrbart nicht allein den Soldaten. Bellard spielte eine hübsche Figur, sein Bataillon eine desto traurigere. Die Soldaten waren schlecht gekleidet, ohne Disciplin, und so wenig geübt, daß sie nicht einmal zu dem leichten Garnisondienst brauchbar waren. Von den Officieren durfte man auch nicht viel erwarten. Major Ith, ein Schweizer, war als Sträfling nach Brasilien gekommen; Thiole hatte viele Jahre als Zuckerbäcker in Rio de Janeiro gelebt; Garoni sich als italienischer Glücksritter unter Castraten und Spielern

lern umhergetrieben; einige Franzosen waren bessere Schuster und Schneider als Officiere. Was konnte unter solchen Führern aus einem Haufen zusammengelaufener Vagabonden werden, wovon ein großer Theil wirklich ganz undienstfähig war, andere durch den Genuß des Branntweins es wurden, und die wenigsten, welche früher gedient hatten, sich zurückgesetzt und chicanirt sahen, und dadurch alle Lust und allen Muth verloren, für die Bildung des Bataillons mitzuwirken. Ein ehemaliger baierscher Officier, Baron von Moillet, hatte viel guten Willen, aber er verließ die Dienste des Kaisers, welcher ihn als Major angestellt hatte, sehr bald wieder, nachdem er vergeblich um eine Gehalts-Zulage gebeten hatte. Unverhohlen erklärte er Sr. Majestät, daß er mit einer so geringen Gage weder dienen wolle noch könne. Er erhielt sofort seinen Abschied; wie man sagt, ist er nach Europa zurückgekehrt.

Das sogenannte Corps der Fremden bestand zu dieser Zeit aus sechs Compagnien; jede hatte selten mehr als 30 dienstfähige Leute. Das Commando wurde in französischer Sprache geführt. Die Gage war anscheinend bedeutend; für jeden Gemeinen wurden täglich 10 Vintems (etwa 10 mgr.) gut gethan, nach allen Abzügen; für die Menage, die kleinen Montirungsstücke u. s. w. erhielt er aber nicht mehr als 2 Vintems baar ausbezahlt. Der Gehalt der Officiere war dem der brasilischen gleich. Ein Subaltern-Officier hatte monatlich 17,000 Reis, ein Capitain 22,000, ein Major 33,000 u.

s. f.; unverhältnißmäßig wenig in einem Lande, wo alle europäischen Bedürfnisse außerordentlich theuer sind. Späterhin wurde die Gage sämmtlicher Grade um 10,000 Reis erhöht. Ein für allemal bemerke ich hier, daß 1000 Reis oder Ein Milreis so viel wie ein spanischer Thaler ist; ungefähr 1 Rthlr. 12 Sgr. Conv. Münze.

Die Uniform war geschmacklos und aus dem schlechtesten Material verfertigt: lange blaue Röcke, nach französischem Schnitt, mit rothem Kragen und rothen Aufschlägen. Die beiden Flügel-Compagnien erhielten Bärenmützen, die übrigen Tschako's. Außerdem wurde eine Interims-Uniform geliefert, die aus einer einfachen blauen Jacke und einer spitzen Polizeimütze bestand, wie die französischen Soldaten sie zu tragen pflegten. Mäntel erhielten die Leute nicht.

Bei der großen Sterblichkeit, eine Folge des unmäßigen Branntweintrinkens, welches unter den Deutschen in Rio de Janeiro herrscht, und bei den häufigen Desertationen, würde es unmöglich gewesen seyn, auch nur Ein Bataillon vollzählig zu machen, wenn nicht zu dieser Zeit die Menschen-Sendungen des Ritters von Schäffer begonnen und dem Kaiser neuen Zuwachs an Soldaten geliefert hätten. Waren diese auch in Hamburg als Colonisten angeworben, so wurden sie demohnerachtet in Rio de Janeiro sofort unters Gewehr gesteckt. Nur diejenigen, welche ihre Ueberfahrt bezahlt hatten, blieben Herren ihrer Person. Aber auch sie pflegten bald die Colonie wieder zu verlassen und sich freiwillig an-

werden zu lassen; in diesem Falle erhielten sie 40,000 Reis vom Gouvernement vergütet, die gewöhnliche Summe, welche damals für die Ueberfahrt bezahlt oder wenigstens vom Ritter von Schäffer in Rechnung gebracht wurde.

Die Officiere, welche mit diesen Transportschiffen ankamen, wurden theilweise in den Graden angestellt, die ihnen in Hamburg von dem Ritter von Schäffer zugesichert waren; andere sahen sich hingegen in ihren Hoffnungen sehr getäuscht, was indessen mehr der unbeschreiblichen Unordnung, welche im Kriegs-Ministerium herrscht, zuzuschreiben ist, als einer absichtlichen Täuschung von Seiten des Herrn von Schäffer. Man hat mir freilich gesagt, daß die Kaiserinn selbst, als ihr von einem Officier Vorstellungen gemacht worden wären, der, ohnerachtet eines schriftlichen Versprechens, sogar unter seinen früheren Rang angestellt war, geantwortet habe: Was soll der Schäffer thun? Er muß wohl dann und wann lügen, wenn er uns Leute verschaffen will! — In der Regel ist es das Ungefähr, welches über die Schicksale dieser Menschen entscheidet. Europäische Papiere, sie mögen gut oder schlecht, falsch oder ächt seyn, werden wenig beachtet; reicht der Besitzer derselben sie im Originale ein, so muß er erwarten, daß er sie nie wiederbekommt; von dem Uebersetzer und der Laune des Kriegs-Ministers hängt es in der Regel ab, welchen Rang in der brasilischen Armee sie ihm verschaffen werden, und da Erstere ohne Ausnahme bestechbar sind, ja

für Geld sogar ganz falsche Documente schmieden, Letzterer dagegen sich kaum die Mühe giebt, sie durchzulesen, so finden manchmal die sonderbarsten Anstellungen statt, wodurch selbst diejenigen überrascht werden, welche durch sie über ihre Wünsche hinaus befördert werden. Ich könnte dies mit Beispielen belegen, aber ich mag keine Menschen cowpromittiren, denen ich ihr Glück von Herzen gönne. Mancher meiner Leser wird gewiß, wenn er die meinem Werke angehängte Armee-Liste aufmerksam durchgeht, hin und wieder einen verabschiedeten Unterofficier oder gar einen Schneidergesellen als Kaiserlich brasilischen Capitain wiederfinden. Ja ich selbst, der ich späterhin Gelegenheit hatte, genau mit allen Verhältnissen bekannt zu werden, der ich das ganze System der Bestechung kenne, welches in Brasilien herrscht, und weiß, auf welche Weise mit Geld dort Alles erreicht werden kann, will mich anheischig machen, Jemanden, der vielleicht Corporal gewesen oder auch gar nicht gedient hat, sofort zum Obersten zu befördern, wenn sein Aeußeres nur nicht anstößig ist und er einige tausend Thaler anlegen kann, um sein Patent damit zu bezahlen. Ist hingegen Jemand einmal in einem bestimmten Grade angestellt, so findet nicht leicht ein Avancement statt; alle Reclamationen, wenn sie auch noch so begründet sind, werden in der Regel unberücksichtigt gelassen.

Die Expedition der Geschäfte in den verschiedenen Ministerien zeichnet sich durch eine Einfachheit aus, welche jeden Europäer überraschen muß. Von sämmtlichen

Eingaben (Recrementos) wird ein Productenbuch geführt; ein ähnliches, welches die darauf erfolgten Verfügungen (Despachos) enthält, liegt zu Jedermanns Ansicht in einem der Säle der betreffenden Behörde offen. Hat man nun ein Gesuch eingegeben, so begiebt man sich einige Zeit darauf ins Ministerium, dem es eingereicht ist, (das des Krieges, der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten befinden sich im Regierungs-Pallaste) und schlägt im Buche seinen Namen nach. Die Decrete sind nach den Vornamen der Personen, worauf sie Bezug haben, alphabetisch geordnet, nicht nach den Familien-Namen; eine Einrichtung, die das Nachschlagen schwierig macht und häufig Verwechselungen verursacht. Findet man ihn, was manchmal ziemlich lange dauert (6 bis 8 Wochen), so erblickt man zugleich einige fast unleserliche Buchstaben daneben, welche die Antwort in Embryo enthalten, nebst dem Datum, unter welchem verfügt ist. Diff. (differido) bedeutet bewilligt; inf. (informar) in weitere Untersuchung genommen; sp. (sperar) man solle warten; esc. (escusado) oder naõ t. lug. (naõ tem lugar) abgeschlagen oder für unstatthaft befunden *).

*) In China findet ein ähnliches kurzes Verfahren statt; es ist sogar möglich, daß die Portugiesen es dort gelernt haben. Wird dem Kaiser von einem der zwölf Tribunäle des himmlischen Reichs ein Erkenntniß zur Bestätigung vorgelegt, so geschieht dies mit den Worten: lu, yum, y. (zu deutsch etwa: von Rechtswe-

Das Decret selbst, wenn überhaupt ein solches existirt, erhält man nicht eher, als bis man die Gebühren dafür bezahlt hat, die, wenn es eine Gnadensache ist, 10 pCt. der bewilligten Summe betragen. Militaria sind sportelfrei, mit Ausnahme der Patente und Abschiede. Für erstere wird eine monatliche Gage, für letztere das vom Kaiser oder dem Minister unterschriebene Decret gewöhnlich mit 15,000 Reis bezahlt.

Ich habe häufig mit Vergnügen die Art und Weise bewundert, wie der Kriegs-Minister seine Geschäfte betreibt. Da die Thüren des Cabinets, welche zum Vorzimmer führen, gewöhnlich geöffnet sind, so erblickt man Sr. Excellenz hinter einem langen Tische, welcher mit versiegelten Gesuchen bedeckt ist. Mit überraschender Schnelligkeit überläuft er jedes derselben und schreibt auf einige von ihnen ein paar Worte, welche seine Verfügung enthalten; der größte Theil wird zerrissen und unter den Tisch geworfen; daß sind alle diejenigen, welche im Buche mit der Formel: naõ t. lug. abgefertigt werden. Schon der Name dieses Mannes: Baron von Lage, hat etwas ominöses. Wenn im alten Königlichen Frankreich ein Minister den Titel eines Grafen von der Bastille erhalten hätte, so würde er diesem analog seyn,

---

gen). Bestätigt es der Kaiser, so schreibt er die beiden Zeichen q. q. darunter, welches so viel heißt, als: es bleibe dabei.

da die Lage, ein befestigter Felsen vor dem Eingang der Bay, als Staatsgefängniß bekannt und verrufen ist.

Mündliche Versprechungen des Kaisers gelten wenig, noch weniger die seiner Gemahlinn, der Kaiserinn, welche mit edler Offenherzigkeit kein Geheimniß daraus macht, daß sie ohne allen Einfluß ist. Deshalb sind auch die schriftlichen Zusagen des Ritters von Schäffer, die mit der eigenhändigen Unterschrift der Kaiserinn versehen sind, wie er sie hin und wieder ertheilt, um seinen Versprechungen mehr Glauben zu verschaffen, den Besitzern derselben nicht viel werth, eben so wenig wie die Empfehlungsbriefe, welche er ihnen mitgiebt, da sie größtentheils an Personen gerichtet sind, die ihn kaum kennen oder bei welchen er auch übel berüchtigt ist. Ueberhaupt besitzt dieser Mann eine Unverschämtheit, die ihres Gleichen sucht. Unter andern hatte er seinen Geschäftsführer in Hamburg, Herrn Neumann, zum brasilischen Vice-Consul daselbst ernannt, ohne einmal das Gouvernement in Rio de Janeiro davon in Kenntniß zu setzen. Dieser ist auch, wie ich glaube, weder vom Senat in Hamburg angenommen, noch späterhin von der brasilischen Regierung bestätigt. In Rio de Janeiro, wo Neumann sich bei Privatpersonen als brasilischer Vice-Consul bekannt machte, wurde sowohl über seine Leichtgläubigkeit, als über die Frechheit des Ritters gelacht; von letzterer hatte man übrigens schon auffallendere Proben erlebt. Bei einer anderen Gelegenheit fühle ich mich vielleicht versucht, die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes

ausführlich zu erzählen; hier würde es mich zu weit von meinem Gegenstande entfernen.

Die große Anzahl von Officieren, welche mit den verschiedenen Transporten nach Rio de Janeiro kamen und Anstellung verlangten, machte die Errichtung mehrerer anderen Bataillone nothwendig, ehe noch das Erste vollzählig war. Es wurde demnach unter den schon in Dienst befindlichen und den neuangekommenen Leuten eine Auswahl getroffen; die, welche über sechs Fuß hielten, blieben Grenadiere, von den übrigen wurden zwei Jäger-Bataillone errichtet. Das Ganze führte den ursprünglichen Namen: Corps der Fremden, und wurde vom Obersten Bellard commandirt, der sich jetzt vom Bataillons-Commandanten zum interimistischen Chef einer Brigade emporgeschwungen hatte. Dies blieb er aber nur kurze Zeit. Dem Kaiser mochte seine Unfähigkeit einleuchten; um ihn zu entfernen, löste er das Corps als für sich bestehend auf, und vertheilte die drei Bataillone, woraus es zusammengesetzt war, unter verschiedene brasilische Brigaden. Bellard, dessen Empfindlichkeit gereizt war, der nicht Lust hatte, sich mit dem Commando eines Bataillons zu begnügen, da er früher vom Kaiser das Versprechen erhalten hatte, daß sein Corps, von der übrigen Armee getrennt, unmittelbar unter seinen Befehlen stehen solle, nahm seinen Abschied und kehrte nach Frankreich zurück. Chef des Grenadier-Bataillons wurde der Ritter Luiz dell' Hoste; Wood Yeathes erhielt das Commando des einen Jäger-Bataillons; Thiole das des

zweiten; das französische Commando wurde abgeschafft und die Benennung: Corps der Fremden, hörte auf. Einige Zeit nachher wurde noch ein zweites Grenadier-Bataillon errichtet und unter den Befehl des Majors von Ewald gestellt. Da sämmtliche Bataillone der brasilischen Armee eine fortlaufende Nummer haben, und je drei und drei eine Brigade bilden, so fand jetzt folgende Eintheilung der deutschen Bataillone statt:

Erste Brigade.

Grenadiere der ersten Linie.

Brigadier: Dom Franzisco da Costa de Souza Mazedo.

1stes Bat. Imperador. — Nach Montevideo detachirt.

2tes Bat. Deutsche. Chef — Oberst Luiz dell' Hoste. Garnison — Kloster San Bonto in Rio de Janeiro.

3tes Bat. Deutsche. Chef — Major Eduard von Ewald. Garnison — Rio de Janeiro.

Neunte Brigade.

Jäger, der ersten Linie.

Brigadier: General Rosadio.

25stes Bat. Paraquitos. Garnison — Praya Vermelha.

26stes Bat. Deutsche. Chef — Major Thiole. Garnison — Pernambuco.

27stes Bat. Deutsche. Chef — Major Wood Yeathes. Garnison — Rio de Janeiro.

Die Uniform der Grenadiere bestand aus langen blauen Röcken, mit rothem Kragen, rothen Aufschlägen und weißen Rabatten; die der Jäger war derjenigen ähnlich, welche die leichten Truppen der ehemaligen englisch-deutschen Legion trugen: kurze blaue Jacken mit kleinen Schößen und mit Schnüren besetzt, Kragen und Aufschläge hellgrün. Außerdem erhielt jeder Soldat eine Exercier-Jacke, ein paar blaue und zwei paar weiße Beinkleider. Schuhe und Stiefel mußte er selbst bezahlen, so wie auch alle anderen kleinen Montirungsstücke.

Von dem Solde, welcher, wie gesagt, täglich 10 Vintems betrug, blieb auf diese Weise wenig übrig. Dieser wurde folgendermaßen in Rechnung gebracht:

Brodgeld	2	Vintems.
Portion	2	—
Kleine Montirung . .	2	—
Masse	2	—
Baar	2	—
	10	Vintems.

Die Masse sollte so lange stehen bleiben, bis sie zu der Summe von 8000 Reis angewachsen war, und dazu dienen, den ausgedienten Soldaten einen kleinen Fond zu sichern, zugleich auch, um Desertionen zu verhüten. Da in Brasilien für jeden wieder aufgegriffenen Deserteur 8000 Reis bezahlt wird, (für entlaufene Sclaven ist der Preis, wie schon früher erwähnt ist, 12,600 Reis) so entschädigte sich die Bataillons-Casse bei vorkommenden Fällen von diesem Gelde; reichte es nicht zu, so mußte der Soldat, nachdem er seine Strafe überstanden hatte, so lange ganz umsonst dienen, bis jene 8000 Reis gut gemacht waren. Aber auch denjenigen Soldaten, welche ihren Abschied erhielten, wurde dieses Geld nie vollständig ausgezahlt; von den Bataillons-Commandanten sowohl als den Regiments-Quartiermeistern wurden Gegenrechnungen aller Art gemacht, und jene unglücklichen Leute waren gern mit der Hälfte ihrer rechtmäßigen Forderung zufrieden, da sie wohl wußten, daß desfallsige Beschwerden gar nicht berücksichtigt wurden.

Ueberhaupt herrscht in der brasilischen Armee ein System der Unrechtlichkeit, wovon sich ein Europäer kaum einen Begriff machen kann. Jeder Unterofficier läßt sich von solchen Leuten, welche durch ein Handwerk in den Stand gesetzt sind, Geld zu verdienen, die Wachen und sonstige Dienste sehr gut bezahlen und bürdet sie den übrigen gegen eine geringe Vergütung auf; der Chef der Compagnie theilt nicht selten diesen schmutzigen Ver-

dienst mit ihm. Für die kleinen Ausgaben, als Gewehr-Reparaturen, Schreib-Materialien u. s. w., werden diesem monatlich 10,000 Reis vergütet; nie wird aber ein Gewehr anders als auf Kosten des Soldaten reparirt, dem es zugehört; da der Capitain jene 10,000 Reis als einen Theil seines Soldes ansieht, und es schon für eine große Aufopferung hält, wenn er seinem Rechnungsführer 1000 Reis für Unterhaltung der Bücher und Anschaffung des Schreibmaterials abgiebt. Deshalb sind alle Waffenstücke auch in dem schlechtsten Zustande; nach jeder großen Parade, wobei in der Regel eine dreimalige Salve gegeben wird, muß ein Theil davon ausgeschossen werden. Der Quartiermeister verdient das Seinige an den Lebensmitteln, welche geliefert werden, und theilt mit dem Commandanten des Bataillons das Guthabende der Leute. Dieser theilt wieder mit dem Brigadier den Ueberschuß der Montirungsgelder, der sehr bedeutend ist, da das schlechteste Tuch und die elendeste Leinewand zu den Uniformstücken angeschafft und zu sehr hohen Preisen berechnet wird. Vorzüglich verstand der General Dom Franzisco sich in dieser Hinsicht auf seinen Vortheil; nicht zufrieden, das Gouvernement und die Soldaten zu betrügen, equipirte er auch einen großen Theil der Officiere seiner Brigade, welche nicht hinreichende Mittel hatten, ihre Uniformen sofort zu bezahlen; bei dieser Lieferung verdiente er mehr als die Hälfte. Wie man sagt, ist Dom Franzisco vor der Revolution Schneider gewesen, und ich glaube es auch; wenigstens habe ich mehr

als einmal gesehen, daß er die Scheere meisterhaft zu gebrauchen wußte.

Für die Verpflegung des Soldaten wird vom Gouvernement täglich 1 halbes Pfund Fleisch und 1 halbes Pfund Brod gut gethan; sie erhalten aber aus den obenerwähnten Ursachen so wenig, daß Reis und Bohnen ihr Hauptnahrungsmittel ausmachen müssen. Zudem ist das Fleisch von der schlechtesten Sorte, und das will in Rio de Janeiro, wo das beste nichts taugt, viel sagen; das Brod besteht größtentheils aus Maismehl, obgleich es für Waizenbrod bezahlt wird. Ein großer Theil der Soldaten verkauft es, um nur mehr Branntewein trinken zu können. Zweimal des Tages wird gekocht, abwechselnd Bohnen und Reis, keine andere Veränderung findet statt. Bei der Vertheilung der Suppe wird mit der größten Unreinlichkeit zu Werke gegangen. Der Inspections-Officier ist verpflichtet, sie zu kosten, und es gehört in der That viel Ueberwindung dazu, auch nur einen Löffel voll von dieser ekelhaften Brühe herunterzubringen. Der ärmste Sclave lebt ohne Frage besser als der deutsche Soldat in Brasilien; für 2 Vintems erhält er ein gutes, schmackhaftes Mittagsessen, während jener sich mit einer nüchternen, kraftlosen Suppe behelfen muß, die nur der Hunger genießbar machen kann. Was indessen den Zustand des Soldaten noch unerträglicher macht, ist der gänzliche Mangel an jeder Art von Bequemlichkeit, welcher in den Casernen herrscht. Zum Theil sind nicht einmal Pritschen vorhanden, die Leute

liegen auf der bloßen Erde, eine Schilfmatte und eine wollene Decke ist ihr Bett; von zahllosen Insekten gepeinigt, suchen sie im Branntewein Linderung ihrer Qualen und eine kurze Vergessenheit ihres Unglücks. Da dieser sehr wohlfeil ist, und viele sich sogar das Brod entziehen, um ihn in Uebermaß zu genießen, so kann man sich kaum eine Vorstellung von den Excessen machen, welche täglich statt finden. Barbarische Schläge sind die Folgen davon; es vergeht selten ein Tag, daß nicht mehrere abgestraft werden, mit 50, 100 bis 200 Hieben auf den bloßen Rücken, aber die Leidenschaft dieser Menschen ist so unüberwindlich, daß keine Furcht vor Strafe sie zurückhalten kann, sie bei jeder Gelegenheit, welche sich ihnen darbietet, von neuen zu befriedigen. Die Hospitäler sind mit diesen unglücklichen Menschen angefüllt; manche bringen die Hälfte ihres Lebens dort zu; einige sterben an den Folgen der Schläge oder werden ganz untauglich; andere, die eine stärkere Natur haben, setzen eine Art von Ehrgeiz darin, während ihrer kurzen Dienstzeit viele Tausende erhalten zu haben.

Bei einer solchen Behandlung ist es nicht zu verwundern, daß Desertionen sehr häufig sind. Uebrigens werden fast alle, die sich in's Innere des Landes begeben, wieder eingefangen; diejenigen hingegen, welche zur See zu entkommen suchen, selten entdeckt, obgleich jedes Schiff beim Auslaufen visitirt wird. Nur Kriegsschiffe aller Nationen sind von dieser Durchsuchung frei, und sie sind es gerade, die dem Kaiser seine besten Leute ent-

ziehen. Selten segelt eins ab, ohne daß nicht mehrere Soldaten in den verschiedenen Bataillonen fehlen. Die Strafe der Desertion sind 200 Schläge, welche mit dünnen Rohrstöcken auf den bloßen Rücken ertheilt werden. Manche haben sie drei bis vier Mal überstanden, ohne sich deshalb von neuen Versuchen abschrecken zu lassen; diese verzweifelten Menschen gehen lieber einem sicheren Untergange entgegen, als daß sie in einer Lage bleiben, die ihnen die unerträglichste von allen ist.

So bedauerungswürdig auch der Zustand der deutschen Soldaten in Brasilien ist, so ist er doch nicht mit dem zu vergleichen, worin sich der größte Theil ihrer Officiere befindet. Die Unmöglichkeit, auf eine anständige Weise zu leben, ohne einen Nebenerwerb zu suchen, wogegen sich jedes rechtliche Gemüth empört, unaufhörliche Chicanen und elende Zänkereien, denen sie ausgesetzt sind, Mangel an vernünftiger Unterhaltung und Entsagung aller derjenigen Bequemlichkeiten, woran der gebildete Europäer gewöhnt ist, eine grobe, pöbelhafte Behandlung von Seiten der höheren Officiere, dieses Alles macht den brasilischen Militairdienst so unerträglich, daß man gern jedes andere Geschäft ergreift, um sein Leben zu fristen. Auch sind die Beispiele ziemlich häufig, daß Officiere, nachdem sie eine Zeit lang gedient haben, ihr altes Handwerk wieder ergreifen, entweder Schuster oder Schneider werden, oder auch als Schiffsköche nach Europa zurückkehren.

Der Sold der Officiere, so beträchtlich er auch

scheint, ist lange nicht hinreichend, nur die gewöhnlichsten Bedürfnisse zu bestreiten. Er beträgt:

für den Alferes (Fähndrich) .	26,200	Reis
für den Lieutenant	28,200	—
für den Capitain	34,000	—
für den Major	45,000	—

und in diesem Verhältnisse fort. Der Chef eines Bataillons, wenn er Oberst ist, hat etwa 100,000 Reis, incl. der Pferde-Rationen; unverhältnißmäßig wenig in einem Lande, wo alle europäischen Bedürfnisse außerordentlich theuer sind, wo die Uniform kostbar und die Wäsche allein nicht unter 4000 Reis des Monats bestritten werden kann. Dazu kommt noch, daß die mehrsten Officiere, wenn sie in Rio de Janeiro ankommen, ohne Geld sind, folglich genöthigt werden, um sich zu equipiren, einen bedeutenden Vorschuß anzunehmen, der ihnen von ihrer Gage wieder abgezogen wird. Da dieser aber lange nicht zureicht, so fallen sie gewöhnlich Wucherern in die Hände, welche ihnen gegen 10 pCt. monatlich ihre Gage vorschießen. Unter zehn Officieren ist nicht einer, der nicht auf diese Weise mehrere Monate im Voraus wäre, so daß mancher nicht einmal die Hälfte von dem erhält, was ihm ursprünglich zukömmt.

Unter solchen Verhältnissen ist es natürlich, daß die schmutzigsten Mittel angewandt werden, um Geld oder Credit zu bekommen. Letzterer aber war in kurzer Zeit

so

so gesunken, daß kein Kaufmann, kein Handwerker einem deutschen Officier auch nur eine Kleinigkeit borgte. Zu Anfang war dies anders gewesen; ich habe einen Officier gekannt, der in einem Jahre mehr als 2000 Milreis (3000 Rthlr.) Schulden gemacht hatte. Man nannte ihn den Prinzen, weil er bei seiner Ankunft in Rio de Janeiro sich für einen solchen ausgegeben hatte. Seine Betrügereien kamen ihm nicht zu Gute; bei meiner Abreise befand er sich im größten Elende.

Nichts war mir lächerlicher, als wenn ich diese Menschen, deren tiefe Verworfenheit sich in allen ihren Handlungen zeigte, beständig von Ehre sprechen hörte, und in diesem Punkte so empfindlich sah, als wäre die ihre rein und fleckenlos, wie die des Ritters Bayard. Duelle waren an der Tagesordnung, doch wurden sie nicht allein mit Degen und Pistolen ausgemacht; eben so häufig wurde auch die Faust dazu gebraucht, und ich muß gestehen, daß diese Waffe sich am besten für ein Officier-Corps paßte, worin wahre Ehre ein Fremdling war, wo Neid und Verläumduug alle Bande der Cameradschaft längst zerrissen hatte, und wo jeder nur darauf ausging, auf dem Verderben eines anderen sein Glück zu gründen. Und welch' ein Glück! Was mich anbetrifft, so bin ich lieber Dorfschulmeister in Europa, als Kaiserlich brasilischer Stabs-Officier am Hofe von Rio de Janeiro.

Ich selbst habe während meiner kurzen militairischen Carriere in brasilischen Diensten mehr als ein Mal die

Erfahrung gemacht, daß bei moralisch-schlechten Menschen das sogenannte Point d honneur sich sehr gut mit einer niederträchtigen Handlungsweise verbinden kann, und dann zu einem ekelhaften Zerrbilde wird. Unter meinen Landsleuten in Rio de Janeiro fand ich wenig Freunde, weil ich es verschmähte, mir unter Leuten, die ich aus dem Grunde meiner Seele verachtete, eine Partei zu erwerben. Ich vermied die Gesellschaft meiner Cameraden geflissentlich, weil mir ihr ganzes Treiben zuwider war; das brachte die ganze Bande gegen mich auf. Es ging mir wie dem Bären in der Fabel. Da aber eben diese Menschen recht gut aus Erfahrung wußten, daß ich mich weder vor einer blanken Degenspitze, noch vor einer geladenen Pistole fürchtete, so griffen sie mich auf eine hinterlistige Weise an, indem sie mich in Händel zu verwickeln suchten, die mir Freiheit und Leben hätten kosten können.

Herr von S., der, wie schon früher erzählt ist, einige Ursache hatte, mich anzufeinden, brachte es durch seine Verläumdungen dahin, daß mehrere Officiere von dem Bataillon, worin ich diente, mich in einem Wirthshause überfielen, wo ich mit einigen Freunden beim Abendessen saß. Ich, wüthend über eine solche Niederträchtigkeit, ergriff ein Messer und warf mich auf einen von ihnen, der den Degen gegen mich gezogen hatte. Ich würde ihn ermordet haben, wenn ich nicht von meinen Freunden zurückgehalten wäre. Statt eines Dramas gab es ein elendes Lustspiel, welches keinem der

Mitspielenden zur Ehre gereichte; ich selbst schämte mich der Rolle, die ich, wiewohl gezwungen, darin übernommen hatte. Einige Tage nachher erhielt ich den Befehl, mich nach der Caserne zu verfügen, wo ich das ganze Officier-Corps bei dem Obersten Luiz dell' Hoste versammelt fand. Auf seinen Befehl mußte der Adjudant ein Schreiben vorlesen, welches im Namen sämmtlicher Officiere verfaßt, aber ohne Unterschrift war, worin diese sich über den Major Freire d'Andrade beklagten, der sie, ihrer Meinung nach, auf eine unwürdige Weise behandle. Nachdem es vorgelesen worden war, forderte der Oberst jeden einzeln auf, es zu unterschreiben. Ich weigerte mich sofort an einem Complotte Antheil zu nehmen, dessen Rädelsführer mir verhaßt waren; ein paar Franzosen und Engländer folgten meinem Beispiele, alle Andere unterzeichneten. Als späterhin mehrere derselben gestraft wurden, konnte ich eine geheime Schadenfreude nicht unterdrücken; das war aber auch die einzige Genugthuung, die ich davon hatte. Denn die Gunst des Obersten, welche ich mir bei dieser Gelegenheit in einem hohen Grade erworben hatte, verscherzte ich eben so bald wieder, ja dieses Ereigniß war die erste Veranlassung, daß ich mir seine ganze Ungnade zuzog.

Luiz dell' Hoste, Ritter vom hohen Orden des heiligen Stephan von Toscana, decorirt mit dem silbernen Kreuze für die Feldzüge im Süden, Oberst und Commandant eines Grenadier-Bataillons im Dienste Sr. Majestät des Kaisers, — es sey mir erlaubt, hier seinen

vollständigen Titel aufzuführen, da ich sonst wenig Gutes von ihm zu erzählen habe, — von Geburt ein Unger, ein Italiener, oder ein Deutscher, war im Gefolge der Kaiserinn nach Brasilien gekommen und hatte sich in einer Reihe von Jahren zu dem Range eines Obersten emporgeschwungen. Er konnte für einen Liebling des Kaisers gelten, wenn gleich dieser ihn oft auf die unzarteste Weise behandelte, bei welchen Gelegenheiten er nicht unterließ, die allerhöchsten Grobheiten Sr. Majestät mit gebührender Devotion in die Tasche zu stecken. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der eine solche Fertigkeit im Handküssen hatte. Der Kaiser mochte zu Pferde oder im Wagen sitzen, umgeben von seinen Garden, im stärksten Gedränge der Straße, immer wußte er einen Augenblick abzupassen, ihm seine Huldigung darzubringen; ja ich bin überzeugt, es würde ihm wie einem Kunstreiter gelungen seyn, die Kaiserliche Hand in Carriere zu küssen. In seinem Kopfe herrschte eine wahre babylonische Sprachverwirrung; Portugiesisch, Deutsch, Ungarisch und Italienisch mischte er zu einem Idiom, welches um so schwerer zu verstehen war, da selten Sinn in seiner Rede war. Seine Ideen, wenn er wirklich dergleichen hatte, waren so confus, dabei war er so vergessen, daß er manchmal für wahnsinnig gehalten wurde. Gegen Abend war er in der Regel betrunken; aber dieser Zustand paßte so gut zu seinem Betragen, wenn er nüchtern war, daß man zwischen beiden keinen großen Unterschied wahrnahm. Er war hinter-

listig wie ein Italiener, und mißtrauisch wie ein Deutscher, dabei eben so empfindlich gegen seine Untergebenen, als er fühllos gegen eine unwürdige Behandlung war, wenn sie von hoher Hand kam. Fanatismus, Geiz und schmutzige Wollust bildeten die Grundzüge seines Characters, seine unbegrenzte Dummheit machte ihn nur noch gefährlicher. Von seinen Officieren wurde er spottweise der Alte vom Berge genannt, von den Brasiliern Cavallo (das Pferd), eine Anspielung auf seine Ritterwürde (Cavaliere), worauf er sich viel zu Gute that, vom Kaiser häufig Burro (Esel). Dom Pedro pflegt übrigens mit diesem letzteren Titel sehr verschwenderisch zu seyn; dem Obersten Luiz dell' Hoste wurde er indessen nicht als Gnade, sondern seiner Verdienste wegen beigelegt.

Die Gnade eines solchen Mannes paßte nicht für einen Character, wie der meinige ist; es wäre mir sonst ein leichtes gewesen, durch ein wenig Schmeichelei und durch einen nach dortigen Begriffen sehr geringen Grad von Niederträchtigkeit mir seine Gunst und sein Vertrauen in einem hohen Grade zu erwerben. Er selbst machte mir den Vorschlag, ihm bei vorkommenden Gelegenheiten über verschiedene meiner Cameraden, die nicht zu meinen Freunden gehörten, Mittheilungen zu machen; statt in einen Plan einzugehen, der meiner Rache die glänzendste Genugthuung versprach, hatte ich die Unvorsichtigkeit, ihm geradezu zu erklären, daß, wenn er einen Spion gebrauche, er in mir kein passendes Subject dazu fände. Diese eine Aeußerung war hinreichend, seinen

ganzen Haß zu erregen; es dauerte nicht lange, so empfand ich schon seine Rache. Da ich indessen in meinen Dienstverhältnissen sehr pünktlich war, so beschränkte sich diese anfangs nur darauf, daß ich ein paar Mal wegen geringer Vergehungen Arrest erhielt. Eine solche Strafe wird in Brasilien, wo ein Theil der Officiere Monate, ja selbst Jahre lang auf den Festungen sitzt, für nichts geachtet. Ich wurde daher im höchsten Grade überrascht, als mir durch einen Tagsbefehl eröffnet wurde, daß Sr. Majestät beliebt habe, mir meinen Abschied zu ertheilen, und der Oberst als Grund dieses willkührlichen Verfahrens nur den anführte: daß es schiene, als fände ich keinen Geschmack am brasilischen Dienste. Ich war weit entfernt, die Wahrheit dieses Grundes zu leugnen, und hatte bei dieser Gelegenheit mit meinem Chef eine vertrauliche Unterhaltung, die mir unter anderen Umständen vielen Spaß gemacht haben würde. Leider war aber meine Lage zu kritisch, als daß ein anderes Gefühl in mir aufkommen konnte, als Furcht vor der Zukunft. Ich versank in eine Art von Muthlosigkeit, welche mich bestimmte, um jeden Preis nach Europa zurück zu kehren.

Da der Vorschuß, welchen ich zu meiner Equipirung erhalten hatte, noch lange nicht zurückgezahlt war, so wurde mir die Wahl gelassen, ob ich den Rest baar erstatten oder so lange umsonst dienen wolle, bis er durch meinen Sold gedeckt sey. Um mich nicht ganz von Geld zu entblößen, entschloß ich mich zu letzterem. Ich diente demnach noch zwei und einen halben Monat Sr. Majestät

ganz umsonst, und benutzte zugleich diese Zeit, meine begründeten Ansprüche auf eine freie Rückfahrt nach Europa geltend zu machen. Der Kaiser, dem ich meine Lage vorstellte, gab mir die besten Versprechungen; der Herr von Miranda interessirte sich für mich persönlich beim Kriegsminister; dennoch wurde mein Gesuch abgeschlagen. Ich wandte mich an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; der Chef desselben, Visconde Inhambupe de Cima, bedauerte, daß ihm kein Fond zu ähnlichen Unterstützungen angewiesen sey, versprach mir aber eine anständige Passage auf dem Linienschiffe Joaõ VI., welches damals nach Livorno bestimmt war, um den Infanten Dom Miguel abzuholen. Diese Gelegenheit zerschlug sich auch wieder, und so sah ich mich von Tage zu Tage hingehalten. Meine Lage wurde immer mißlicher; meine Gesundheit hatte gelitten; ich konnte lange nicht so viel verdienen als ich brauchte; mein kleiner Fond schmolz immer mehr zusammen; ich sah der traurigsten Zukunft entgegen.

Ohne Hoffnung auf einen günstigen Erfolg fuhr ich eines Tages nach S. Christovaõ zur Kaiserinn. Es war das zweite Mal, daß ich diesen Weg machte, und so wie ich mich früher getäuscht gesehen hatte, erwartete ich auch diesmal keinen genügenden Erfolg von meinen Bemühungen. Ich traf die Kaiserinn im Garten und stellte ihr meine Lage mündlich vor. Zugleich überreichte ich ihr ein Sonnett, welches ich mit vieler Mühe gedichtet hatte, weil ich wußte, daß dies das beste Mittel sey, ihr

Interesse zu erregen. Die Kaiserinn las es aufmerksam durch und sagte mit einer angenehmen Freundlichkeit: recht hübsch! in der That, sehr hübsch! Dann befahl sie einem Kammerherrn, der sich in ihrem Gefolge befand, mir 200 Milreis aus ihrer Privat-Casse auszuzahlen. Ich küßte die Kaiserliche Hand und fuhr mit dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit zur Stadt zurück.

Das Sonnett mag hier, so schlecht es ist, seinen Platz finden; vielleicht hat es nur das Gute, daß es gut bezahlt ist. Aber wie wenige Gedichte können sich dieses Vorzugs rühmen!

Sonnett,

Ihrer Majestät

der

Kaiserinn Caroline Leopoldine

gewidmet.

Wo Rio längs dem blüh'nden Meeresstrande
Die Riesenarme zwischen Felsen streckt,
Bescheiden sich und ihre Pracht versteckt,
Weil größ'res als Natur in diesem Lande
Kein Künstler schafft; da, wo aus blauem Sande
Das reinste Gold des Baches Welle leckt,
Den Diamant der reiche Boden deckt,
Da sah ich dich im strahlenden Gewande:

Gemahlinn von Dom Juan's Heldensohne,
Wirst Du mit ihm gefeiert und glücklich leben,
Doch darf ich dreist bis zu dem gold'nen Throne,
Darf bis zu Dir den freien Blick erheben,
Denn Herzensgüte hat die Kaiserkrone
Mit einer Himmelsglorie umgeben.

Am anderen Morgen ging ich zum Kammerherrn, welcher mir seine Wohnung bezeichnet hatte. Se. Excellenz sprach in allgemeinen Ausdrücken über die Erschöpfung der Kaiserlichen Casse, über die Nothwendigkeit, daß ich warten müsse, dann über seine Bereitwilligkeit, mir die Summe vorzuschießen, wenn ich in Verlegenheit wäre. Ich wußte recht gut, worauf das hinauslief, quittirte über 200 Milreis und empfing 150 baar ausgezahlt.

Diese Summe reichte kaum hin, meine nothwendigsten Ausgaben zu bestreiten; meinen Plan, nach Europa zurückzukehren, mußte ich auf bessere Zeiten verschieben. Auch lebte ich während dieser Periode sehr angenehm; meine Sprachkenntnisse verschafften mir hinreichenden Verdienst, ich war frei und unabhängig, nur meine Gesundheit verschlimmerte sich von Tage zu Tage, und ich mußte bald alle Hoffnung aufgeben, unter diesem Clima und bei einer Lebensart, wie ich sie führte, je wieder hergestellt zu werden. Ein glückliches Ungefähr und die Freundschaft des besten Mannes gewährte mir die Erfüllung meines heißesten Wunsches. Dir, guter Jacob

von der W—n, verdanke ich Gesundheit und Leben, und was mehr als dieses gilt, mein wiedergewonnenes Vertrauen auf die Menschheit und den glücklichen Einfluß meiner Sterne. An Bord desselben Schiffes, welches mich nach Brasilien gebracht hatte, kehrte ich nach Europa zurück. Wie ein Traum lag die nächste Vergangenheit hinter mir; möge ein freundliches Erwachen ihm folgen!

Bei meiner Abreise von Rio de Janeiro bedauerte ich nichts mehr, als daß Major Heise, dessen ich schon früher erwähnt habe, abwesend war. Durch den Einfluß seiner englischen Freunde war es ihm endlich gelungen, als Major im Generalstaabe angestellt zu werden. Für ihn war dies ein Glück zu nennen; er gefiel sich nicht im ruhigen Kreise beschränkter Thätigkeit. Jeder Andere wäre mit einer Lage zufrieden gewesen, die ihm ein bequemes und sicheres Auskommen gewährte. Seinem Geiste genügte sie nicht. Und in der That bedarf man einer solchen Characterstärke, einer solchen Schmiegsamkeit, wie er beides in sich vereinigt, um in einer militairischen Carriere als Ausländer in Brasilien sein Glück zu begründen. Er war vom Kaiser in die südlichen Provinzen geschickt, um eine Art von Guerilla zu organisiren. Seine ferneren Schicksale sind mir unbekannt, indessen zweifle ich nicht, daß auch er sein Ziel erreichen wird.

Major Eduard von Ewald, welcher das dritte Grenadier-Bataillon commandirte, hatte seinen Abschied ge-

nommen. Empfindlich, daß der Oberst Cutter zum Chef desselben ernannt wurde, zog er es vor, von der Gnade einer Frau, der Donna Gertrudis, abhängig zu seyn, als von den Launen des Kaisers, dessen Gunst er ganz verloren hatte. Mit dieser Dame lebt er in der Nähe der Stadt auf einem reizenden Landsitz. Nur Eins steht zu befürchten: daß diese philosophische Verbindung nicht von langer Dauer seyn wird. Eigennutz ist die gefährliche Klippe, woran die Liebe der Weiber scheitert; großer Aufopferungen sind sie selten fähig.

Auch die beiden Jäger-Bataillone hatten andere Chefs erhalten. Zum Chef des 26sten, welches in Pernambuco steht, wurde der Oberst, Graf von Escargnoles ernannt; der Oberst Mac-Gregor erhielt das 27ste. Thiole, ein schlauer Italiener, wußte sich in die Umstände zu schicken; Wood Yeathes zeigte schon einige Empfindlichkeit. Beide blieben im Dienst.

Ein ungewöhnliches Glück machte der Rittmeister Hanft. Er kam zu Anfang des Jahrs 1826 nach Rio de Janeiro, und wurde bald nachher als aggregirter Oberst im 2ten Grenadier-Bataillon angestellt. Durch eine grenzenlose Schmeichelei erwarb er sich die Gnade des Kaisers, ein Mittel, welches um so schwerer in Anwendung zu bringen war, da er selbst kein Wort von der Landessprache verstand. Indessen hatte er auch dafür gesorgt; sein Secretair mußte alle Reden, welche er je zum Lobe des Kaisers gehalten hatte, und deren waren nicht wenige, ins Portugiesische übersetzen. Sie und

die Empfehlungen seines Freundes, des Ritters von Schäffer, beförderten ihn gegen alle Erwartung zu einem so bedeutenden Posten. In effectiven Dienst trat er nicht, auch war er ganz unfähig dazu. Mit der Aussicht, im diplomatischen Fache angestellt zu werden, kehrte er nach Europa zurück. Bald nach seiner Rückkehr ist er in Hamburg gestorben.

Liljenhöck til Fördala, ein Schwede, im nördlichen Deutschland wegen seiner demagogischen Umtriebe bekannt, starb als Capitain im Ingenieur-Corps zu Rio de Janeiro. Suckow, einer der genialsten Deutschen, welcher sein Glück auf der südlichen Halbkugel versucht hat, wurde auch hier von seinem alten Unstern verfolgt. Er hatte im Duell seinen Gegner leicht verwundet, und dieser hatte die Gemeinheit, die Sache zur Anzeige zu bringen. Herr von Suckow saß bei meiner Abreise schon länger als sechs Monate auf der Festung, und es war wenig Aussicht da, daß er seine Freiheit wieder erlangen werde. Indessen habe ich späterhin mit großem Vergnügen erfahren, daß er endlich freigesprochen und als Major im Generalstaabe angestellt ist.

Die meinem Werke beigefügte Liste enthält die Namen sämmtlicher Officiere, welche bis Ende des Jahrs 1826 in den vier fremden Bataillonen dienten. Zugleich habe ich einige andere hinzugefügt, welche theils im Ingenieur-Corps, theils im Generalstabe angestellt sind. Mich über das Schicksal eines jeden einzelnen weiter auszulassen, paßt nicht zu dem Plan meines Werkes;

indessen bin ich erbötig, desfallsige Anfragen ausführlich zu beantworten. Verbindungen, die ich fortdauernd in der Hauptstadt von Brasilien unterhalte, setzen mich dazu vollständig in den Stand.

Das Schicksal der Colonisten ist im allgemeinen nicht besser als das der Soldaten. Obgleich nicht zu leugnen ist, daß das Gouvernement vieles für sie thut, so kommt ihnen leider wenig davon zu Gute, indem die Summen, welche zu ihrer Unterstützung angewiesen sind, größtentheils von denjenigen Beamten untergeschlagen werden, die mit ihrer Vertheilung beauftragt sind. Nur dem Chef der auswärtigen Colonisation, Monsenhor Miranda Machado, muß man es zum Ruhme nachsagen, daß er nicht allein ein ehrlicher, sondern auch ein Mann von dem vortrefflichsten Herzen ist, der Alles, was in seinen Kräften steht, aufbietet, um die Lage der Colonisten zu verbessern, der selbst große Aufopferungen macht, um einzelnen von ihnen zu helfen, dem es aber an Energie fehlt, diejenigen Mißbräuche abzustellen, die sich von Anfang an in ein System eingeschlichen haben, dessen Hauptzweck war, dem Kaiser Soldaten zu verschaffen.

Wie schon früher gesagt ist, werden alle diejenigen Leute, welche auf Kosten der Regierung nach Brasilien reisen, wenn sie nur irgend zum Dienste tauglich sind, zu Soldaten gemacht, sobald sie dort ankommen. Dadurch werden den Familien die rüstigsten Arme entzogen;

alte Leute, Weiber und Kinder, werden nach der Colonie geschickt. Diejenigen, welche ihre Ueberfahrt aus eignen Mitteln bezahlt haben, sind frei; weiter haben sie aber auch gar keinen Vorzug. Vom Gouvernement werden das erste Jahr nach ihrer Ankunft für jeden Colonisten acht Vintems täglich bezahlt; für Kinder wird die Hälfte gut gethan. Da indessen nach einer neueren Bestimmung ihnen dieses Geld nicht baar ausgezahlt wird, sondern sie eine Natural-Verpflegung erhalten, so fließt es größtentheils in die Taschen der Inspectoren und ihrer Lieferanten. Schon in der Nähe der Stadt werden die Colonisten auf die elendeste Weise verpflegt; man kann sich also leicht vorstellen, wie wenig sie mehrere hundert Meilen davon entfernt erhalten werden. Für das zweite Jahr wird die Hälfte dieser Unterstützung verabreicht; späterhin müssen sie sich allein forthelfen.

Die Colonie Neu-Freiburg liegt nur wenige Tagereisen von der Hauptstadt entfernt. Die Wege sind aber so schlecht, daß die Colonisten ihre Producte nicht absetzen können. Wie groß die Armuth ist, welche dort herrscht, kann man schon daraus abnehmen, daß viele derselben freiwillig Soldaten wurden, als das sogenannte Fremden-Corps errichtet ward, und andere sich als Bettler umhertreiben, um auf die kärglichste Weise ihr Leben zu fristen.

Während der beiden Jahre, die ich in Brasilien verlebt habe, wurden alle Colonisten, welche ankamen, nach Rio grande do Sul geschickt, wo in einer bedeutenden

Entfernung von der Küste die Colonie San Leopoldo gegründet ist. Ich habe viele derselben, welche nach Rio de Janeiro zurückkehrten, gesprochen; alle schilderten die Lage der dortigen Deutschen als höchst traurig. So wenig Vorkehrungen waren zu ihrem Empfange getroffen, daß sie Monate lang unter freiem Himmel liegen mußten, ehe ihnen Land angewiesen und Hütten erbauet wurden. Auch fand der Major Heise, als er späterhin in diese Provinz geschickt wurde, dort Menschen genug, welche es vorzogen, unter seinem Corps Dienste zu nehmen, als länger einen Boden zu bebauen, welcher ihnen bei der härtesten Arbeit kaum die nothwendigsten Subsistenzmittel reichte. Ueberhaupt paßt der Europäer unter diesem Clima nicht zum Feldbau; Pflug und Egge kennt man in Brasilien nicht, das Land muß mit der Hacke bearbeitet werden. Dazu kommt noch, daß der Caffee, das einzige Product, welches im Innern des Landes Gegenstand des Handels ist, einen vortrefflichen Boden erfordert, und erst nach dem langen Zeitraume von drei Jahren eine sparsame Aernte gewährt; endlich, daß die Communicationen in den entfernteren Provinzen noch bei weitem schwieriger sind, als in der Nähe der Hauptstadt. Alles, was der Major von Schäffer in seinem Werke über Brasilien von dem Viehbestande und den Ackerwerkzeugen sagt, welche den Colonisten geliefert werden, ist unwahr; höchstens erhalten sie eine Hacke, ein Beil und eine Säge, um die undurchdringlichen Urwälder auszurotten, womit das ihnen zugetheilte Land bedeckt ist.

Das Pflücken des Caffee's ist bekanntlich eine der ungesundesten Arbeiten. Da diese Frucht nach und nach reift und die abgefallenen Bohnen wenig taugen, so müssen jeden Morgen vor Sonnenaufgang die damit beschäftigten Leute sich den verderblichen Wirkungen des Thaues, womit die Bäume bedeckt sind, und während des Tages einer tropischen Sonne, deren brennende Strahlen auf ihre durchnäßten Kleider fallen, zum großen Nachtheil für ihre Gesundheit aussetzen. Eine solche plötzliche Abwechselung der Temperatur hält kein Weißer aus, es sey denn, daß er wie der Neger nackt ginge. Und wahrscheinlich wird es auch auf den brasilischen Colonien sehr bald dahin kommen, da die Leute zu arm sind, um sich Kleider anzuschaffen. Dann wird die Farbe allein einen Unterschied zwischen weißen und schwarzen Negern bilden. Wie viele werden aber nicht bei diesem Versuche, zum Naturzustande zurückzukehren, ihr Leben verlieren!

Das Clima von S. Leopoldo ist für den Caffee schon zu kalt; die Aernten fallen in der Regel schlecht aus. Nähert es sich auf gewisse Weise mehr dem von Europa, so ist dieser Umstand doch für die Colonisten sehr nachtheilig, da sie sich größtentheils auf den Bau von Mais, Manioc, Bohnen und solcher Früchte beschränken müssen, die kein eigentlicher Gegenstand des Handels sind. Dadurch werden sie in die Unmöglichkeit versetzt, baares Geld zu gewinnen, welches ihnen wiederum ganz unentbehrlich ist, um sich mit Ackerwerkzeugen,

gen, Kleidung und anderen Artikeln zu versorgen, die zum Leben eines halbcivilisirten Menschen gehören. In Brasilien ist der Weiße zum Handel bestimmt. Selbst der Handwerker arbeitet nicht, sondern er macht nur, daß andere für ihn arbeiten. Ohne Sclaven und ohne Geld ist er häufig in einer bei weiten traurigeren Lage als diese. Er selbst genießt nicht die Früchte seines Fleißes. Erst wenn er durch große Anstrengungen so weit gekommen ist, daß er ein paar Sclaven kaufen und ein eignes Geschäft anfangen kann, sieht er einer besseren Zukunft entgegen.

Bei alle dem rathe ich jedem fleißigen oder geschickten Arbeiter, der sein Glück machen will, nach Brasilien zu gehen; nur muß er seine Ueberfahrt selbst bezahlen, damit er nicht bei seiner Ankunft zum Soldaten gemacht wird, denn dies würde alle seine Aussichten zerstören. Der Lohn eines Handwerksgesellen in Rio de Janeiro steigt bis zu 1000 Reis täglich, und noch höher, wenn er z. B. Uhrmacher oder Goldarbeiter ist. Führt er sich gut auf, ist er mäßig und sparsam, so wird er sich bald ein kleines Capital sammeln. Auch ist es nicht schwer, zu irgend einem Etablissement Credit zu finden, freilich gegen sehr hohe Zinsen (gewöhnlich 15 pCt.); aber der Verdienst steht auch mit diesen in Verhältniß. Ein Handwerker, der rohe Sclaven ankauft und sie selbst zu seinem Geschäfte abrichtet, hat nicht allein den Vortheil, daß der Unterhalt seiner Gesellen ihn fast nichts kostet, sondern sie selbst werden für ihn ein Handelsartikel,

wobei er außerordentlich verdienen kann. Ein roher Sclave wird mit 200 Milreis bezahlt; ist ein guter Schneider oder Schuster aus ihm gemacht, so kostet er 800 bis 1000. Wer also auf diese Weise mit seinem Geschäfte erst einmal im Gange ist, muß binnen kurzer Zeit ein reicher Mann werden. Auch kehren viele Handwerker, vorzüglich Portugiesen, mit großem Vermögen in ihr Vaterland zurück.

Wer mit einem mäßigen Vermögen nach Brasilien kommt, kann auch als Grundbesitzer sein Capital auf das vortheilhafteste anlegen. Besitzt ein solcher etwa 10 bis 20,000 Thaler, so ist er im Stande, eine sogenannte Cismarie anzunehmen; so werden nämlich diejenigen Besitzungen genannt, welche von der Regierung verschenkt werden. Gewöhnlich sind sie eine Quadratstunde groß. Die Gebühren für die Schenkungs-Urkunde betragen etwa 1500 Thaler. Hat man einige Kenntniß von der Gegend, wo man sich niederzulassen beabsichtigt, wendet man vielleicht außerdem 1000 Thaler auf, um seinem Gesuche Nachdruck zu geben, so sieht man sich im Besitz von 5000 Morgen des vortrefflichsten Bodens. Einen Theil des Capitals legt man in Sclaven an, errichtet Gebäude von den einfachsten Materialien, die man auf seinem eigenen Grund und Boden in Ueberfluß findet, und behält eine bedeutende Summe übrig, weil man darauf gefaßt seyn muß, in den ersten Jahren gar keine Einnahme zu haben. Das Gesetz bestimmt, daß in fünf Jahren die Cismarie in Befriedigung gelegt werden

muß, und die Regierung ist ermächtigt, Alles, was nach 20 Jahren nicht cultivirt ist, zurückzunehmen. Diese beiden Bedingungen machen es nothwendig, alle Kräfte aufzubieten, den Urwald auszuroden, und seiner Besitzung wenigstens den Schein von Cultur zu geben. Die Anlage von Wegen, von Canälen, behuf der Communication oder der Bewässerung, die Errichtung anständiger Gebäude erfordert außerdem ein bedeutendes Capital, was sich aber bald auf eine außerordentliche Weise verzinsen wird. Nur für die ersten Jahre muß der Besitzer auf alle europäischen Bequemlichkeiten Verzicht leisten; auf keine unnütze Weise darf er sein Geld versplittern; sein Blick muß beständig auf die Zukunft gerichtet seyn; von ihr muß er Entschädigung für seine Entsagungen erwarten. Wenn das Glück dann seine Unternehmung begünstigt, so wird er nach Verlauf von 20 Jahren eine bei weiten höhere Rente haben, als das Capital war, welches er ursprünglich angelegt hat, und die Ueberzeugung, seinen Nachkommen eine Besitzung zu hinterlassen, welche an Größe und Werth manche deutsche Grafschaft übertrifft.

Liste

derjenigen Officiere, welche seit Errichtung des Fremden-Corps in Kaiserlich brasilischen Diensten gestanden haben und noch stehen.

2tes Grenadier-Bataillon der ersten Linie *).

Commandant: Oberst-Lieutenant Bellard, außer Dienst.
— Major Baron von Moillet, a. D.
— Capitain Thiole, zum 26. Jägerbat. versetzt.
— Oberst, Cavaliere Luiz dell' Hoste.
Graduirter Oberst Hanft, starb in Hamburg.
Oberst-Lieutenant Manuel Freire d'Andrade.

---

*) Da die Benennung: Corps der Fremden (Corpo dos Estrangeiros) während meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro aufgehört hatte, und die einzelnen Bataillone, woraus es bestand, unter verschiedene brasilische Brigaden vertheilt waren, so erhielten sie auch eine fortlaufende Nummer mit den übrigen National-Truppen. Die erste Grenadier-Brigade wurde durch das Bataillon Imperador und durch das 2te und 3te Bataillon formirt; diese beiden letzteren waren Deutsche. Brigadier: Dom Francisco de Souza Mazedo. Brigade-Adjudant: Dom Pedro Guerra e Drago.

Major Rudolph Ith, abgegangen, lebt auf der Colonie Neu-Freyburg.

Adjudant, Lieutenant Romillac, zum 26. Jägerbataillon versetzt.

Adjudant, Fähndrich Schmieding.

Quartiermeister Ferreira.

Bataillons-Chirurgus Dr. Mangold.

— — aggregirt Kapp.

Assistent-Chirurgus Erbe.

— — Münkeberg, nach Montevideo detachirt.

— — Steinfeld.

Capellan Cadoville.

Secretair, Lieutenant N. N.

Capitains.

Witt, außer Dienst.
von Suckow.
Duart, außer Dienst.
Bode.
Müller.

Lieutenants.

Lac.
Goßlar, gestorben.
Ewbank.
Schwabe, außer Dienst.
Schlichthorst, a. D.
Junghans.
Grive, a. D.
Baron von Leenhoff, a. D.
Wickenhagen.
Müller, starb 1826.
Pelkowsky.
de Wickede, a. D.
Gävekoth.
Hantelmann.

Fähnrichs.

von Wissel, a. D.
Langsdorf, a. D.
d'Ecrey.
Schäffer, a. D.
von Strube.
Hagström.
Baron von Trautenberg.
Michel.
von Uslar, zum 26. Jägerbataillon versetzt.
Lüden I.
Lüden II.

3tes Grenadier-Bataillon der ersten Linie.

Commandant, Major Eduard von Ewald, a. D.
— Oberst Cutter.
Aggregirter Major Brito.
Adjudant, Fähnrich Grünhagen.
Quartiermeister, Fähnrich N. N.
Secretair, Fähnrich Rocque Colaco de Viega Vidal.
Bataillons-Chirurgus, Dr. Niemeyer, gestorben.
Capitain Kölz.
— Gräffner.
— Capitain Dreyer.

Lieutenants.

de la Vallée.
L. Meyer.
Weber, a. D.
Rüther.
Auger.
Haase, a. D.
Siegener.
von Alten.
Bondeu.
Pelt.
von Weyhe.
Schrader, a. D.

Fähnrichs.

Menecke.
Parish.
Prahl.
Wolf von Weddig.
Bornemann.
Lackemann.
von Hadermann, a. D.
von Gull.
Unzelmann.
Bamberger I.
Bamberger II.
von Falkenstein.
Dony.

26stes Jäger-Bataillon der ersten Linie.

Garnison: Pernambuco.

Commandant, Oberst Graf d'Escargnoles, befand sich im August 1826 in Rio de Janeiro.
— Oberst Mac Gregor, zum 27. Jägerbat. versetzt.
Aggregirter Major Thiole.
Adjudant, Lieutenant St. Brisson.
Bataillons-Chirurgus Meyer.
Assistent-Chirurgus Vollesky.
— — Kupfender.
Capitain Schumacher, a. D.

Lieutenants.

Schrambach.
Romillac.
Knorr, a. D.
de Ornflycht I., a. D.
von Lienau, a. D.
Jahn.
Fürstenrecht.
Puff.

Fähnrichs.

Hamlet.
Bohn.
Lotze.
de Ornflycht II., a. D.
Perrier.
de Uslar.
Willing.
Koop.
Zacharias.
Baumann.
Müller.
von Kiesewetter.
Plaat van Steen.

27stes Jäger-Bataillon der ersten Linie.

Commandant: Oberst Mac Gregor.
Major Wood Yeathes.
Adjudant, Lieutenant von Bülow.
Quartiermeister, Fähnrich Hohnhorst.
Secretair, Lieutenant Knaack.
Bataillons-Chirurgus Galesi.
— — aggregirt Scot.
— — aggregirt N. N., a. D.
Assistent-Chirurgus Alt.
— — Reif, beim Hospital commandirt.
— — Gehring, nach Montevideo detachirt.
Capitain Garoni.
— von Friederichsen.

Lieutenants.

Mercadier, gestorben.
Leon, a. D.
Plevoets.
Gatticker.

Leeb, gestorben.
de Cojet, a. D.
von Lotzow.
von Arenschild.

Fähnrichs.

Bornemann.
Henner.
Schröder.
Waldmann.
Abele.
Galloway.
von Scherwinsky.
Augier, a. D.
Fortegato.
Seidler.
Ottmer.

Major Otto Heise, errichtet ein Frei-Corps zu Porto-Allegro.
Adjudant Pfeil.
Lieutenant, Baron von Kettler.
— Baron von Leenhoff.
Capitain bei der Cavallerie vom Süden, von Quast.

Fremde Officiere im Ingenieur-Corps.

Oberst Müller, in Montevideo.
— von Eschwege, mit Urlaub in Europa.
Major von dem Busche, in Pernambuco.
Major Varnhagen, nach Europa zurückgekehrt.

Capitain von Liljenhöck, gestorben.

— Kretschmann.

— von Seveloh, in Montevideo.

Lieutenant Hartmann.

— Wertheim.

— Hallfeld, auf Urlaub in der Provinz Minas, wo er bei der englischen Minen-Gesellschaft angestellt ist.

— Bastide, mit Urlaub in Frankreich.

LBO 20

LIBRARY OF CONGRESS
0 015 900 041 2